


HIERONYMUS
ANDOVER-HARVARD
THEOLOGICAL LIBRARY

Geschichte

der

Religion Jesu Christi.

von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg.

fortgesetzt

von

Friedrich v. Kerz.

Fortsetzung vierter Theil.
Erste Abtheilung.

Mainz 1828.

in der Simon Müllerschen Buchhandlung.

Geschichte

der

Religion Jesu Christi.

Von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgesezt

von

Friederich v. Kerz.

Fortsetzung vierter Theil.
Erste Abtheilung.

Mainz 1828,
in der Simon Müllerschen Buchhandlung.

Geschichte
der
Religion Jesu Christi.

Von
Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgesetzt

von

Friederich v. Kerz.

Neunzehnter Band.
Erste Abtheilung.

Mainz 1828,
in der Simon Müllerschen Buchhandlung.

Geschichte

der

Religion Jesu Christi.

Von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg.

fortgesetzt

Wiesbaden, gedruckt bei Ludwig Riedel.

von

Friedrich v. Kerz.

Neunzehnter Band.

Erste Abtheilung.

Mainz 1828.

In der Simon Müller'schen Buchhandlung.

Des zweiten Zeitlaufes siebzehnter Zeitraum.

Von dem Regierungsantritt Justinian's des Großen 527 bis zu dessen Tode 566.

I.

1. Nicht unbedeutend war das Erbe, das dem glücklichen Sohne der Bigleniza,*) durch den Tod seines Oheims anheimfiel. Die Grenzen des oströmischen Reiches waren beinahe noch dieselben, wie zu den Zeiten Theodosius des Großen. Alle jenseits des adriatischen Meeres von Rom einst bezwungene Nationen gehorchten noch immer dem Kaiser von Constantinopel und das Reich, das er beherrschte, erstreckte sich auch jetzt noch, wie unter dem Vater des Arcadius, von dem rechten Ufer der untern Donau bis an die albanischen und iberischen Thore,**) und

Einleitung.

*) So hieß Justinian's Mutter, gleich dessen Vater Istok, ebenfalls in Dardanien von äußerst dürftigen Aeltern aus dem niedrigsten Stande geboren. Nach der Thronerhebung des Justinus, ward auch der Name Bigleniza von den Römern in Vigilantia verwandelt.

**) Die beiden Hauptpässe von Norden gegen Süden des in einer Länge von mehr als 120 Meilen sich hinziehen-

von dem Fuße des Kaukasus bis an den Euphrat und die Grenzen Aethiopiens und Abissiniens.

2. In den zwei und siebzig, größtentheils von der Natur überschwänglich gesegneten Provinzen zählte Hierocles, ein Zeitgenosse Justinians, über neun hundert acht und dreyßig Städte, wovon mehrere, in Ansehung ihrer Bevölkerung, ihres Reichthums und der Pracht ihrer Gebäude, den ehemaligen Königssitzen des Orients sich gleichstellen konnten. Ein größtentheils mildes und freundliches Clima vermehrte überall den Vegetationstrieb der Natur, gab der Erde eine verdoppelte erzeugende Kraft; und ward ländliche Betriebsamkeit nicht durch den Druck einer raubgierigen Verwaltung gelähmt, so lohnte die Fruchtbarkeit eines dankbaren Bodens oft zehnfach den Schweiß und die Arbeit des Landmanns. Ohne selbst Mangel besorgen zu müssen, lieferte der schmale aber volkreiche Landstrich Aegyptens noch immer den Einwohnern von Constantinopel jährlich zweimal hundert tausend Malter Korn, und bezahlte, ohne zu murren, noch überdies achtzig tausend Goldstücke für die

---

den, und mit seinen Aesten die Länder Colchis, Iberien und Albanien nach allen Richtungen durchschneidenden kaukasischen Gebirges. Die so eben genannten Länder machen den größten Theil des heutigen, jetzt Rußland unterworfenen Kaukasiens aus. Der Schlüssel zu dem albanischen Thore war und ist auch heute zu Tage noch die Stadt Derbend, erbauet auf einem schmalen Abhange zwischen dem Gebirg und dem caspischen Meer. — Das iberische Thor bildet ein enger, einige Meilen fortlaufender Paß des Gebirges, welcher auf der Nordseite Georgiens in eine ungeheuer weite, bis an den Don und die Wolga sich ausdehnende Ebene ausläuft.

Kosten der Wasserfracht. Kaiser Justinus hatte die Geldgier habsüchtiger Verwaltungsbeamten zu zügeln gewußt. Seine für das Wohl der Provinzen so segensvolle Regierung hatte der Landescultur wieder ihren gewöhnlichen Schwung ertheilt; Ackerbau und Viehzucht blüheten auf das neue wieder auf, und die nun zusehend sich vermehrenden Pflugschaaren vermehrten auch bald wieder die Anzahl fleißiger Hände in den Fabriken und Manufakturen und die erhöhete bürgerliche Industrie entsprach vollkommen allen Foderungen des zur andern Natur gewordenen Luxus der Einwohner Constantinopels und der übrigen großen Städte des Reichs.

3. Hatte, durch den Untergang des abendländischen Reiches und der Barbaren Besitznahme von den ehemaligen Provinzen desselben, der morgenländische Handel auch seinen größten und vorzüglichsten Markt verloren; so ward nun durch eine Menge zweckmäßig angelegter und wohl unterhaltener Landstraßen, durch Flußschiffahrt und Küstenhandel, der Verkehr in dem Innern nur noch um so mehr belebt und erweitert. Römische Kaufleute besuchten die Messen von Sogdiana, Nisibis und Samarkand und römische Schiffe die Küsten von Taprobana, Guzurate und Malabar; und als endlich durch ein Geschenk — (mehr werth als die Eroberung einer Provinz jenseits des Euphrats) — einiger persischen Mönche, welche Seidenraupeneier, in einem hohlen Rohr verborgen, nach Constantinopel brachten, die Seidencultur in den morgenländischen Provinzen einheimisch ward, so wurde auch dieser wichtige, bis jetzt bald von den Launen eines persischen Königs, bald von der Raubgier herumstreifender Horden abhängige Handelszweig eine neue Quelle des innern Reichthums. Der Hof von Con-

stantinopel und die reichen Römer waren nun, ohne den Persern und Chinesen länger mehr dafür zinspflichtig zu seyn, in wohlfeilen seidenen Stoffen gekleidet, und die römischen Seidenfabrikate, die, wenn sie auch die chinesischen nicht gerade übertrafen, ihnen doch gleichkamen, erregten bald die Schelsucht der persischen und chinesischen Kaufleute. Zum Glück gab es damals noch keine See- und Handelspolitik, und denen, welche die Meere durchschifften, droheten keine andern Gefahren, als welche das eben so anziehende als verrätherische Element in seinem eigenen Schoße erzeugt. Aber Stürme auf der offenen See sind in wohlgebauten Schiffen selten gefährlich, auch war die Jahreszeit, in welcher sie vorzüglich zwischen dem Aequator und den Wendezirkeln herrschten, den Seefahrern nicht unbekannt; und gegen die Gefahren unter der Oberfläche des Wassers verborgener Klippen konnte die Seekunde erfahrner Steuermänner sichern. Unbesorgt durchsegelten daher die Kaufleute das Weltmeer, um ihren Landsleuten Mittel zu neuen Genüssen zu verschaffen, vorzüglich um sich und ihre Familien zu bereichern. Aber dieser, wenn er seine Grenzen nicht überschreitet, erlaubte Eigennutz ward eine unversiegbare Quelle des Nationalwohlstandes, erweiterte und bereicherte die Erdkunde, und ward ein freundliches Band, welches die verschiedensten und entferntesten Nationen friedlich umschlang. Offen stand der Ocean dem freien Verkehr aller Völker; und wäre den Chinesen, Persern, Aethiopiern und Römern der Compaß bekannt gewesen, so würde mit Hülfe dieser kleinen Zaubernadel schon damals ein neuer Welttheil sich aus den Fluthen des Meeres erhoben haben; aber blos durch den Flug der Vögel oder von periodischen Winden geleitet, wagten sie es selten, das feste Land aus dem Auge zu verlieren, und steuerten gewöhnlich, so lange es nur immer möglich

war, längs der Küsten von einem Vorgebirge zu dem andern.

4. Was den damaligen Welthandel nicht wenig beförderte, war die immer mehr zunehmende Verbreitung des Christenthums. Den Indiern war das Evangelium geprediget worden. Auf der malabarischen Küste hatten die Thomas-Christen einen Bischof, und auf der Insel Ceylon stand eine christliche Kirche. Es geht aus der Natur der Sache von selbst hervor, daß bei Völkern, die das Band einer Religion, welche nichts als Liebe und Frieden athmet, in einem allgemeinen Bruderbund vereint, auch jeder andere friedliche Verkehr einen desto leichtern und sicherern Eingang findet. Die Könige oder Fürsten der Homeriten und Auxemiten in Aethiopien hatten gegen das Ende der Regierung des Kaisers Anastasius das Christenthum angenommen, die letztern unlängst sich in Besitz des am arabischen Meerbusen gelegenen Hafens Adullis gesetzt; und um Gold, edle Steine und köstliche Aromate zu suchen, waren ihre Schiffe schon bis an den Aequator vorgedrungen. Hätte der Hof von Constantinopel, beseelt von dem ehemaligen Handelsgeiste der Griechen, die Zuneigung dieses gutmüthigen, der Schiffahrt nicht unkundigen Volkes und die vortheilhafte Lage der Häfen von Adullis und Auxume zu benutzen gewußt; so würde er schon damals den indischen Handel in das arabische und mittelländische Meer geleitet und Alexandrien und Constantinopel zu Stapelplätzen aller indischen Schätze gemacht haben.

5. Unter der Regierung des Zeno und Anastasius war die Geschichte des oströmischen Reiches leider blos ein eckelhaftes und jämmerliches Bild eines am Abgrunde völliger Entkräftung wankenden Staa-

tes; aber die Regierung dieser elenden Kaiser ist nichts weniger, als der wahre historische, die innern Kräfte und den innern Werth des römischen Reiches vergleichende Standpunkt. Wirklich schien auch schon unter Anastasius unmittelbarem Nachfolger das sinkende Reich sich auf das neue wieder zu erheben, und die Majestät des römischen Namens erhielt unter Justin bald wieder einen Theil ihres, unter zwei verdienst- und kraftlosen Regenten verlornen Glanzes. Zwar war der Heldensinn der Vorzeit den Römern des sechsten Jahrhunderts nicht mehr verständlich; aber eine Menge öffentlicher Denkmäler weckte noch immer große Erinnerungen; und war auch in dem Heere der Geist der alten römischen Legionen verschwunden, weckte keine einfache Bürgerkrone mehr zu unsterblichen Thaten; so war doch im einzelnen Krieger wie in ganzen Scharen das Gefühl militärischer Ehre oder Schmach noch immer von allmächtiger Wirkung. Hätten die byzantinischen Römer schon damals, wie man fälschlich wähnt, in dem Schoße der Lust und eines weichlichen Lebens alle ihre Kraft eingebüßt; so würde die Vervollkommnung der Kriegskunst ihren erfinderischen Geist längst nicht mehr beschäftiget haben; aber in der Strategie, Befestigungs- und Belagerungskunst, so wie in der sinnreichen Erfindung zerstörender Kriegsmaschinen hatten sie seit dem Sturz des weströmischen Reichs immer noch weitere Fortschritte gemacht. Die römische Grenze gegen Persien trug einen Schild unbezwingbarer Festungen und fester Burgen auf ihrem Rücken, und eine Reihe gleichzeitiger, des Krieges kundiger Feldherren, wie Aerobindus, Belisar, Sitta, Narses &c. setzten den Beherrscher der Römer-Welt in Stand, ruhig und unbesorgt selbst den vereinten Streitkräften der Barbaren zu trotzen. Der Aberglaube an eine römische Weltherrschaft war noch nirgends, selbst nicht in der

Brust der in das Abendland eingewanderten Barbaren völlig verschwunden. Die Könige der Lazier,*) jene von Armenien, die Fürsten der Homeriten und Auxomiten betrachteten sich als Vasallen des römischen Kaisers. Alle frei in der Wüste Arabiens herumwandernde Saracenen-Stämme, welche das Christenthum angenommen hatten, folgten auf den ersten Ruf den römischen Fahnen; und Schutz anflehende Gesandschaften barbarischer Völker erschienen nicht selten an dem Hofe von Constantinopel. Bei den Römern in dem Abendlande war ohnehin der tiefgewurzelte Eindruck einer ausschließenden, persönlichen Majestät des römischen Kaisers nicht erloschen. Die Einwohner Italiens und Afrika's hofften mit Zuversicht auf ihn, als ihren künftigen, frühern oder spätern Befreier von dem Druck arianischer Herrschaft. Auch in den übrigen, ehemaligen Provinzen des abendländischen Kaiserreichs nährten die Römer nicht minder eitle, wo nicht sträfliche Hoffnungen und, bisweilen auch mit Gewalt aus ihrem Schlummer aufgeschreckt, fuhren sie doch lange noch fort, den Verlust ihrer schmeichelhaften Träume zu bedauern.

6. Um überhaupt das griechisch-römische Reich seinen Feinden noch ehrwürdig und furchtbar zu ma-

*) Ein scythischer Volksstamm, der aber diesseits des Kaukasus wohnte: ein gutmüthiges und doch zugleich kriegerisches und tapferes Volk, das vor einigen Jahren das Christenthum angenommen hatte und dessen König Zathius in Constantinopel war getauft worden. Den Römern zahlten die Lazier keinen Tribut, aber ihre Könige erhielten von den römischen Kaisern die Investitur ihrer Herrschaft. Für das Reich war die treue Anhänglichkeit dieses Volkes von hohem Interesse, indem es die kaukasischen Gebirgspässe gegen die Einfälle der wilden, nördlich und nordöstlich des Kaukasus wohnenden Scythen zu bewachen hatte.

chen, erforderte es gerade nicht einen Heros von Weisheit und Kraft auf dem Throne; es bedurfte nur eines Regenten, wie Justin, von schlichtem Verstande, reinem Willen und des Krieges nicht unkundig, eines Monarchen, der vor jeder Gefahr nicht gleich erblaßte, der noch Schmach und Schande wie die Sünde floh, und dem Tugend nicht ein leerer Name und Religion nicht blos Partheisache war.

7. Der von der kargen, nicht selten in Geiz übergehenden Sparsamkeit des Kaisers Anastasius gesammelte Schatz, welchen Procopius auf hundert fünf und zwanzig tausend Pfund Goldes angibt, *) — (nach unserm jetzigen Geldfuß, ungefähr zwei hundert Millionen Gulden) — hatte sich unter Justin's weiser, Prunk und eitle Pracht verschmähenden Regierung nicht vermindert und bot nun dessen Neffen und Nachfolger hinreichende Mittel dar, alles schon Begonnene zu vollenden und noch weit Größeres zu unternehmen. Wirklich geschah auch viel Glänzendes und manches wahrhaft Große unter der Regierung des Justinians. Mit- und Nachwelt gaben ihm daher den Beinamen des Großen; ob mit Recht oder Unrecht, und welchen selbstthätigen Antheil er an den oft so geräuschvollen Ereignissen seiner langen Regierung gehabt, und ob er, wahrhaft hervorragend über seine Zeitgenossen, wirklich der geistige Central- und Schwerpunkt seines Jahrhunderts war: alles dieses wird die Geschichte entscheiden. Aber gewiß ist es, daß ein oder der andere günstige, oder glücklich geleitete Vorfall bei weitem noch kein Maßstab ist des in-

*) Procopius versichert, den Betrag des zurückgelassenen Schatzes von den kaiserlichen Schatzmeistern selbst erfahren zu haben.

nern Werthes einer Regierung, oder der geistigen Größe des Regenten, sey es auch, daß dessen Daseyn nicht geradezu in dem großen Gang der Weltangelegenheiten sich völlig spurlos verliere.

II.

1. Den ersten Gebrauch, den Justinianus *) von seiner nunmehr ungetheilten Herrschergewalt

---

*) Die zuverlässigsten und zugleich reichhaltigsten Quellen der ganzen Kriegs-, Verwaltungs- und Hofgeschichte, während Justinian's acht und dreißigjähriger Regierung, sind unstreitig Procopius Schriften: de bello persico, vandalico et gothico und endlich auch seine sechs Bücher de aedificiis. — Procopius spricht überall als Augenzeuge; nicht nur, daß er an dem kaiserlichen Hofe, wo er in großem Ansehen stand und zu den höchsten Würden gelangte, den größten Theil seines Lebens zubrachte; er mußte auch, wegen seiner bekannten Redlichkeit und tiefen Einsicht, auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers, den Feldherrn Belisar in allen seinen Feldzügen, in Persien, Africa und Italien begleiten. Als ein vielseitig gebildeter Geschäfts- und Weltmann, als ein Mann von ungewöhnlichem Verstande, ausgebreiteten Kenntnissen und scharfem Blicke, konnte Niemand besser als er den Lauf der Dinge beobachten, Menschen und Sachen nach Verdienst und ihrem innern Werth würdigen und, vermöge seiner Stellung und seinen persönlichen Verhältnissen, das geheime Triebwerk der Maschine und die im Verborgenen wirkenden Kräfte und Leidenschaften kennen. Ein eben so unbeschränktes Vertrauen verdient jedoch nicht seine historia arcana. Dieselbe enthält Justinian's und Theodorens Privatleben, auch verschiedene Züge aus dem häuslichen Leben Belisarius und dessen Gemahlin Antonina, und verbreitet daher über manche öffentliche Ereignisse ein ganz unerwartetes neues, freilich oft nicht sehr erfreuliches Licht.

machte, war, daß er seine Gemahlin Theodora mit

Justinian erscheint darin als ein selbstsüchtiger Tyrann und äußerst beschränkter Kopf; Theodora aber als ein weibliches Ungeheuer. Justinian's spätere Lobredner, besonders die Juristen, erklärten daher die historia arcana für eine dem Procopius völlig fremde, demselben unterschobene Schrift. Aber das Gegentheil davon hat der gelehrte Alemannus in seiner Vorrede so bündig erwiesen, daß vernünftiger Weise darüber gar nicht mehr gezweifelt werden kann. Man stellte daher eine andere Hypothese auf und schrieb die historia arcana (oder geheimen Anekdoten) einer, durch eine von Justinian und Theodora erhaltene Beleidigung, gereizten Empfindlichkeit des Procopius zu. Als einem leidenschaftlichen, blos aus Rachsucht geschriebenen Werke glaubte man demselben allen historischen Glauben versagen zu müssen. Aber auch diese Behauptung ist völlig aus der Luft gegriffen; denn nirgends findet sich auch nur die mindeste Spur, daß Procopius je sich über den kaiserlichen Hof habe zu beklagen gehabt. Justinian, dem er seine Geschichtsbücher vorlesen mußte, behandelte ihn stets mit ausgezeichnetem Wohlwollen, gab ihm einen sehr reichen jährlichen Gehalt, ertheilte ihm den Ehrentitel Illustris (Durchlaucht), erhob ihn bald darauf zur senatorischen Würde und ernannte in den letzten Jahren seiner Regierung ihn endlich gar zum Präfecten von Constantinopel; ein damals höchst wichtiges Amt, zu welchem man nur jene beförderte, die von dem Monarchen eines besondern Wohlwollens und Zutrauens gewürdigt wurden. — Freilich begegnet man, bei Vergleichung der historia arcana mit den übrigen Schriften des Procopius, manchen nicht leicht auszugleichenden Widersprüchen; bedenkt man jedoch, daß die letztern gleichsam unter den Augen des Kaisers geschrieben, demselben vorgelesen und noch während seiner Regierung bekannt gemacht wurden; so wird man von selbst fühlen, daß Klugheit und erlaubte Sorgfalt für eigene Selbsterhaltung es dem Geschichtschreiber oft zum Gesetze gemacht haben müssen, Alles, was für Justinian oder Theodora wenig ehrenvoll gewesen wäre, theils ganz mit

einer, alles was bis jetzt bei ähnlichen Feierlichkeiten

Stillschweigen zu übergehen, theils nur obenhin zu berühren, oder wo dieses nicht anging, gar in einem erkünstelten, ungleich milderen, aber daher auch Mit- und Nachwelt täuschenden Lichte zu zeigen. Endlich mochte auch Procopius, vermöge der den Geschichtschreibern aller Jahrhunderte anklebenden Schwachheit, es nach Art der Höflinge für rathsam gefunden haben, Justinian's und Theodoren's Stolz bisweilen zu schmeicheln und, wenn eine gar zu bequeme Gelegenheit sich darbot, den gefürchteten Götzen jener Zeit einige Hände voll Weihrauch zu streuen. Aber Procopius war ein redlicher Mann, warmer Patriot und ächter Menschenfreund; als Geschichtschreiber, war Wahrheit ihm die heiligste Pflicht; und über jede Verletzung derselben mußte früher oder später sein Bewußtseyn ihm die bittersten Vorwürfe machen; denn der Schmeichler, wie Tacitus sagt, trägt das Brandmal der Schande an seiner Stirne und weihet sich selbst der Verachtung der Nachwelt. Um sich also gleichsam zu entsündigen, um das Mangelhafte seiner frühern Geschichtsbücher zu ergänzen, das Unwahre oder nur Halbwahre zu berichtigen und ganz falschen und irrigen Urtheilen und Ansichten vorzubeugen, schrieb Procopius seine historia arcana. Fern von jeder Furcht und keinem Nebeninteresse mehr fröhnend — denn die Schrift sollte erst nach seinem Tode bekannt gemacht werden — spricht Procopius hier mit jener Freimüthigkeit, die dem Geschichtschreiber geziemt und welche die Heiligkeit der Sache ihm zur Pflicht macht; er nennt daher jetzt alles bei seinem rechten Namen, reißt überall dem Laster, in welcher reizenden oder gefürchteten Gestalt es ihm auch erscheint, mit kühner Hand die Larve von dem Gesicht, schont selbst der Schwachheiten, Fehler und Schlechtigkeiten seiner Freunde nicht, und sucht so sein an historischer Treue und der Nachwelt begangenes Verbrechen auf alle Weise wieder gut zu machen. — Daß das edle und tugendhafte Herz eines Procopius, bei dem täglichen Anblicke mißbrauchter Gewalt und triumphirender Ungerechtigkeit, bisweilen auf das höchste erbittert und wie krampf-

üblich war, weit übertreffenden Pracht, von den Händen des Patriarchen krönen ließ. Er, der wie

---

haft zusammen gezogen ward, daher auch seine Gemälde nicht selten ohne alle Lichtpunkte, blos ein äußerst düsteres Colorit darbieten: dieß ist leicht zu begreifen, aber gewiß auch eben so leicht zu verzeihen; und ohne Mühe wird der nur einigermaßen sinnige Leser stets von selbst jene Stellen bemerken, wo das sonst so nüchterne und richtige Urtheil des Geschichtsschreibers von dessen allzusehr erregtem Gefühle überwältiget wird. — Wenn endlich Procopius sich hie und da selbst zu den gemeinsten Volkssagen herabläßt und z. B. mit scheinbarem Ernste uns erzählt, daß Dämonen die Buhlen der Theodora einst in der Nacht aus dem Bette gejagt und deren Stellen eingenommen hätten; oder daß ein Mönch bei einer feierlichen Audienz, statt des Justinian's den leibhaften Satan auf dem Throne gesehen habe ꝛc., so muß man ja nicht wähnen, daß Procopius selbst dergleichen Albernheiten geglaubt habe; offenbar wollte er dadurch blos den in solchen Volksmährchen und Dichtungen sich aussprechenden allgemeinen Haß und Abscheu gegen die Tyrannen andeuten. — Mit welcher größern oder mindern Behutsamkeit man übrigens auch die historia arcana lesen mag; so kann man doch kühn ihr überall da folgen, wo sie entweder mit den frühern Geschichtsbüchern dieses Schriftstellers übereinstimmt, oder in diesen nur dunkel angedeutete Stellen näher erläutert, oder auch durch die Zeugnisse anderer Geschichtschreiber, als des Evagrius, Viktor Vitensis, Cedrenus, Anastasius ꝛc. vollkommen bestätiget wird.

Wir erlaubten uns hier blos deswegen diese kleine Abschweifung, weil wir in der Erzählung der Regierungsgeschichte des Justinian's den Procopius als unsern sichersten und belehrendsten Führer betrachten, und es daher für zweckmäßig hielten, auch unsere Leser mit demselben näher bekannt zu machen und deren Urtheil über diesen Geschichtschreiber, durch eine unbefangene Kritik, die nöthige, vielleicht einzig wahre Richtung zu geben.

Procopius sehr richtig bemerkt, die edelste Tochter des ganzen römischen Reiches, geschmückt mit allen Reizen des Körpers wie des Geistes, zur sanften Gefährtin seines Lebens, zur Mitgenossin seiner Herrlichkeit hätte machen können, erhob nun eine schlaue Buhlerin, deren äußere körperliche Schöne die schwärzeste, häßlichste Seele verbarg, von der Bühne, worauf sie mehrere Jahre hindurch den müßigen Pöbel der Hauptstadt ergötzt hatte, unmittelbar auf den Kaiserthron von Constantinopel.

2. Theodora war die Tochter des Acacius mit dem Beinamen der Bärenführer. Derselbe war ein geborner Cyprier und hatte in Constantinopel das Amt eines Wärters der für den Cirkus bestimmten wilden Thiere verwaltet; daher auch obiger Beiname. Bei seinem Tode hinterließ er drei Töchter von bezaubernder Schönheit, Comito, Theodora und Anastasia. Comito, die älteste, hatte kaum noch ihr achtes Jahr erreicht. Bald befand sich die Mutter in der drückendsten Armuth, denn der neue Gatte, den sie sich gewählt hatte, erhielt nicht das Amt seines Vorgängers. In ihrer Verzweiflung nahm die bedrängte Wittwe des Acacius zu den beiden in dem Cirkus herrschenden Partheien ihre Zuflucht; in der demüthigen Kleidung flehender Waisen schickte sie ihre drei Grazien auf das Theater. Aber diese ungewöhnliche Erscheinung machte auf die Gemüther der Zuschauer nicht den gehofften Eindruck. Die blaue Parthei empfing die Kinder mit Verachtung, die grüne mit Zeichen einer, obschon im Ganzen unfruchtbaren Theilnahme; daher Theodorens lebenslänglicher, selbst auf dem Throne nicht erlöschende Widerwille gegen die Blauen.

3. Nur zu oft ward [illegible]er schon Armuth eine

Quelle des Lasters. Um, wie sie wähnte, unverdientem Mangel zu entgehen, trieb die Mutter mit den Reizen der Töchter schändliches Gewerbe. Von allen die schönste war Theodora; frühzeitig widmete sie ihr mehr als gewöhnliches Talent, so wie alle Reize ihrer aufblühenden Schönheit der Schaubühne, machte auf dieser Hochschule des Leichtsinnes und der Thorheit ungemeine Fortschritte, ward bald Meisterin in allen Künsten der Verführung, und so das bewunderte und angebetete Idol der ganzen sogenannten feinern und gebildeten Männerwelt. So oft sie auf dem Theater erschien, waren die lüsternen Blicke aller Wüstlinge Constantinopels ausschließlich auf die bezaubernd schöne Pantomimenkünstlerin gerichtet. Ihre blasse Gesichtsfarbe, von einem sanften Roth gleichsam nur wie angehaucht, gab ihren an sich schon schönen und regelmäßigen Gesichtszügen ein noch höheres Interesse, und der schmachtende Blick ihrer schönen Augen, verbunden mit allen Grazien, welche sie in jeder Bewegung und Stellung zu entfalten wußte, gewannen ihr unwiderstehlich jedes Herz, um welches sie ihr Zaubernetz zu werfen beschlossen hatte.

4. In hochkomischen Charakterrollen soll sie ihre vorzüglichste Stärke gehabt haben. Aber welches ihr Verdienst hierin auch gewesen seyn mag; so ward dasselbe doch wahrscheinlich durch die Schmeicheleien eines frivolen, der schönen Histrionin unbedingt huldigenden Publikums um vieles erhöhet; und so oft Theodora auf der Bühne erschien, erscholl ihr stets ein tobendgeräuschvoller Beifall von allen Seiten und Enden des Theaters entgegen; — aber trauernd wich auch von jetzt an ihr schützender Engel auf immer von ihrer Seite!

5. Von einem Schwarm von Liebhabern umgeben, lebte Theodora nun in schwelgendem Ueberfluß; und die geheimen Anekdoten erzählen von einer, an Pracht und Ueppigkeit alles übertreffenden Abendtafel, zu welcher Theodora ihre Günstlinge eingeladen hatte und an welcher dreißig Sclaven der Schauspielerin als ihrer Gebieterin aufwarteten. Aber in wessen Brust nicht der letzte Funke von Religion und Tugend erloschen war, floh sie wie eine Pest und wich ihr sogar auf der Straße aus, wenn ein unglücklicher Zufall sie ihm entgegenführte; und wenn das Gemälde, welches Procopius von der frühern Lebensgeschichte Theodorens entwirft, nur einigermaßen mit Treue und Wahrheit gezeichnet ist; so mußte selbst das Laster erröthen ob der Schamlosigkeit, mit welcher dieses völlig entwürdigte, tief gesunkene Geschöpf sich täglich auf der Bühne den frechsten Begierden Preis gab.

6. Seinen höchsten Triumph sollte indessen das Laster für jetzt noch nicht feiern. Theodorens buhlerische Künste fingen an, sich zu erschöpfen; der Reiz der Neuheit verschwand; ihr Credit fing an zu sinken und abermalige Armuth, von allgemeiner Verachtung begleitet, schien bald wieder auf das neue das Los der Buhlerin zu werden; sie beschloß daher Constantinopel auf einige Zeit zu verlassen, und da ein gewisser Ecebolus aus Thracien gerade eine Befehlshaberstelle in Pentapolis erhalten hatte, so folgte sie diesem in die africanische Landschaft. Was dazu gehörte, um unreine Begierden zu entflammen und die Sinne zu berauschen, dies verstand Theodora, nicht aber die Kunst, durch Sanftmuth und zarte Weiblichkeit das Herz eines Mannes zu fesseln; überhaupt war ihr die Liebe nie anders als unter dem scheußlichen Bilde der niedrigsten Wohllust, er-

schienen. Ihre Verbindung mit Ecebolus war demnach von kurzer Dauer; derselbe lernte sie bald kennen, ward im höchsten Grade mißvergnügt mit ihr, und jagte sie endlich aus seinem Hause. Sie ging nun nach Aegypten, gerieth in Alexandrien in äußerste Armuth, bot ohne Unterschied des Standes sich jedem feil und durchzog so mehrere Provinzen des Orients. An einigen Orten fand sie willkommene Aufnahme, an andern demüthigende Geringschätzung, überall blos dürftigen Unterhalt.

7. Auf ihrer Wanderschaft und als gerade das Gefühl ihres gegenwärtigen Elendes sie tief und schmerzhaft beugte, soll eine Erscheinung, wahrscheinlich ein Gebilde ihrer Phantasie, ihr in einem Traumgesicht verkündet haben, daß das glänzendste Los, das einer Sterblichen zu Theil werden könne, ihrer warte und sie einst die Gemahlin des mächtigsten Monarchen werden würde. Um dem Winke zu folgen ging Theodora wieder nach Constantinopel; vertauschte aber jetzt die Rolle, welche sie ehemals in der Hauptstadt gespielt hatte, mit jener einer Vestalin, bezog eine niedrige Wohnung in einem entlegenen Theil der Stadt, lebte still und sittsam, und ernährte sich dürftig mit Wollspinnen und anderer weiblicher Handarbeit.

8. In stiller Zurückgezogenheit hatte Theodora beinahe schon ein ganzes Jahr in Constantinopel verlebt; als ein unseliger Zufall, wohl gar ein der Menschheit feindseliger Dämon sie an den Ufern des Bosphorus auf einem einsamen Spaziergange dem Neffen des Justinus entgegenführte. Von dem Zauber ihrer Reize geblendet, begrüßte Justinianus die unbekannte Schöne mit ungemeiner Herablassung, forschte nach ihrem Namen und ihrer Woh-

nung, beehrte dieselbe mit seinen Besuchen, entbrannte immer mehr und mehr in leidenschaftlicher Liebe gegen sie, und ward endlich der bekannte, erklärte Verehrer der Tochter des Acacius.

9. Unter dem Namen seines Oheims beherrschte Justinianus damals schon die römische Welt. Die Schätze des Orients legte er also zu den Füßen seiner Geliebten, ohne jedoch ihre Tugend (!) besiegen zu können. Nur eine rechtmäßige, nach den Gesetzen und unter der Sanktion der Kirche geschlossene Verbindung konnte ihn, wie er wähnte, zum glücklichsten aller Sterblichen machen. Aber einer solchen, den Purpur entehrenden Verbindung widersetzte sich mit Nachdruck und Ernst Justinus Gemahlin, die zwar bäurische aber tugendhafte Kaiserin Euphemia; auch Justinianus Mutter, Vigilantia, beschwor unter Thränen ihren Sohn, wo nicht der Stimme der Vernunft, doch wenigstens jener der Ehre Gehör zu geben; endlich verboten auch römische, von den Kaisern Constantin und Marcian erneuerte Gesetze eheliche Verbindungen zwischen Schauspielerinnen und Männern oder Jünglingen von altem Adel, von consularischer und senatorischer Würde.

10. Justinians Beharrlichkeit, oder vielmehr unselige Verblendung überwand alle diese Schwierigkeiten. Dem Scheine nach im Kampfe mit der ihn überwältigenden Leidenschaft, wartete er in geduldiger Ergebung bessere Zeiten ab. Endlich starb Justins Gemahlin. Durch Euphemiens Tod war das größte Hinderniß gehoben und, weniger bekümmert um die Thränen einer Mutter, eilte nun Justinian dem Ziele seiner feurigsten Wünsche entgegen. Durch greisendes Alter war Justins natürliche Güte gegen seinen Neffen zur wahren Schwäche geworden; keine

seiner Bitten vermochte er mehr ihm zu versagen. Was Schönheit, Witz, Verstand, natürliche Gracien und alle Künste der Verstellung und Verführung nur immer vermochten, ward ebenfalls von Theodoren aufgeboten, um das Herz des Kaisers zu gewinnen. Bald gestand der gutmüthige Greis, daß Theodora, nebst ihren körperlichen Reizen, auch wesentlichere Verdienste besitze, daß es ihr nicht an Verstand und Einsicht gebreche, und daß verschiedene Züge männlicher Characterstärke, welche auf Festigkeit und Beharrlichkeit hindeuteten und eine Frau von hohem Geiste in ihr ahnen ließen, keinesweges seiner Aufmerksamkeit entgangen wären. — Was bedurfte es jetzt noch mehr nach einem solchen Geständniß? Von den Thränen der schönen Buhlerin gerührt und von den Bitten seines Neffen unaufhörlich bestürmt, gab Justin endlich seine Einwilligung. Die eben erwähnten römischen, dergleichen schmähliche, die Würde angesehener Familien befleckende Verbindungen verbietende Gesetze wurden nun durch ein kaiserliches Edikt aufgehoben. Justinian's feierliche Vermählung mit Theodora folgte bald darauf; und diejenige, die noch vor wenigen Jahren auf der Bühne, durch Histrionen-Künste und niedriges Possenspiel, für den niedrigsten Pöbel ein Gegenstand der Belustigung seyn mußte, und durch schamlosen Wandel selbst das Theater — was doch viel gesagt ist — geschändet hatte, sah nun die ganze östliche Welt demuthsvoll zu ihren Füßen.

11. Aber Justinianus begnügte sich nicht, den Gegenstand seiner phantastischen Liebe mit dem Titel einer Gemahlin und Augusta zu schmücken; nicht nur über sein Herz, sondern über den ganzen Orient und so weit sein Scepter reichte, sollte Theodora gebieten. Er erhob sie daher zur förmlichen und wirklichen Ge-

nossen seiner Herrschergewalt; und so bald er nach Justinus Tod die Zügel der Regierung allein ergriffen hatte, ward auch der Unterthaneneid, wie die Eidesformel der gesammten kaiserlichen Dienerschaft geändert; nicht nur dem Kaiser, auch dessen Gemahlin Theodora mußten in Zukunft alle hohen Staats-, Kriegs- und Civilbeamten Treue, Gehorsam und Unterwerfung schwören; und im Eingange einer seiner Novellen erröthete Justinianus nicht, öffentlich vor der Welt zu bekennen, daß er bei seinen gesetzlichen Verordnungen sich der Einsicht und des Rathes seiner ihm von Gott gegebenen, gottesfürchtigen Gemahlin bedient habe; auch die in der Justinianischen Gesetzgebung auffallende Begünstigung des weiblichen Geschlechtes war eine Folge ihres überall gebietenden Einflusses.*)

12. Aus dem Staube auf die höchste Stufe irdischen Glückes erhoben, blieb indessen Theodora noch immer Schauspielerin; sie wechselte jetzt blos die Rollen; ihre Gemüthsart blieb immer dieselbe. Wann und wo wäre auch je ein im Schlamm der niedrigsten Lüste versunkenes, jeder Zucht und holden Scham längst schon entfremdetes Weib einer Veredlung noch fähig gewesen! Das Wohl des Reiches und der Menschheit machte Theodora zum Spiel ihrer Launen. Stolz bis zum Wahnsinn, erfand sie neue, bisher unbekannte, nur für Sclaven gegen ihre

*) Theodora selbst schrieb einst an Zabergan, einen scythischen Fürsten, daß, wenn er den Inhalt ihres Briefes erfüllte, sie ihm jede Gnadenbezeugung, die er von ihrem Gemahl fordern möchte, verschaffen wolle, indem derselbe durchaus Nichts ohne ihr Gutheißen vorzunehmen pflege.

Herren geeignete Ehrenbezeugungen. Die größten und angesehensten Feldherren und Staatsbeamten mußten sich vor ihr auf das Angesicht werfen und es für eine vorzügliche Begünstigung halten, Theodorens Füße küssen zu dürfen. Creaturen, theils ehemalige Gefährtinnen ihrer Ausschweifungen, theils ebenfalls nicht besser wie sie selbst, wie z. B. Belisars Gemahlin Antonina, oder auch wie eine Chrysomalo, Indara oder Macedonia 2c. füllten die innern Gemächer ihres Pallastes und wurden des vertrautesten Umganges gewürdiget, während die verdienstvollsten Männer und alle Großen des Reiches, die, um die stolze Gebieterin zu begrüßen, nach ihrem Pallast gekommen waren, in einem düstern Vorsaale bisweilen ganze Tage ihrer Erscheinung harren mußten, und endlich, wenn Theodora erschien, doch nur einen verächtlichen Blick, oder einige höhnende Worte, oder auch, nachdem es die Laune der Schauspielerin mit sich brachte, gar nur das kränkende Schweigen ihres grenzenlosen Stolzes zu erwarten hatten. Ueberhaupt galt in ihren Augen kein anderes Verdienst als jenes einer unbedingten sclavischen Unterwerfung unter ihren Willen; und wehe dem verdienstvollen Manne, der ohne ihr Vorwissen und ihre Einwilligung von dem Kaiser ein Amt erhalten hatte; gewöhnlich verlor er es bald wieder und mit demselben, wo nicht sein Leben, doch wenigstens seine Freiheit.

13. Unersättlich war ihr Geldgeiz; aber nicht um Schätze zu sammeln, sondern nur um solche zu verschwenden. Die ganze römische Welt reichte daher nicht zu, ihren Golddurst und ihre stolze Prachtliebe zu befriedigen. Man wird von einem Schauder ergriffen, wenn man sich von Procopius Beispiele himmelschreiender Ungerechtigkeit und Unmenschlichkeit erzählen läßt, mit welcher sie ganze Provinzen

nie einzelne Familien beraubte, dem Elende und drückenden Mangel preisgab, und dann wieder mit dem, oft mit Blute befleckten Raube Spitäler stiftete, Städte mit Bildsäulen und herrlichen Portiken schmückte, Theater und öffentliche Bäder erbauete, und andere dergleichen, gewöhnlich blos die Eitelkeit des Monarchen beurkundende Denkmäler errichtete.

14. Unversöhnlich in ihrem Hasse verfolgte die gekrönte Buhlerin gewöhnlich auch die Kinder, Freunde und Angehörigen derjenigen, die schon als Opfer, oft als blutende Opfer ihres beleidigten Stolzes oder ihrer Rachsucht gefallen waren. Sie besoldete eine zahllose Schaar geheimer, über ganz Constantinopel verbreiteter Kundschafter, welche aller Orten und bei allen Ständen sich einschlichen, jede Rede, ja jeden Blick und jede Miene belauerten und, wenn irgend einem Unbesonnenen in einem unbewachten Augenblick ein Wort entwischte, das den Stolz oder die Ehre der hochfahrenden Gebieterin, oder einer ihrer, in Schlechtigkeit auf gleicher Linie mit ihr stehenden Freundinnen beleidigen konnte, es sogleich wieder hinterbrachten. Ohne Rettung verloren war dann der Unglückliche, wessen Standes er auch seyn mochte, der von diesem höllischen Geschmeiße angegeben ward. Ohne Form eines Prozesses wurde er von Theodorens geheimen Dienern aufgefangen und in eines der unterirdischen Gefängnisse, deren die Kaiserin beinahe in jedem ihrer Paläste oder Lusthäuser eines hatte, geworfen, oder geblendet, bei nächtlicher Weile auf ein Schiff gebracht und an einen entfernten Ort abgeführt. Alle Nachforschungen waren dann fruchtlos, und selten oder nie erfuhr die Familie des Unglücklichen, welches das Loos desselben gewesen seyn könnte. Bisweilen wurden in diesen Gefängnissen gegen die Verhafteten auch Geißel und

Folter in Anwendung gebracht; und Procopius erzählt — jedoch nicht als eine erwiesene Thatsache, sondern blos als ein Gerücht, das man sich in die Ohren geflüstert — Theodora sey bei solchen grausamen Züchtigungen gegenwärtig gewesen und habe, dem sanftern weiblichen Gefühle völlig unzugänglich und taub gegen jede um Erbarmung flehende Stimme, die Qualen der Geisel und Folter in eigener Person verhängt.

15. Nur einmal, während ihres frühern ausschweifenden Lebens, war Theodora Mutter geworden. Aber der Vater nahm das Kind zu sich und ging bald darauf nach Arabien, wo er es unter seinen Augen erziehen ließ. Als er dem Tode sich nahe fühlte, entdeckte der sterbende Vater dem Sohne das Geheimniß seiner Geburt. Der unerfahrne Jüngling, in der Meinung, seinem Glücksstern entgegen zu eilen, begab sich nach dem Tode des Vaters sogleich nach Constantinopel, erhielt allda auch bald ein kleines Amt in dem kaiserlichen Palast. Stolz darauf, eine Kaiserin zur Mutter zu haben, ließ der Unbesonnene etwas von seinem Geheimniß laut werden. Theodora erfuhr es, entbot den jungen Menschen zu sich in ihr Gemach; und von diesem Augenblicke an verschwand er auf immer aus der menschlichen Gesellschaft, und niemand konnte je erfahren, was aus dem bejammernswerthen Jüngling geworden wäre. *) Dergleichen Greuel blieben stets in dichte, undurchdringliche Finsterniß gehüllt; denn die geheimen Vollstrecker solcher grauenvoller Befehle zitterten vor der unausbleiblichen Rache ihrer unerbitt

*) Der Jüngling hieß Johannes; und weil in Arabien erzogen, nannte man ihn Johann den Araber.

lichen Gebieterin, und die Formel, unter welcher sie ihre grausamen Befehle ihnen zu ertheilen pflegte, war gewöhnlich: „wenn du nicht eilest, meine Befehle auf das pünktlichste zu vollziehen, so schwöre ich dir bei dem ewigen Gott, daß ich dich lebendig werde schinden lassen.*)

16. Nicht selten wandelte auch Theodora die Lust zu frömmeln an. Sie erbauete alsdann Kirchen, eine schöner als die andere, schmückte sie mit herrlichen Tempelgaben, und beehrte die Ceremonie der Einweihung sogar mit ihrer Gegenwart; verfolgte aber oft bald darauf die Priester und Diener derselben, ließ sie einkerkern, auch Bischöfe verbannen oder gar tödten, und legte endlich selbst frevelnde Hand an das geheiligte Oberhaupt der Kirche.

17. Das Ehrenvollste, was die Geschichte von ihr aufgezeichnet hat, ist, daß sie einen, auf dem jenseitigen Ufer des Bosphorus gelegenen kaiserlichen Palast in ein sehr geräumiges klösterliches Gebäude verwandeln ließ. Jenen unglücklichen Geschöpfen, welche entweder aus Noth oder Leichtsinn, oder auch frühzeitig von einem Wüstling verführt und betrogen, sich dem Laster ergeben, es zu ihrem täglichen Gewerbe gemacht hatten, sollte hier ein Zufluchtsort der Reue, Buße und Besserung eröffnet werden. Ueber fünfhundert solcher versunkenen Geschöpfe wurden theils aus Privat-, theils öffentlichen Häusern der Wollust auf Theodorens Befehl plötzlich aufge-

*) „Per Viventem in saecula excoriari te faciam.“ Man sehe in dem Pontificale des Anastasius den Artikel vom Pabste Vigilius.

griffen, und in dieses Kloster jenseits des Bosphorus gebracht. Alles, was zu ihrem Unterhalt, ja selbst zu einem bequemen Leben gehörte, ward ihnen hier in Fülle gereicht; was man dafür von ihnen foderte, war blos geziemende weibliche Handarbeit, jedoch zugleich auch ewige Verzichtleistung auf eine Freiheit, von welcher sie einen so verderblichen Gebrauch gemacht hatten. Die Kaiserin, den Rückfall solcher Büßerinnen befürchtend, hatte es zu einem Gesetz gemacht, daß jede, welche die Schwelle dieser Zufluchtsstätte einmal betreten hätte, auch ihr ganzes Leben darin zubringen müßte. Manche weibliche Seele ward auf diese Weise von dem Verderben gerettet, von dem Pfade des Lasters wieder auf jenen der Tugend zurückgeführt. Indessen geschah es doch bisweilen, daß eine oder die andere, denen das Opfer entweder ihrer Freiheit oder ihrer ehemaligen schändlichen Vergnügungen unerträglich schien, sich von dem Söller des Gebäudes in das Meer hinabstürzten.

18. Justinian's Ehe ward mit keinem männlichen Erben gesegnet. Nur eine Tochter gebar Theodora ihrem Gemahl; der Name derselben ist nicht auf uns gekommen; aber sie hatte einen Sohn, Namens Anastasius, der von seiner Großmutter, die ihn zärtlich liebte, als er noch in sehr zartem Alter war, mit Joanina, Belisarius einzigen Tochter, mithin der einzigen Erbin dessen ungeheuern Vermögens verlobt, oder vielmehr an sie verkuppelt und bald darauf heimlich mit ihr vermählt ward. Aber die Kaiserin starb wenige Monate nach dieser scandalösen Vermählung, und Belisarius und dessen Gemahlin Antonina, welche zu dieser Verbindung ihre Einwilligung durchaus nicht geben wollten, nahmen nach Theodorens Tod ihre Tochter wieder zu sich.

19. Cometo, Theodoren's ältere Schwester, deren Jugendgeschichte nicht erbaulicher ist, als jene der Kaiserin, ward mit Sitas, einem der größten Feldherren seiner Zeit, den Justinianus zur Würde eines Dux von Armenien erhoben hatte, vermählt. Eine Frucht dieser Ehe war die Prinzessin Sophia, Gemahlin Kaisers Justinus II., eines Schwestersohnes des Justinian's; und dessen unmittelbarer Nachfolger auf dem Throne von Constantinopel. Von Theodoren's dritter Schwester, Anastasia, schweiget die Geschichte; aber eben dieses Schweigen ehrt das Andenken der Prinzessin; denn es deutet auf geräuschloses Leben und stille Zurückgezogenheit, die einzige wahre Pflegerin ächter weiblicher Tugend.

20. Wahrscheinlich war es blos Noth, oder vielleicht auch übertriebener Hang zu einem gemächlichen, stets im Ueberfluß schwelgenden Leben, was Theodora in früherer Jugend dem Laster in die Arme warf; denn nach ihrer Vermählung mit Justinian machen auch ihre schonungslosesten Ankläger ihr keine Verletzung ehelicher Treue zum Vorwurf. Aber in einem noch weit glänzendern Lichte erscheint Justinian's Gemahlin im entscheidenden Augenblick drohender Gefahr; sie hört dann auf Weib zu seyn und beschämt durch die Kraft und Stärke ihres Charakters selbst die Kühnheit des Mannes. Als Mord, Brand und wilder Aufruhr durch alle Straßen von Constantinopel tobten, alle Bande gesetzlicher Ordnung zerrissen waren, das Hofgesind erbleichte, und Justinian selbst, an seinem Heile verzweifelnd, mit seinen Schätzen sich an Bord eines Schiffes begeben und durch schmähliche Flucht der Herrschaft auf immer entsagen wollte, verlor die Kaiserin allein nicht die Gegenwart des Geistes, und rettete durch Entschlossenheit und klugen Rath

ihrem Gemahl Leben und Thron. — So war Theodora, Justinian's mehr berüchtigte als berühmte Gemahlin. Despotisch beherrschte sie vier und zwanzig Jahre hindurch den Kaiser, und ward durch ihre Gewalt über das Herz eines schwachen Gemahls die unumschränkte Gebieterin des Morgenlandes und aller übrigen von Justinian's Scepter abhängigen Länder.

III.

1. Gleich nach dem Antritt seiner Regierung, übernahm Justinian das Consulat für das folgende Jahr, und da Amalasuntha, Athalarich's Vormünderin, die um die Freundschaft des Hofes von Constantinopel buhlte, in dem Abendlande niemand zu dieser Würde ernannte; so war für das Jahr 529 Justinianus alleiniger Consul. Seit Jahrhunderten schon war das Consulat nichts mehr, als eine völlig zerfallene Ruine; da sie aber aus Rom's grauer Heldenzeit herüberragte; so war sie dem Volke noch immer ehrwürdig und heilig. Von jeher pflegten daher die Kaiser den Antritt ihres Consulats durch öffentliche Spiele, Geschenke an den Senat und das Volk und andere dem schaulustigen Pöbel nicht minder willkommene Feierlichkeiten zu verherrlichen. Auch Justinianus that dies; aber mit einem, seit den Zeiten heidnischer Cäsaren bis jetzt nicht mehr erhörten Aufwand; und die prachtvollen Spiele, kostbaren Geschenke, verschwenderischen Geld- und Kornvertheilungen unter das Volk, nebst einer langen Reihe glänzender Hoffeste, gaben der Welt so ziemlich deutlich zu verstehen, daß der von Anastasius gesammelte, ungeheure Schatz nicht lange mehr, als ein

todtes Capital in den Koffern der Schatzkammer rosten werde.

2. Kaum waren diese festlichen Tage vorüber, als sich dem Kaiser schon wieder eine neue Gelegenheit darbot, seine Prachtliebe und seinen Hang zur Verschwendung zu befriedigen. Um dem Justinian zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen und denselben zugleich seiner und seiner Nation Treue zu versichern, war Gretes, König der Heruler, welche diesseits der Donau wohnten, nach Constantinopel gekommen. Mehr als je bedurfte zwar dieses Volk jetzt des römischen Schutzes; aber nicht blos um den Hof von Constantinopel noch mehr in sein Interesse zu ziehen, sondern, weil getroffen von einem Strahl göttlicher Gnade, begehrte Gretes ein Christ zu werden. Ungemein darüber erfreut war Justinian, hoffend, daß bald die ganze Nation der Heruler dem Beispiele ihres Königes folgen werde. Theils aus Politik, theils auch aus einer ihn bisweilen anstreifenden Frömmigkeit, wollte Justinian die heilige Taufhandlung nicht blos mit geziemendem kirchlichen Pomp, sondern mit einer wieder alles weit überstrahlenden, mehr als kaiserlichen Pracht umgeben. Bei dem Könige der Heruler war er selbst Taufzeuge, und die Folge davon war, daß alle Große des Reiches sich herbeidrängten, um bei der Familie des Königs und deren zahlreichem Gefolge gleiche Stelle zu übernehmen. An dem Feste der Erscheinung des Herrn und unter einem ungeheuern Zulaufe des Volkes ward nun in Gretes und dessen Gefolge der heidnische und fleischliche Mensch in dem gesegneten Bade der heiligen Taufe begraben, und neugeboren zu einem geistigen Leben, gingen die hochbegnadigten Heruler jetzt aus der Quelle des Heils wieder hervor. Ihre Bekehrung war aufrichtig, denn sie war

das Werk der Gnade von Oben. Justinian überhäufte den Gretes und seine Familie mit Wohlthaten; und gleichsam beladen mit den kostbarsten Geschenken, kehrten sie sämmtlich wieder in ihr Land zurück.

Remer's Allgem. Gesch.

3. Die ursprünglichen Wohnsitze der Heruler waren in Scandinavien.*) Von den Danis gedrängt und endlich vertrieben, zogen sie an den Palus Mäotis. Von da aus schickten sie starke Colonien nach fremden Ländern. Den Römern wurden sie in dem Jahre 256 zum erstenmale bekannt. Aber bei ihren Einfällen in die römischen Provinzen waren sie nie sehr glücklich; sie erlitten stets blutige Niederlagen, und eines ihrer Heere ward in dem Jahre 287 von dem nachherigen Kaiser Maximianus in Gallien völlig aufgerieben. Indessen nahmen die Römer bei solchen Gelegenheiten doch sehr oft ganze Schaaren überwundener Heruler in ihre Dienste. In dem Heere der Römer bildeten sie alsdann ein eigenes Corps und man bediente sich ihrer vorzüglich gern als leichter Truppen; denn sie waren nicht nur tapfere, sondern auch äußerst behende und gewandte Krieger. Unter den drei letzten weströmischen Kaisern, war in dem in römischem Solde stehenden Heere fremder Barbaren die Schaar der Heruler die zahlreichste, und

*) Mascov, in seiner Geschichte der Deutschen, glaubt, daß die Heruler in den frühesten Zeiten an der Ostsee, im Meklenburgischen und in Pommern gewohnt hätten; wagt es jedoch nicht, zu bestimmen, wie weit ihre Wohnsitze sich landeinwärts erstreckt hätten; Gundling muthmaßt, daß sie sich bis in das Brandenburgische ausgedehnt hätten. Die meklenburgischen Geschichtschreiber wollen theils die Litthauer und Liefländer, theils auch die Wirlen, ein uraltes Volk in dem Meklenburgischen, von den Herulern ableiten.

machte die vorzüglichste Stärke des Heeres aus, mit welchem Odoaker das abendländische Reich stürzte und sich zum König von Italien aufwarf.

4. Von dem schwarzen Meere war indessen die Gesammt-Nation der Heruler immer weiter südwestwärts gerückt; und nachdem Odoaker die Rugier überwunden, deren König gefangen und dessen Reiche ein Ende gemacht hatte, zogen die Heruler, von Odoaker begünstiget, in das Rügeland an der Donau, westwärts der Gepiden und östlich der Longobarden, welche letztere in Noricum wohnten. Hier wurden die Heruler bald sehr mächtig, zwangen sogar die Longobarden zu einem jährlichen Tribut; jedoch damit noch nicht zufrieden, nöthigten sie unter der Regierung Kaisers Anastasius ihren König Rudolph zu einem neuen Krieg gegen die Longobarden; aber diesmal wandte das Glück ihnen den Rücken, und sie wurden so gänzlich geschlagen, daß ihnen nur die Wahl zwischen Auswanderung oder völliger Unterwerfung übrig blieb. Schutzflehend wendete sich ein Theil der Nation an Kaiser Anastasius, und dieser wies ihnen neue Ländereien in Thracien und Illyricum an. Die Heruler versprachen ruhiges Verhalten und jedesmalige Heeresfolge, so oft die Römer ihrer Dienste nöthig haben würden. Der bei weitem größere Theil der Nation verschmähete jedoch schon den Schein von Knechtschaft auf römischem Boden, zog daher gegen Norden, durch alle die weitschichtigen, damals von slavischen Völkern bewohnten Länder, und ließ sich auf das neue wieder entweder an dem südlichen Ufer des baltischen Meeres oder in Scandinavien nieder. *)

*) Procopius sagt, sie wären nach Thule gesegelt und hätten sich allda niedergelassen. Es ist außer allem Zwei-

5. Nach dem Zeugniß aller Geschichtschreiber waren die Heruler ein äußerst wildes, grausames, treuloses, jedem Laster und jeder Art der Ausschweifung ergebenes Volk. Um ihre Roheit und viehische Gefühllosigkeit zu bezeichnen, liefert Procopius von ihnen einige, keinem andern germanischen Volksstamme und nur dieser wilden Nation eigene Züge. So z. B. war es Sitte bei ihnen, alle Alte, Gebrechliche, oder auch Kranke, denen ihre, wie es sich versteht, äußerst beschränkte Heilkunst nicht sogleich ihre Gesundheit wieder geben konnte, ohne weiteres zu ermorden. Der alte Greis, oder auch der Gebrechliche oder Kranke ward auf einen Scheiterhaufen gelegt; Einer, welcher nicht zu dessen Familie gehörte, mußte ihn erwürgen, und der nächste Anverwandte des Ermordeten alsdann den Scheiterhaufen anzünden. Starb ein verheiratheter Mann, so ward dessen Frau an dem Holzstoße, worauf die Leiche des Erstern lag, ein Strick überreicht, mit welchem sie sich im Angesicht des gesammten, ehrsamen Leichenconducts aufhängen mußte. Hatte sie keine Lust dazu, so ward

fel, daß Procopius unter Thule die große Halbinsel Scandinavien versteht, von welcher er erzählt, daß sie zehnmal größer als Britannien, der Norden davon aber gar nicht bewohnt sey, obschon man in dem bewohnten Theile dreizehn zahlreiche, von einander unabhängige und unter ihren eigenen Königen und Gesetzen lebende Nationen antreffe. — Plinius und Pomponius Mela erwähnen schon der großen Insel Scandinavia. Ptolomäus nennt sie Scanzia, so auch Jornandes, welcher sich auf den Ptolomäus beruft. Es ist indessen offenbar, daß Jornandes und Procopius, der eine unter Scanzia, der andere unter Thule, die heutigen dänischen Inseln, Norwegen, Lapland, Schweden, Gothland, Finnland, ja wohl gar die Insel Rügen begriffen haben.

sie für ehrlos erklärt und fiel dann doch gewöhnlich sehr bald als ein Opfer der Rache sämmtlicher Anverwandten des Verstorbenen. Auch ihre Gottheiten, eben so roh und grausam wie sie selbst, suchten sie in Zeiten der Noth durch Menschenopfer zu söhnen.

6. Gretes, welcher in Constantinopel war getauft worden, herrschte als König über die südlichen, in Thracien und Illyricum wohnenden Heruler. Justinianus hatte sich nicht geirrt; der größte Theil der Nation der Heruler folgte dem Beispiele des Königs und ließ sich taufen. Aber das Christenthum vermochte für jetzt noch nicht, ihre Wildheit zu bändigen, ihre Sitten zu mildern und ihre Herzen in Wahrheit dem sanften Joch des Evangeliums zu unterwerfen. Gretes starb bald nach seiner Rückkehr in sein Land, und Ochon, welcher ihm in der Herrschaft folgte, wurde gleich in den ersten Wochen, nach dem Antritt seiner Regierung ermordet, und zwar aus keiner andern Ursache, als blos, weil die Nation, des Königthums müde, auf den Einfall gerathen war, einen Freistaat zu bilden. Aber dazu war dies Volk noch viel zu wild und zügellos. Auch die Herrschaft der Gesetze konnte es nicht ertragen. Es wollte frei seyn und wußte nicht, daß nur da wahre Freiheit ist, wo das Gesetz mit Allmacht herrscht. Unaufhörlicher innerer, blutiger Zwist und völlige Verwirrung des Staates zwangen daher die Nation bald wieder, sich einen neuen König zu suchen.

6. Zu ihren nordischen Landsleuten am baltischen Meere oder in Scandinavien ordneten also jetzt die Heruler eine zahlreiche Gesandtschaft, mit dem Auftrage, wenn nicht auch dort wie hier das königliche Haus erloschen wäre, ihnen von da einen neuen

König herbeizuführen. Die Abgeordneten fanden bei ihren Landsleuten gute Aufnahme; was sie begehrten, ward ihnen gewährt, und in Begleitung eines Fürsten des königlichen Stammes machten sie sich bald wieder auf die Rückreise; aber der neue König starb, als sie schon mehr als die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, und die Gesandten waren gezwungen, die weite beschwerliche Reise noch einmal anzutreten. An die Stelle des Verstorbenen ward nun einer seiner Anverwandten, Namens Todas gewählt; aber diesen wollte sein Bruder Aor nicht allein ziehen lassen; beide machten sich also mit einander auf die Reise, und zwar unter der Bedeckung eines aus einigen hundert nordischen Herulern bestehenden Reuterhaufens.

7. Ueber dem Hin- und Herreisen der Gesandten ging viele Zeit verloren, und die mittägigen Heruler, an der Rückkehr ihrer Abgeordneten verzweifelnd, hatten indessen einige andere ihrer Häupter nach Constantinopel gesandt, um von Justinian sich einen König zu erbitten. Von dem Kaiser ward nun ein gewisser Suardus, ein geborner Heruler, der schon seit mehrern Jahren sich in Constantinopel niedergelassen hatte und ein Christ geworden war, zum König der Heruler ernannt. Suardus wurde von seinen neuen Unterthanen auf das beste empfangen, aber kaum hatte er die Regierung angetreten, als die Nation Nachricht erhielt, daß ihre nach Norden geordneten Gesandten mit einem, von ihren nordischen Stammsverwandten ihnen zum König gewählten Fürsten nicht mehr ferne wären. Wie es schien, konnte jetzt die Sache ohne einen blutigen Kampf nicht mehr beigelegt werden. Ohne zu säumen, rückte daher Suardus mit einem zahlreichen Heerhaufen dem unerwarteten Kroncompetenten ent-

gegen. Aber leider hatten die Heruler indessen ihre Gesinnungen geändert; sie wollten lieber einen Sprößling des alten Königshauses der Heruler, als einen ihres Gleichen zu ihrem König haben; und als Suardus nur noch eine Tagreise von Toas entfernt war, ging in der Nacht sein ganzer Heerhaufe zu seinem Gegner über. Suardus, von den Seinigen verlassen, floh nach Constantinopel. Justinian, der die dem kaiserlichen Ansehen zugefügte Schmach tief empfand, beschloß, seinen Schützling mit gewaffneter Hand in der Herrschaft zu behaupten; aber die Heruler rüsteten sich zur Gegenwehr, schlossen mit den Gepiden und andern barbarischen Völkern einen Bund, und Justinianus, dessen Aufmerksamkeit gerade zu dieser Zeit durch ungleich wichtigere Ereignisse auf einen ganz andern Punkt seines Reiches gelenkt ward, fand nun für rathsam, die Sache einstweilen auf sich beruhen zu lassen. Um den Suardus einigermaßen zu entschädigen, gab er ihm eine angesehene Befehlshaberstelle in dem kaiserlichen Heere.

8. In der Regierungsgeschichte Justinians spielen die Heruler eine nicht ganz unbedeutende Rolle. Aber gleich nach dem Tode dieses Kaisers wurden sie von dem longobardischen König Alboin auf das neue mit Krieg überzogen und völlig bezwungen. Von dieser Zeit an waren sie den Longobarden unterworfen, bis endlich bald darauf die ganze Nation, unter andere Völker vermischt, ganz und gar aus der Geschichte verschwindet.

IV.

1. Schon unter Kaisers Justinus Regierung war der von Anastasius mit den Persern geschlossene

Friede einigemal, und zwar nicht wenig heftig erschüttert worden. Ein förmlicher Krieg brach jedoch damals noch nicht aus; aber ein launenhafter Einfall des in Jahren schon weit vorgerückten persischen Königs — welchen wir unsern Lesern sogleich mittheilen werden — ward indessen doch die Veranlassung zu einem Mißverständnisse, das in der Brust seines Nachfolgers gegen den römischen Namen den Keim jenes unversöhnlichen Hasses niederlegte, der, nachdem jener den väterlichen Thron wirklich bestiegen hatte, eine lange Reihe verheerender Kriege herbeiführte, den Römern wie den Persern ganze Ströme Blutes kostete, ihre beiderseitigen Grenzen unaufhörlich verwüstete und manche blühende Stadt und die gesegnetesten Gegenden in Steinhaufen oder Einöden verwandelte.

2. Cobad, dessen man sich noch aus dem vorigen Bande dieser Geschichte erinnern wird, hatte, nebst einer ganzen Schaar natürlicher Kinder, vier in rechtmäßiger Ehe erzeugte Söhne: Caosez, Zameth, Chosrou und Phrasuarsan. Der Aelteste war wegen seiner trefflichen Eigenschaften, sowohl des Geistes wie des Herzens, von den Persern gleichsam angebetet; aber eben diese allgemeine Liebe der Nation machte ihn bei dem Vater verhaßt. Der zweite, ein nicht minder geistvoller und liebenswürdiger Prinz, war leider einäugig, ein Gebrechen, das nach den persischen Gesetzen ihn von der Thronfolge ausschloß. Aber der dritte, ein ungemein lebhafter, feuriger Jüngling war der Liebling seines Vaters; denn Cobads geliebteste Gemahlin, des Hajatheliten-Königs Tochter, war dessen Mutter gewesen. Diesem dritten Sohne bestimmte also der Vater die Krone nach seinem Tode. Da ihn aber die große Vorliebe der Nation zu dem ältesten Prinzen

mit Recht befürchten ließ, daß man nach seinem Tode die von ihm jetzt zu Gunsten des dritten Sohnes getroffenen Verfügungen wenig achten, zu dem auch der, durch gekränktes Ehrgefühl, in dem natürlichen Erben geweckte Ehrgeiz es schwerlich dulden würde, daß ein jüngerer Bruder den dem Erstgebornen gebührenden Thron ungestört besteige; so sann er auf Mittel, dem Liebling seines Herzens auch noch auf andere Weise die Thronfolge zu sichern. Eine Adoption seines Sohnes von Seite des römischen Kaisers schien ihm hiezu der kürzeste Weg; denn so, glaubte er, würde alsdann vor der dem Chosrou dadurch anklebenden höheren Würde alle Ansprüche der Erstgeburt verstummen müssen. *)

3. Eine aus den vornehmsten und edelsten Persern bestehende Gesandtschaft ward also nach Constantinopel geordnet, mit dem Auftrage, Kaiser Justinus zu bitten, Cobads dritten Sohn Chosrou an Kindesstatt anzunehmen. Diese Adoption, sagte der König in seinem an den Kaiser erlassenen eigenhändigen Schreiben, werde zwischen Römern und Persern ein ewiges, nie zu zerreißendes Band des Friedens und der Freundschaft seyn.

4. Geblendet durch das Glänzende dieses Antrages, waren Justinus und Justinianus schon entschlossen, dem Gesuch des Königs zu entsprechen. Aber Proclus, der das Vertrauen des Oheims wie des Neffen besaß, und auch es zu besitzen verdiente,

*) Ein abermaliger Beweis, welche hohe Begriffe allen Völkern und ihren Beherrschern von der über alles hervorragenden Majestät und Machtvollkommenheit eines römischen Kaisers gleichsam wie eingezaubert waren.

machte sie darauf aufmerksam, daß nach den römischen Gesetzen der adoptirte Sohn in alle Rechte eines legitimen Sohnes trete, mithin auch das römische Reich das Erbe des adoptirten Chosrou werden müsse, und daß, wenn derselbe einst auf den Thron von Constantinopel Ansprüche machen sollte, diese selbst in der Herrschaft der bestehenden Gesetzgebung ihre Rechtfertigung finden würden. Statt ein Band des Friedens und der Freundschaft zu seyn, würde diese Adoption die Quelle blutiger Kriege und unabsehbaren Elendes für beide Völker werden. Kaiser Justinus, weil kinderlos, habe seinem Neffen die glänzende Aussicht auf den Thron von Constantinopel eröffnet; aber die Adoption des Chosrou würde, sowohl nach dem Ausspruch der Gesetze als dem Urtheil aller Völker, des Neffen förmliche Enterbung zur Folge haben.

5. Dem Kaiser wie Justinian gingen jetzt die Augen auf. Man beschloß, mit möglichster Schonung den Antrag des persischen Königs zurückzuweisen. Den Gesandten ward gesagt, die römischen Gesetze und die Verfassung des Reiches erlaubten dem Kaiser nicht, einen fremden Königssohn zu adoptiren; um jedoch dem persischen Monarchen einen Beweis seiner Freundschaft und hohen Achtung zu geben, erbiete sich der Kaiser, den Prinzen Chosrou zum Waffensohne zu adoptiren.*)

6. Tief und schmerzhaft fühlte Cobad die Vereitlung seiner Plane. Mit einem zahlreichen Gefolge

---

*) Ueber diese Art der Adoption lese man nach, was im vorigen Bande im 7. Abschnitte §. 10. schon darüber ist gesagt worden.

hatte er sich schon den römischen Grenzen genähert, um bei der ersten günstigen Nachricht von seinen Gesandten, sogleich mit seinem Sohne nach Constantinopel zu eilen. Voll Zorn gegen die Römer, voll Unwillen gegen seine Gesandten, kehrte er wieder nach Ctesiphon zurück. Unglücklicherweise war der edle Seoses das Haupt der persischen Gesandtschaft gewesen. Es war dies der nämliche Seoses, dem Cobad einst Freiheit, Leben und Krone zu danken, und den er daher mit einer Würde bekleidet hatte, die ihn weit über alle und die höchsten Beamten des Reiches erhob. Auf diesen fiel jetzt die ganze Schwere der königlichen Ungnade. Die Neider des bisher allmächtigen, jedoch stets weisen und gerechten Günstlings glaubten, diesen Augenblick benutzen zu müssen. Als einen Neuerer, als einen Verräther der Staatsreligion Persiens klagten sie ihn an. Seoses zärtlich geliebte Gemahlin, die vieljährige Gefährtin seines Lebens war kurz vorher gestorben. Gegen den Gebrauch und die Sitten der Perser hatte Seoses ihre Leiche nicht verbrennen, sondern auf einen von Bäumen beschatteten Hügel begraben lassen. Diese Erbärmlichkeit war der Grund, auf welcher die ganze Anklage beruhete, und Cobad, im Unmuth über fehlgeschlagene Hoffnung, war undankbar genug, seinen alten, lange geprüften Freund den Ränken seiner boshaften Feinde zu überlassen. Persiens hoher Rath ward versammelt, Seoses zum Tode verurtheilt, und der edelste, weiseste und tugendhafteste Mann im ganzen Reiche fiel als ein blutiges Opfer der eigensinnigen Vorliebe des Königs für einen seiner nachgebornen Söhne.

7. Aber auch an den Römern wollte Cobad sich rächen. Persische Reuterhaufen fielen in das römische Gebiet, zerstreueten mit leichter Mühe einige römische

Kriegsvölker, plünderten das Land und zogen sich dann mit ihrem Raube wieder innerhalb ihrer Grenzen zurück. Das Gleiche thaten nun auch die Römer; aber von beiden Seiten der zwecklosen Streifzüge bald müde, trat eine Waffenruhe ein, die diesen Plackereien ein Ende machte. Kein Theil wollte sich jetzt das Ansehen geben, den Frieden gebrochen zu haben, und da von keiner Seite eine Kriegserklärung erfolgt war; so ward alles Geschehene als ungeschehen betrachtet und blos auf Rechnung eines Mißverständnisses zwischen den an der Grenze kommandirenden römischen und persischen Befehlshabern gesetzt.

8. Durch diese an sich unbedeutenden Vorfälle ward indessen doch die Aufmerksamkeit des Hofes von Constantinopel geweckt. Man fürchtete nicht ohne Grund, daß nach der, dem alten König zugefügten Beleidigung, der Friede zwischen beiden Reichen höchst wahrscheinlich nicht mehr von sehr langer Dauer seyn würde. Um die Grenzen einigermaßen gegen plötzliche Einfälle zu schützen, ward beschlossen, einige Punkte auf derselben zu befestigen. Der wichtigste, gegen Persien vorgeschobene militärische Punkt war Dara. Diese Stadt erhielt also einige Festungswerke, aber im Ganzen genommen, waren dieselben wenig bedeutend und unhaltbar gegen eine förmliche Belagerung.

9. Kaum war also Justinian, der das Befestigen eben so leidenschaftlich wie das Bauen liebte, zur Alleinherrschaft gelangt, als er sogleich Befehl gab, Dara in eine der stärksten und haltbarsten Festungen des Reiches zu verwandeln. *) Außer

---

*) Dara, heut zu Tage Kara-Derre, liegt 15 Meilen

Dafür erhielten auch Amida, Edessa, Carrhä, Callinicum in Mesopotamien, und Chalcis, Cyrrhus, Sura, Europus, Hierapolis, Zeugma, Neocäsarea in der

---

von Nisibis. Wenn Procopius die Entfernung beider Städte auf 98 Stadien angibt; so muthmaßt D'Anville mit vielem Recht, daß dieses ein Fehler des Abschreibers sey, und man bei Procopius statt 98, 198 Stadien lesen müsse. — Der Festungsbau von Dara, wie Procopius und Zacharias, ein syrischer Schriftsteller ihn darstellen, kann uns einen ziemlich deutlichen Begriff geben von dem Grade der Vollkommenheit der damaligen Befestigungskunst. — Die Stadt war mit einer dreifachen, von vielen Thürmen flankirten Mauer umgeben. Die Zwischenräume, welche diese trennten, betrugen fünfzehn bis zwanzig Schritte und waren in Zeiten der Belagerung ein Sicherheitsort für den Viehstand der Einwohner. Die Höhe der Mauern betrug fünfzig, jene der Thürme hundert Fuß über dem Erdboden. Eine sehr geräumige Plattform deckte die Spitze der Thürme und eine doppelte Gallerie schützte die längs dem Wall aufgestellten Soldaten. Des harten und felsigen Bodens wegen war von der Kunst der Minirer und Sapirer nichts zu besorgen; und auf der südöstlichen Seite, wo der Boden etwas lockerer zu werden anfing, wurde das Annähern mittels der Sappe, durch ein sehr starkes, weit hervorspringendes Bollwerk, wo nicht völlig verhindert, doch ungemein erschwert. Der die Stadt umgebende dreifache Wassergraben war ein Meisterwerk der Hydraulik; denn die Strömung des Wassers war so künstlich geleitet, daß die Einwohner während einer Belagerung nicht nur stets mit Wasser versorgt waren, sondern auch, mittels der mit vieler Kunst angelegten Schleußen, die Belagerer, so oft sie wollten, durch künstliche Ueberschwemmungen in die äußerste Verlegenheit setzen konnten. Lange war Dara für die Perser ein Gegenstand der Verzweiflung; und die vielen, in dem Laufe von sechzig Jahren, stets mit der größten Anstrengung wiederholten und dennoch vereitelten Versuche, Dara den Römern zu entreißen, erwarben ihr den Beinamen der unüberwindlichen Stadt.

Procop. bel. pers. l. 1. c. 10. l. 2. c. 15. Procop. de aedif. l. 2. c. 1—3. l. 3. c. 5.

Euphratensis, neue Festungswerke und die Zwischenräume zwischen diesen Städten füllten eine Menge fester Schlösser, befestigter Wachthürme und andere, minder feste, blos mit Erdwällen umgebene Posten.*) Um auch die Grenzen Palästina's auf der Seite von Arabien gegen die Einfälle der, größtentheils von den Persern abhängigen, heidnischen Saracenen zu schützen, ließ Justinian eine starke und, in Ansehung des innern Raumes, auf eine zahlreiche Garnison berechnete Festung am Fuße des Berges Sinai erbauen. Der Berg war mit Klöstern und frommer Anachoreten-Zellen gleichsam übervölkert. Aber der Gipfel desselben war, nach dem Zeugniß des Procopius, unbewohnt; denn ein ungewöhnliches, dem Donner ähnliches, mit andern furchtbaren Erscheinungen verbundenes Geräusch, welches man jede Nacht hörte,

---

*) Zahllose Festungen deckten unter der Regierung des Justinian's alle europäischen wie asiatischen Provinzen des morgenländischen Reiches. Ohne der kleinern festen Kastelle, befestigter Wachthürme, von Mauerwerk errichteter Schanzen oder auch der langen Mauern zu erwähnen, wodurch ganze Strecken Landes, wie z. B. die Erdenge von Corinth, gedeckt wurden, erbauete dieser, das Bauen mehr als alles liebende Kaiser beinahe sechshundert Festungen. Justinian's Befestigungslust wußten dessen Kriegsbaumeister trefflich zu benutzen; und in der vollen Ueberzeugung, daß die Welt nur deswegen geschaffen sey, daß sie Festungen darin bauen könnten, durchforschte ihr Künstlerauge mit spähendem Blick jeden Winkel des Reiches, und wo sie nur immer ein zu einer Festung taugliches Lokal fanden, ward sogleich der Riß dazu entworfen und dem Kaiser zur Genehmigung vorgelegt; und so geschah es bald, daß manche einsame, friedliche Gegend, in welche vorher noch kein Kriegsvolk gedrungen war, nun ebenfalls in Zeiten des Krieges mit dessen Geräusch und vielfachem Ungemach erfüllt ward.

schreckte auch den Verwegensten zurück. Allerdings beruhet dieser Bericht des Procopius blos auf mündlicher Tradition und den Erzählungen der diese Gegend Arabiens bewohnenden Sarazenen; aber auch dann bleibt es noch immer höchst merkwürdig, daß die Geschichte von den Wundern des Sinai und dem Donner, unter welchem Jehova einst Israel sein Gesetz gab, auch nach zweitausend Jahren, und selbst in einem mit Götzendienern überfüllten Lande, sich noch immer in Volkssagen erhalten hat.

10. Aber die Erbauung einer neuen Feste an den Ufern des Tigris, in den weiten Ebenen von Mindone, westwärts von Nisibis, fand plötzlich einen eben so unerwarteten als kräftigen Widerspruch von Seite der Perser. Durch die Thätigkeit der über den Festungsbau gesetzten Officiere und die ungeheure Menge der Arbeiter hatten die Mauern schon in einer bedeutenden Höhe sich über dem Boden erhoben, als auf einmal der auf der persischen Grenze kommandirende Satrap den Römern sagen ließ, die Erbauung einer neuen Festung auf dieser Grenzscheide der beiden Reiche sey eine offenbare Verletzung früher geschlossener Verträge; sie möchten also den Bau sogleich einstellen, auch die schon stehenden Mauern ohne Verzug wieder niederreißen; wo nicht, so würde er selbst diese Mühe übernehmen. Da das den Festungsbau deckende Truppencorps viel zu schwach war, so rissen zwar die Römer die Mauern der neuen Stadt noch nicht nieder; aber der Bau ward einstweilen dennoch eingestellt, aber zugleich auch ein Eilbote nach Constantinopel abgefertigt, um Hülfsvölker von dem Kaiser zu begehren.

11. Justinianus schickte dem Curzes und Buzes, zweien Brüdern aus Thracien gebürtig, welche mit

einem sehr beträchtlichen Armeecorps an dem Fuße des Libanons standen, den Befehl, mit ihren Truppen unverzüglich an den Tigris zu marschiren. So bald die Verstärkung angekommen war, ward auch der Festungsbau wieder begonnen. Die Perser eilten herbei, um ihn zu stören, die Römer, um ihn zu vertheidigen. Es kam sogleich zu einer entscheidenden Schlacht. Cutzes und Buzes waren beide tapfere und kühne Krieger; aber auch beide noch in jenem Alter, welches reich an Anmaßung und stolzem Zutrauen zur eigenen Kraft, aber desto ärmer an Erfahrung, Vorsicht und Klugheit ist; Beide, voll Feuer und kriegerischem Ungestüm, suchten nur mit dem Feinde zu schlagen, verstanden es aber noch nicht, auch den Erfolg einer Schlacht sich zu sichern. Die Römer erlitten eine völlige Niederlage. Cutzes selbst ward gefangen, die neue Feste dem Erdboden gleich gemacht und eine zahllose Menge römischer Gefangenen über den Tigris transportirt. Dieser Unfall benahm dem Kaiser auf einmal alle Lust zu einem Kriege gegen Persien. Von der Tapferkeit seiner Heere sich wenig versprechend, hoffte Justinian jetzt desto mehr von den Künsten seiner Diplomatie. An den persischen König sandte er also unverzüglich den Hermogenes, seinen Magister Officiorum, und gab diesem die nöthige Vollmacht, um auf gütlichem Wege die wechselseitigen Beschwerden gegen einander auszugleichen. Aber Friedensvorschläge nach einer verlornen Schlacht finden selten den erwünschten Eingang, und gerade war Cobad jetzt kriegslustiger als je, indem er große und, wie er glaubte, nicht ungegründete Hoffnung hatte, durch Verrätherei sich bald im Besitz von Jerusalem und ganz Palästina zu sehen.

12. Nicht immer leiteten Klugheit und weise

Vorsicht den religiösen Eifer des Kaisers. Strenge Gesetze gegen die zahllosen ketzerischen Secten seines Reiches zu erlassen, war zwar heilige Pflicht; aber in der Anwendung und dem Vollzug dieser Gesetze hätte nicht so oft das höchste Gesetz, nämlich das Gesetz der Liebe verletzt werden sollen. Am härtesten ward gegen Juden und Manichäer verfahren. Samariens ganze Bevölkerung bestand beinahe blos aus Juden, indessen wohnten jedoch unter ihnen auch ungemein viele Manichäer; letztere waren, größtentheils völlig unwissende, rohe und wilde Landleute. Furchtbar loderte also hier auf einmal die Flamme des Aufruhrs im ganzen Lande. Siebzigtausend bewaffnete Aufrührer versammelten sich zu einem furchtbaren Heere, wählten einen berüchtigten Räuber, Namens Julianus, zu ihrem König und Feldherrn, überfielen die Städte Scythopolis und Neapolis, verbrannten alle Kirchen, erwürgten den Bischof, rissen mit Cannibalen-Wuth Priester und Mönche in Stücken, ermordeten alle Christen, die ihnen in die Hände fielen, und wütheten mit erbarmungsloser Grausamkeit in der ganzen weitumliegenden Gegend. Julianus wählte Neapolis zu seiner Residenz. Hier gab er Spiele der Rennbahn und erschien in dem Cirkus mit einem Diadem um die Stirne. Ein Wagenführer, Namens Niceas, ward als Sieger proclamirt; aber in dem Augenblicke, in welchem er sich dem prekären Throne des Tyrannen nahete, um aus dessen Händen den Preis seines Sieges zu erhalten, ward diesem gesagt, daß Niceas ein Christ sey. Sogleich ließ Julianus ihm Mitte in dem Cirkus den Kopf abschlagen.

13. Dieser Julianus hatte nun gleich im Anbeginne des Aufstandes einige der angesehensten und reichsten Einwohner von Samaria an den König von

Persien geschickt, und ihm ein Bündniß antragen lassen, mit dem Versprechen, den König, wenn er den Aufrührern schleunige Hülfe senden wollte, in Besitz von Jerusalem und ganz Palästina zu setzen. Diesen Antrag hatte Cobad angenommen. In seinem schönen Traume sah er sich schon als künftigen Herrn von Palästina und einem Theil der syrischen Küste, und nichts war ihm daher jetzt willkommener, als die durch ihren Festungsbau von den Römern selbst, ihm zu einem Kriege dargebotene Veranlassung. Die Herrschaft des Julianus war jedoch von sehr kurzer Dauer. Theodor, welcher die kaiserlichen Truppen in Palästina befehligte, hatte sich anfänglich zurückgezogen, war aber, verstärkt durch einige römische Corps und einen zahlreichen Reuterhaufen christlicher Sarazenen, schnell wieder vorgerückt. Bei dem Anrücken der Römer verließ Julianus die Stadt Neapolis; aber Theodor hatte ihn bald ereilet. Es kam zu einem entscheidenden Treffen. Julianus ward gänzlich geschlagen, er selbst gefangen, enthauptet und sein Kopf nebst dem Diadem, das er getragen hatte, dem Kaiser nach Constantinopel gesandt. Mehr als zwanzigtausend Aufrührer waren in der Schlacht geblieben, die übrigen zerstreuten sich und flüchteten theils auf den Berg Garizinn, theils in die Gebirge von Trachonitis. Der Comes Irenäus, welchen Justinian statt des Bassus, unter welchem der Aufstand ausgebrochen war, zum Statthalter von Palästina ernannte, verfolgte die Aufrührer bis in ihre verborgensten Schlupfwinkel, und was von ihnen nicht mit den Waffen in der Hand unter dem Schwert der römischen Soldaten fiel, starb unter den Händen der Henker auf dem Blutgerüste. Zum Lohne treu geleisteter Dienste erhielt der Anführer des Sarazenenstammes zwanzigtausend Gefangene, welche er theils in Persien, theils in Aethiopien als Scla-

ven verkaufen ließ. Mehr als zweimal hunderttausend Menschen hatten durch diesen tollen, zwecklosen, nur durch die Grausamkeit und den Unverstand der Anführer merkwürdigen Aufstand entweder Leben oder Freiheit verloren.

14. Jetzt, als nach der in der Ebene von Mindone verlornen Schlacht, Hermogenes mit Friedensvorschlägen zu Cobad kam, wußte dieser noch nichts von der völligen Niederlage und Zerstreuung seiner guten Freunde in Samarien. Den römischen Gesandten behandelte er daher mit dem Stolz eines von seinen künftigen Siegen schon berauschten Despoten. Die Geschenke, welche Hermogenes mitgebracht hatte, nahm er zwar an, wollte aber von keiner Unterhandlung etwas wissen, sondern drohete mit einem furchtbaren Kriege, wenn die Römer nicht, in Ansehung aller seiner Beschwerden, ihm unverzüglich Genüge leisten würden. In dem Schreiben an den Kaiser, welches er den Gesandten mitgab, nannte Cobad sich den Sohn der Sonne, Justinian aber den Sohn des Mondes. „Nicht gleich einem Diebe," sagt der König am Schlusse dieses Briefes, „will ich die Römer unversehens überfallen und ihnen den Sieg stehlen; sondern ihnen jetzt zu wissen thun, daß ich sie noch bis zum Anfange nächsten Frühjahrs frei athmen lassen will, dann aber mit meiner ganzen Macht sie angreifen werde."

15. Da der Krieg nun unvermeidlich war; so machte Justinian auch die nöthigen Vorbereitungen, um denselben mit Nachdruck zu führen. Im ganzen Reiche wurden Werbungen angestellt, die Grenzfestungen mit dem Nöthigen versehen und mit allen barbarischen, an Persien grenzenden Völkern Unterhandlungen gepflogen, um solche in einen gemein-

schaftlichen Bund gegen Persien zu ziehen. Durch reiche Geschenke gewonnen, that Boarex, eine scythische Königin, welche nach dem Tode ihres Gemahls dessen Reich beherrschte, dem Justinian gleich im Anfange des Krieges treffliche Dienste. Sie hatte gehört, daß zwei andere scythische Fürsten mit zwanzigtausend Reitern den Persern zu Hülfe zögen. Sogleich stellte die kriegerische Boarex sich an die Spitze ihres Heeres, ging jenen Fürsten entgegen, schlug sie auf das Haupt, tödtete einen derselben, Namens Glones, mit eigener Hand, nahm den andern gefangen und sandte ihn nach Constantinopel. Justinian, ohne Rücksicht auf die, selbst in einem Barbaren nicht zu entheiligende königliche Würde, hatte die Grausamkeit, den unglücklichen Styrax, so hieß der gefangene König, auf dem zur Hinrichtung gemeiner Verbrecher bestimmten Platz, im Angesichte Constantinopels aufhängen zu lassen.

16. Das Wichtigste, was der Kaiser noch zu thun hatte, war die Ernennung eines eben so kühnen als klugen und eben so vorsichtigen als kriegskundigen Feldherrn. Nie war Justinian in seiner Wahl so glücklich, wie diesmal; denn er übertrug dem Belisarius, den er jetzt zum Dux des Orients ernannte, die Anführung des Heeres gegen die Perser. Als Rathgeber ward ihm Procopius beigeordnet; und von diesem Augenblick an begann zwischen dem großen Feldherrn und berühmten Geschichtschreiber jene aufrichtige Freundschaft, welche diese beiden ausgezeichneten Männer durch ihr ganzes, in die Geschichte ihrer Zeit so vielfach verflochtenes Leben innigst mit einander verband.*)

*) Es ist ein schöner Charakterzug des Procopius, daß er,

17. Eine Reihe Bilder edler Ahnen hatte Belisarius nicht aufzuweisen; er war der Sohn eines thracischen Bauern, hatte daher keine oder nur eine schlechte Erziehung genossen, war der Wissenschaften unkundig, vielleicht gar denselben abhold; von ihrem wohlthätigen Einfluß auf Veredlung des Geistes und des Herzens finden sich wenigstens in Belisar's Leben nicht immer sehr glänzende Spuren. Seine frühere Geschichte ist in Dunkel gehüllt. Unter Justin's Regierung finden wir ihn in der Zahl der Hausbeamten des Justinians. Als dieser den Thron bestiegen hatte, gab er ihm eine Unterfeldherrnstelle in dem kaiserlichen Heere, und schickte ihn bald darauf nach Persarmenien, wo zwar der Feind jeden seiner Schritte hemmte, er aber dem ungeachtet am Ende in einem Gefechte, welches man eine Schlacht nennen könnte, über die Perser einen nicht unbedeutenden Sieg erfocht, wovon jedoch die Ehre, und zwar nicht ohne Grund, größtentheils dem Comes Cyriakus zugeschrieben ward. Indessen hatte Justinian's ehemaliger Hausbeamte von seinem Muth, seiner Entschlossenheit und seinen kriegerischen Einsichten schon manche unzweideutige Beweise gegeben, und diese in Verbindung mit Theodoren's Freundschaft gegen Belisar's Gemahlin Antonina, welche beide, die erstere in ihrem sclavischen Knecht, die andere in ihrem, allen ihren Launen völlig unterworfenen Gemahl, ein sehr fähiges und, weil blindes, daher

ungeachtet seiner genauen Verbindung mit Belisarius, dennoch in seiner historia arcana dessen Schwachheiten, Fehler und Laster, mit einer, einem unter der Aegide der Heiligkeit seiner Sache stehenden Geschichtschreiber geziemenden Freimüthigkeit erzählt und oft in ziemlich starken Ausdrücken rüget.

doppelt brauchbares Werkzeug der despotischsten Willkühr erkannten, hatten ihm nun die Würde eines Feldherrn des Orients und den Oberbefehl über das römische Heer verschafft.

18. Sobald die Zurüstungen zum Krieg beendigt waren, zog Belisarius sein Heer unter den Wällen von Dara zusammen. Dasselbe war nicht sehr stark, bestand höchstens aus fünf und zwanzigtausend Mann; zudem hatte das unglückliche Treffen bei Mindone und frühere Unfälle den Muth der Soldaten gedämpft und Zwist und Uneinigkeit unter den Feldherren die Kriegszucht erschlafft. Der Vorbedeutungen des Sieges gab es wenig oder keine.

19. Von jeher war Dara, besonders nachdem man es so sehr befestiget hatte, den Persern ein Dorn im Auge. Schon zu den Zeiten des Anastasius und so oft man nur eine zerfallene Mauer wieder ausbesserte, oder gar einen neuen Thurm erbauete, protestirten sie stets laut dagegen und erklärten es für einen Bruch der bestehenden Traktaten. Gegen Dara rückte also Ferouz, der persische Feldherr, an. Sein Heer bestand aus vierzigtausend Mann. Der Zahl nach, an Streitkräften dem Belisarius weit überlegen, verachtete er seinen Feind, sprach mit Hohn von demselben und ließ den Einwohnern von Dara den Tag und die Stunde bezeichnen, an welchem er als Sieger in ihre Stadt einrücken werde, zugleich auch ihnen andeuten, daß sie eine, einem Mirhannes *) geziemende Wohnung und ein kühlendes Bad ihm bereit halten sollten, in welchem er nach der Arbeit eines erfochtenen Sie-

*) Eine bei den Persern sehr hohe militärische Würde.

ges sich, wie er zu thun pflege, wieder erholen könnte.

20. Trotz seiner zahlreichen Schaaren, war indessen das persische Heer doch nicht sehr furchtbar. Gerade an dem, was die wahre Stärke eines Heeres ausmacht, gebrach es ihm völlig. Sein Fußvolk war schlecht; es bestand blos aus in der Eile zusammengeraften Bauern, fremd jeder militärischen Disciplin, an Gehorsam nicht gewöhnt, dabei wenig geübt in den Waffen und noch weniger bekannt mit den Gefahren des Krieges und den wechselnden Zufällen einer Schlacht.

21. Belisarius hatte unter den Mauern von Dara ein Lager bezogen. Hier wollte er die Perser erwarten; um ihnen aber den Vortheil der Mehrzahl und einer größern, ihn selbst überflügelnden Ausdehnung zu entziehen, ließ er einen mit seiner Fronte parallel laufenden, sehr tiefen und breiten Graben anlegen; auf beiden Flügeln ging derselbe in senkrechter Linie auf eine ziemlich beträchtliche Weite gegen die Seite des Feindes, zog sich dann unter einem nicht allzuspitzigen Winkel wieder auf die Linie der Römer zurück, bildete da abermals einen und zwar stumpfen Winkel und verlor sich dann in ausgehender Richtung rechts und links in der Ebene. Um jedoch die Bewegungen der Römer nicht gerade auf den bloßen Raum innerhalb der Verschanzung zu beschränken, waren auf der ganzen Grabenlinie, welche, wie so eben gezeigt ward, eingehende und ausspringende Winkel hatte, sowohl in den Schenkeln dieser Winkel als auf der Frontlinie selbst, überall in gehöriger Entfernung die nöthigen, auf die Breite einer römischen Colonne berechneten Zwischenräume gelassen worden. Sämmtliches Fußvolk stellte Beli-

sarius in die Mitte, die Reiterei auf die beiden Flügel. Auf dem rechten Flügel kommandirten Johann Nicetas, Marcellus, Cyrillus und Justinian's Neffe Germanus, ein junger Mann von ausgezeichnetem Feldherrntalent, der erst im vorigen Jahre einen Haufen in die römischen Provinzen eingebrochener Barbaren geschlagen, und über die Donau wieder zurückgetrieben hatte. Der linke Flügel stand unter den Befehlen des Buzes und Pharas; letzterer war der Anführer mehrerer Schwadronen herulischer Reiterei. In dem Centrum befand sich Belisarius selbst, an seiner Seite hatte er den Hermogenes, nach ihm der erste Feldherr im Heere.

22. Férouz ließ nicht lange auf sich warten. Als er aber die Römer zu Gesicht bekam, staunte er über ihre Schlachtordnung und besonders über die ruhige Haltung, mit der sie seinen Angriff erwarteten. Da der aufgeworfene Graben mit seinen ein- und ausgehenden Winkeln ihn hinderte, mit seiner Cavallerie nach Gutdünken zu manövriren; so ließ er die Armee Halt machen und brach sie in mehrere Colonnen, deren Tiefe er sehr vermehrte, weil der durchschnittene Boden ihm keine sehr große Ausdehnung erlaubte. Während dieser Bewegungen, denen die Römer ganz kaltblütig zusahen, sprengte ein junger Perser, ein Jüngling voll Feuer und Muth an die Römer heran und foderte den tapfersten derselben zum Zweikampf heraus. Die Römer, schon mehr an Disciplin gewöhnt, erwarteten den Befehl ihrer Officiere; da dieser nicht gegeben ward; so wagte es auch keiner, den angebotenen Zweikampf anzunehmen. Auf einmal bricht ein, dem ganzen römischen Heere unbekannter Reiter hervor, sprengt auf den Perser mit eingelegter Lanze los, rennt ihm diese durch den Leib und wirft ihn im Angesichte beider

Heere todt zu Boden. Ein allgemeines Freudengeschrei bewillkommte den Sieger, als er zurückkam; aber wie erstaunten nicht Officiere und Soldaten, als sie sahen, daß es keiner der ihrigen, sondern ein ehemaliger Fechtmeister von Constantinopel war, der Andreas hieß und jetzt als Bademeister im Dienste des Unterfeldherrn Buzes stand.

23. Um die erlittene Schmach zu rächen, schickten die Perser einen andern, durch ungewöhnliche Körperstärke und riesenhafte Größe ausgezeichneten Reiter vor, welcher den Römern jetzt auf das neue den Zweikampf anbot. Auch diesmal fanden es die römischen Feldherren nicht für zweckmäßig, ihre Erlaubniß dazu zu geben; selbst dem Andreas verbot sein Herr, sich noch einmal zu wagen. Da aber die Ausfoderungen des Persers nach und nach beleidigend zu werden anfingen; so rannte Andreas, trotz des Verbotes seines Herrn, auf den Perser los; dieser, der seinen Gegner nicht stehenden Fußes erwarten wollte, sprengte ebenfalls auf den Römer heran und nun war bei ihrem Zusammentreffen der beiderseitige Stoß so gewaltig, daß Mann und Roß stürzten und beide Reiter auf der Erde lagen; aber der ehemalige Fechtmeister, weit gewandter und behender als sein Gegner, stand zuerst auf seinen Füßen und stieß dem Perser das Schwert durch den Hals. Ein abermaliges, lange anhaltendes Siegesgeschrei der Römer lohnte dem braven Andreas für seine tapfere That; aber dumpfes Schweigen herrschte in den Reihen der Perser; sie betrachteten es als eine böse Vorbedeutung, und da ohnehin schon der größte Theil des Tages verflossen war; so zog Ferouz sich zurück und schlug in der Entfernung einer halben Stunde von den Römern sein Lager auf.

24. Unter fruchtlosen Unterhandlungen verstrich jetzt ein ganzer Tag. Belisarius, der wohl einsah, daß Ferouz die Römer ganz anders getroffen, als er sie zu treffen vermuthet hatte, hoffte einen Augenblick, daß die Eindrücke des vorigen Tages den persischen Feldherrn vielleicht geneigter als bis jetzt zu einem Frieden gemacht haben könnten. Er that also den ersten Schritt, und schickte einen römischen Officier mit neuen Friedensvorschlägen in das persische Lager. Aber Ferouz wollte von keinem Frieden wissen; alle seine Antworten waren trotzig und voll Drohungen gegen die Römer. Eine Schlacht war unvermeidlich.

25. Am folgenden Morgen mit Anbruch des Tages lief von den römischen Vorposten die Nachricht ein, das ganze persische Heer sey im Anzuge. Sogleich ergriffen die Römer die Waffen und stellten sich in die so eben erwähnte Schlachtordnung. Auf dem linken Flügel der Römer zog sich unter mannigfaltigen Krümmungen ein kleines Thal hin, dessen Höhen sich so sanft und unvermerkt in der Ebene verloren, daß der Feind von Ferne die dahinter liegende Niederung gar nicht bemerken konnte. Dieses Terrain glaubte Belisarius nicht unbenutzt lassen zu müssen. Von seinem linken Flügel detachirte er also den Aigan, einen gebornen Scythen und Anführer einiger Reiter-Geschwader der Heruler, und legte ihn in dieses Thal in Hinterhalt. Die Schlacht begann mit den Bogenschützen. Von der Menge der hin und her zischenden Pfeile ward jetzt gleichsam die Luft verfinstert. Ungleich mehr geübt, als die Römer, waren jedoch die Perser in dem Gebrauch dieser Waffengattung; aber ein heftiger Sturmwind, der sich plötzlich erhob, brach die Gewalt der persischen Pfeile, während er jene des römischen Geschosses um

vieles vermehrte. Als die Köcher leer waren, griff man zum Schwert. Beide Heere wurden handgemein. Seine heftigsten Angriffe richtete Ferouz gegen die beiden römischen Flügel. Wirklich fing auch bald der Römer linker Flügel an zu weichen, ward endlich völlig in die Flucht geschlagen. In ungeordneten Haufen verfolgten die Perser die fliehenden Römer. Aber jetzt brach Aigan mit seinen braven Herulern aus seinem Hinterhalt hervor, fiel den Persern in die Flanken und den Rücken, erschlug ihrer dreitausend im Gefechte und trieb die übrigen in ihr Lager zurück. Belisar, der schnell herbeigeeilet war, hatte nun Zeit, seinen linken Flügel wieder zu formiren. Aber gerade als Aigan von dem Verfolgen der Feinde zurückkam, ward dem Oberfeldherrn gemeldet, daß auch sein rechter Flügel sehr im Gedränge sey, Ferouz habe seinen linken Flügel ungemein verstärkt, selbst den Kern seines Heeres, nämlich die Schaar der Unsterblichen dahin gesandt. Belisarius that nun das Gleiche, zog Truppen aus seinem Centrum und linken Flügel und sandte sie mit dem Aigan und den Herulern nach dem rechten Flügel. Noch zu rechter Zeit kam diese Verstärkung an; die Römer hatten auch hier schon angefangen zu wanken; aber jetzt ward ihr Muth auf das neue belebt. Von beiden Seiten ward mit ungemeiner Erbitterung gefochten; kein Theil wollte sich den Sieg entreissen lassen. Die persische Schaar der Unsterblichen that Wunder der Tapferkeit; aber in dem engen Raume in allen ihren Evolutionen gehindert und von dem Fußvolk verlassen, welches die Schilde wegwarf und davon floh, ward diese berühmte Schaar endlich von den Römern umringt. Durch schmähliche Flucht wollte jedoch keiner der Unsterblichen den Ruhm seines Corps beflecken. Ohne Ausnahme fielen sie sämmtlich in der Schlacht. Die ganze persische Rei-

terei begab sich nun ebenfalls auf die Flucht. Mehr als achttausend der Ihrigen waren in dem Treffen erschlagen worden. Belisarius ließ den fliehenden Feind nicht lange verfolgen. Das persische Heer war nichts weniger als völlig vernichtet. Der Sieger befürchtete einen neuen Angriff und bei der Tapferkeit, welchen nicht selten die Verzweiflung einem geschlagenen Feinde einflößt, einen möglichen Wechsel des Kriegsglückes. Er ließ also zum Rückzug blasen, und begnügte sich damit, den Römern gezeigt zu haben, daß die Perser noch lange nicht unüberwindlich wären.

26. Gleiches Glück begleitete Justinian's Waffen auch in Armenien. Mermeroes, ein anderer persischer Feldherr war, an der Spitze eines zahlreichen, aus Persern und Scythen bestehenden Heers, über den Euphrat gegangen und machte nun Miene, auf Theodosiopolis loszugehen. Aber der erfahrene und kriegskundige Dorotheus war Befehlshaber in dieser Stadt, und unter Sitta's, dem Gemahl der Schwester der Kaiserin Theodora, einem nicht minder achtungswürdigen Feldherrn standen sämmtliche Truppen der Provinz. Der Wachsamkeit der beiden Anführer konnten die Bewegungen der Perser nicht entgehen. Durch kluge Kundschafter von dem Zustande des persischen Heeres genau unterrichtet, vereinten Sittas und Dorotheus ihre Streitkräfte, gingen dem Feinde kühn entgegen und richteten ihren Marsch so ein, daß sie noch vor Anbruch des Tages bei dem feindlichen Lager ankamen. Mermeroes, der gar nicht ahnete, daß die Römer ihn angreifen würden, im Gegentheil sie hinter Verschanzungen anzutreffen vermuthete, ward nun unvorbereitet überfallen, völlig geschlagen und über den Euphrat wieder zurückgetrieben. Die Römer tödteten viele Feinde, plünderten das Lager, mach-

ten eine Menge Gefangener und kehrten hierauf in ihre vorigen Stellungen zurück.

27. Beschämt, von einem an Zahl ungleich schwächern Feinde überfallen worden zu seyn, suchten nun die Perser die Schmach der erlittenen Niederlage durch irgend eine glänzende, das Los des Feldzuges entscheidende Waffenthat zu tilgen. In Eile sammelte Mermeroes seine zerstreuten Truppen, zog neue Verstärkung an sich, ging wieder über den Euphrat und fiel in Kleinarmenien ein. Sein Plan war, durch unvermutheten Ueberfall sich der reichen und ihrer Lage wegen sehr bedeutenden Stadt Santala zu bemächtigen. Aber auch hierin waren ihm Sittas und Dorotheus schon zuvorgekommen; nur höchstens ungefähr zwei römische Meilen von Santala hatten beide ein Lager bezogen. Das persische Heer bestand wenigstens aus dreißigtausend, jenes der Römer höchstens aus fünfzehntausend Mann.

28. Als die römischen Feldherren an der Absicht des Feindes nicht mehr zweifeln zu dürfen glaubten, theilten sie ihr kleines Heer in zwei Abtheilungen; mit der einen warf sich Dorotheus in die Stadt, mit der andern legte Sittas sich in einem von ziemlich ansehnlichen Hügeln begrenzten Thal in Hinterhalt. Da Santala nicht sehr befestigt war, so hofften die Perser bei dem ersten Sturm es zu erobern. Ohne also die Gegend vorher durch einen Schwarm ihrer zahllosen leichten Reuterei durchforschen zu lassen, näherten sie sich wieder mit ihrer gewöhnlichen Unvorsichtigkeit den Mauern von Santala. Aber plötzlich erschien jetzt Sittas mit seinem Armeecorps auf den Anhöhen in dem Rücken des Feindes. Da dieses Corps bloß aus Cavallerie bestand, so verhinderten die dichten Staubwolken, welche sich erhoben,

die Perser, die Stärke des Feindes zu erkennen. An einen Sturm auf Santala ward also nicht mehr gedacht. Die Perser schlossen ihre Reihen; veränderten ihre Schlachtordnung und rückten den von den Anhöhen herabmarschirenden Römern entgegen. Sittas hatte seinen Truppen befohlen, nur in ganz kleinen, von einander getrennten Haufen anzugreifen, jedoch sich in kein ernstes Gefecht einzulassen, sich stets gleich wieder zurückzuziehen und diese verstellten Angriffe und Rückzüge bis auf weitern Befehl immer zu erneuern. Seine Absicht dabei war, das feindliche Heer auf diese Art nach und nach in das von beiden Feldherren vorher schon zum Schlachtfeld gewählte Terrain zu locken.

29. Während dieses geschah, hatte auch Dorotheus mit seiner Division einen Ausfall aus der Festung gemacht. Mit seinen in drei Corps getheilten Truppen fiel er nun dem Feinde in die beiden Flanken und den Rücken; und Sittas, seine zerstreuten kleinen Reiterhaufen schnell wieder in geschlossene Massen formirend, griff ihn in der Fronte an. Die Perser, die auf einmal von mehrern Seiten sich angefallen sahen, glaubten von einer ihnen weit überlegenen Armee umringt zu seyn. Es entfiel ihnen der Muth; ihr ganzes Heer begab sich auf die Flucht. Aber die persischen Feldherren hatten indessen die Schwäche des römischen Heers bemerkt; es gelang ihnen ihre Leute wieder zum Stehen zu bringen; auch diese wurden jetzt durch den Augenschein ihres Irrthums überzeugt, schämten sich ihrer Zaghaftigkeit und begehrten nun von selbst wieder gegen den Feind geführt zu werden. Die Schlacht begann also auf das neue. Lange ward mit wechselndem Glücke gefochten, bis endlich Florentius, der Anführer einer römischen Cohorte, den Sieg für die Römer ent-

schied. Nur von wenigen seiner Tapfern begleitet, stürzt er sich mitten in ein feindliches Geschwader, wirft alles vor sich her nieder und dringt endlich bis zu demjenigen durch, welcher die persische Reichsfahne trägt. Mit einem Streich haut er dem Fahnenträger den rechten Arm ab, bemächtigt sich des persischen Paniers und senkt es gegen die Erde. Die entferntern persischen Reitergeschwader halten das Senken der Reichsfahne für ein Zeichen zum Rückzug. Das ganze persische Heer zieht sich demnach zurück; aber die Römer erneuern nun ihre Angriffe und der Rückzug des feindlichen Heeres verwandelt sich bald in eine allgemeine Flucht. Die Römer, vollkommen zufrieden, gegen ein weit überlegenes feindliches Heer zweimal das Schlachtfeld behauptet zu haben, hielten es nicht für rathsam, den fliehenden Feind zu verfolgen. Der Ihrigen hatten sie nur wenige in der Schlacht verloren, aber eben daher um so mehr den Verlust des braven Florentius zu beklagen, der, getroffen von einem feindlichen Geschoß, beinahe in demselben Augenblicke zu Boden stürzte, in welchem er mit beispielloser Kühnheit sich der persischen Hauptfahne bemächtiget hatte. Die Perser brachen am andern Tag auf und zogen sich über den Euphrat tief in das Innere ihres Landes zurück.*)

---

*) In der Erzählung aller, während Justinian's Regierung von den Römern geführten Kriege folgen wir beinahe ausschließlich den Berichten des Procopius; denn da dieser den Belisarius in allen seinen Feldzügen als ein demselben von dem Kaiser selbst beigegebener Rath begleitete; so hatte er wahrhaftig hier die beste Gelegenheit, auch von jenen kriegerischen Ereignissen, wovon er nicht selbst Augenzeuge seyn konnte, die beste und sicherste Kunde zu erhalten.

30. Die Römer ließen ihren Sieg nicht unbenutzt, sie fielen in Persarmenien ein, eroberten viele feste Oerter und zuletzt auch die Festung Pharangum, wo ihnen die königlichen Bergwerke, durch Verrath eines gewissen Simeon, welcher Aufseher über dieselben war, in die Hände fielen. Um die nämliche Zeit gingen auch zwei sehr ausgezeichnete persische Feldherren, Namens Narses und Aratius, sammt ihrem ganzen Haus und allen ihren Reichthümern zu den Römern über. Beide waren Brüder und thaten blos deswegen diesen Schritt, weil sie aus Persarmenien gebürtig waren. Noch mehrere andere vornehme Persarmenier ergriffen die Parthei der Römer, denn beinahe ganz Persarmenien war jetzt in ihren Händen. Ein anderer Narses *), welcher kurz vorher als Quästor des Kaisers in diese Gegenden gekommen war, behandelte die vornehmen Ueberläufer mit ausgezeichneter Achtung, machte ihnen im Namen des Kaisers reiche Geschenke und bewog dadurch deren jüngern Bruder Isaac, welcher noch in Diensten des persischen Königs stand, dem Beispiele seiner Brüder zu folgen. Aber Isaac wollte nicht mit leeren Händen, oder als ein verdienstloser Flüchtling zu den Römern kommen; nachdem er also einige Zeit einen geheimen Briefwechsel mit den Feinden seines Königs unterhalten hatte, fand er Gelegenheit, die in der Gegend von Theodosiopolis gelegene Festung Bolus den Römern durch Verrath in die Hände zu liefern; worauf er ebenfalls mit seinen Schätzen und noch größern Ansprüchen auf die Dankbarkeit des

*) Der Eunuch nämlich, ein Mann von Geist und ungewöhnlichem kriegerischen Verdienst. Etwas später wird er als einer der größten römischen Feldherren dem Leser noch bekannt werden.

Kaisers, sich nach Constantinopel zu seinen Brüdern begab.

V.

1. Auch an den beiden Ufern der Donau wehten in diesem, wie in dem vorigen Jahre die kaiserlichen Fahnen überall nicht minder siegreich. Lange war die Donau für die römischen Provinzen eine sichere militärische Grenze gegen den Andrang der Barbaren gewesen; aber seit dem das römische Reich zu sinken begann, ward auch der nämliche Strom die allgemeine Heerstraße, auf welcher alle barbarischen Völker sich über das römische Reich herwälzten und dessen gesegnetesten Provinzen Jahrhunderte hindurch mit Feuer und Schwert verheerten. Den Gepiden hatte Justinianus jetzt die Bewachung des Stromes übertragen; sie erhielten dafür beträchtliche Jahrgelder und reiche Geschenke. Dem ungeachtet blieben sie dem Kaiser nicht immer treu. Die Hoffnung eines Antheils an dem Raube verscheuchte bisweilen bei ihnen die Erinnerung an ihre mit den Römern eingegangenen Verbindlichkeiten, und erst noch vor nicht sehr lange hatten sie über die Donau einen zahlreichen Schwarm Scythen gehen lassen, der jedoch, von des Kaisers tapfern Neffen Germanus gänzlich geschlagen und zerstreut, nicht einmal die schon gemachte Beute wieder über den Fluß hinüber bringen konnte.

2. Ein neues, den Römern bisher noch wenig bekanntes Volk, eben so wild und noch zahlreicher als Gothen, Vandalen, Gepiden rc., hatte indessen seine Wohnsitze bis an die nördlichen Ufer der Donau verbreitet. Auf der nämlichen Straße, wie die übri-

[illegible] nordischen Völker, war es herangerückt; aber unter Justinian's Regierung, in dem Jahre 530, betraten die Slaven, so hieß dieses Volk — die griechischen Geschichtschreiber heißen sie Sklavenos, Venedas und Antas — zum erstenmal den römischen Boden und spielen von jetzt an in der Völkergeschichte von Europa, eine Reihe von Jahrhunderten hindurch, eine nichts weniger als unbedeutende Rolle. — Ein Stammvolk, zahlreich wie der Sand am Meere, das in kurzer Zeit sich über die Hälfte unseres Welttheils verbreitete, und dessen Sprache auch jetzt noch, von dem caspischen Meere bis an Sachsens Grenze und von dem adriatischen Golf bis an das nördliche Eismeer, die herrschende Sprache*) ist: ein solches Volk verdient es unstreitig, daß wir, bevor wir seine Ereignisse in unsere Geschichte einflechten, es unsern Lesern etwas näher bekannt machen.

3. **Slaven**, **Wenden** und **Anten** sind die drei Hauptstämme eines und desselben Volkes. Aber über ihre ursprüngliche Geschichte, wie über ihre frühern und frühesten Wanderungen schwebt das nämliche, beinahe undurchdringliche Dunkel, welches auch die Urgeschichte aller übrigen nordischen, erst lange nach Griechen und Römern und den großen Reiche des mittlern und westlichen Asiens, in den historischen Gesichtskreis tretenden Völkern unsern Augen verhüllt. Ein zwar riesenhaftes, aber gewiß segensvolles Unternehmen wäre es freilich, einen wahrhaft biblischen, alle die zahllosen Myriaden von Noas Söhnen und Enkeln überschattenden Stammbaum des

*) Nur mit Ausnahme der ungarischen Sprache, welche eine Tochter der finnischen ist.

Menschengeschlechts zu entwerfen, und zwar so zu entwerfen, daß an demselben — was ja ohnehin eine klare und vollständige Uebersicht durchaus erheischt — auch die kleinern in die große Kette sich einschlingenden Glieder nicht fehlten! Aber wer vermag dieß? wer wird es wagen, zurückzugehen bis zu jener grauen, heiligen Halle der Urwelt, in welcher die lebendige Quelle aller Geschichte entspringt? Wer es dann unternehmen, dem immer tiefer wühlenden, immer breiter, aber auch trüber werdenden, oft in dichten Nebel gehüllten, nicht selten sich unsichtbar unter der Erde verlierenden und dann plötzlich mit zahllosen Armen wieder hervorbrechenden Strom der Geschichte, nach allen seinen verschiedenen Richtungen, Krümmungen und Beugungen, stets mit festem, nie strauchelndem Tritte bis in jene Periode zu verfolgen, wo die lange sich völlig entfremdeten, wechselseitig sich vertilgenden Völker, der Wanderungen und des langen Kampfes müde, sich freundlich mit einander vermischen, eine mäßige, leicht zu überschauende Anzahl verschiedener, durch Sprache, Verfassung und Religion entweder getrennter, oder vereinter Reiche und Nationen bilden, für ihre Wohnsitze sichere und bestimmte Grenzen erhalten und dem so lange heftig bewegten, verheerten und schwankenden Erdkreis endlich wieder Ruhe, Gestalt, bleibende Formen und eine feste, bald möchte man sagen, ewige *) Dauer ertheilen.

---

*) Es wird keiner Erinnerung bedürfen, daß das Wort ewig hier nicht in der biblischen oder christlichen Bedeutung, sondern in dem Sinne genommen wird, in welchem Politik und Geschichte z. B. von einem ewigen Frieden, von ewigen Friedens- und Freundschaftsbündnissen ꝛc. zu reden pflegen.

4. Ohne uns also hier in eine Würdigung einzulassen der so mannigfaltigen und verschiedenen Muthmaßungen und Meinungen der Geschichtschreiber über den Ursprung und die frühern Wanderungen und Ereignisse der Slaven, werden wir unsern Lesern nur dasjenige, was die in der Geschichte dieses Volkes bei weitem nicht so weit zurückgehenden griechischen Geschichtschreiber des sechsten Jahrhunderts uns davon berichten, mittheilen.

5. Die Nation der Wenden, Slaven und Anten wohnte anfänglich zwischen dem Fluß Oby und dem Lande der Finnen. Als sie diese Gegenden verließ, zog ein Theil derselben an die Ufer der Weichsel, ein anderer aber drang weiter gegen Mittag und ließ sich um den Palus Mäotis herum bis an die Ausflüsse der Donau nieder. In der Geschichte der Gothen wird ihrer zum erstenmale erwähnt und wir finden sie unter der Zahl der Völker und Volksstämme, welche der tapfere Gothenkönig Hermanreich seinem Scepter unterwarf. Von der Herrschaft der Gothen kamen sie unter jene der Hunnen. Von dem hunnischen Joch befreite sie Attila's Tod; und nach der bald darauf erfolgten Zersplitterung oder vielmehr völligen Auflösung des großen hunnischen Reiches treten sie, wie so viele andere Nationen, wieder als ein freies, unabhängiges und selbstständiges Volk in der Geschichte hervor. Die Wenden nahmen hierauf alle Länder längs der Ostseeküste bis an die Elbe in Besitz, und verbreiteten sich ostwärts dieses Flusses bis an die asiatische Grenze.*)

---

*) Der Stammname Wenden ist jenen Nationen eigen geblieben, welche den Griechen wegen ihrer Entfernung beinahe gar nicht bekannt wurden. Als die gothischen

6. Die Slaven und Anten rückten indessen ebenfalls die Donau weiter aufwärts, wurden den Römern immer mehr bekannt, und das Gemälde, welches die griechischen Geschichtschreiber des sechsten Jahrhunderts von der Lebensweise dieser Völker entwerfen, hat eine ungemeine Aehnlichkeit mit jenem, welches die neuesten Reisebeschreibungen von der Lebensart der heutigen tatarischen Nomadenvölker uns

---

und suevischen Nationen Deutschland verließen, breiteten sich die Wenden auch gegen südwest aus. Gemeinschaftlich mit den Slaven an der Donau errichteten sie einen Staat in Mähren und Böhmen und später auch in Schlesien. Die in Böhmen wohnenden Wenden wurden Tschegen, und die auf den Gebirgen wohnenden Chroaten genannt. Böhmen, Schlesien und Lodomerien vereinigten sich in den Freistaat Groß-Croatien; Meißen, Westböhmen und Mähren in Groß-Serblien. Nach Vertreibung der Avaren stifteten zu den Zeiten Carl's des Großen wendische Stämme das große und einige Zeit sehr mächtige mährische Reich. Die um diese Zeit und noch lange nachher im nordöstlichen Deutschland wohnenden Pommern, Lutizer, Wilzen, Sorben, Obotriten ꝛc. waren bloß Unterabtheilungen wendischer Stämme. Wendische Colonien wohnten auch in Franken und selbst in den Ländern am Rhein — Die sogenannten sieben Generationen der Slavinen wurden von böhmischen Wenden, Croaten genannt, gegen das Jahr 640 gestiftet. Serblier setzten sich in Servien fest und diese Wanderungen legten den ersten Grund zu den nachherigen Staaten Dalmatien, Servien, Bosnien, Croatien und Sclavonien. — Die Poljanen oder Liachen waren ebenfalls ein antischer Stamm; sie gingen an die Weichsel zurück und wurden Stifter des polnischen Reiches. Zwei andere antische Stämme erbaueten Kiew und Nowegord und legten dadurch den Grund zu dem russischen Reiche. Beinahe alle diese Wanderungen scheinen in der gegenwärtigen Periode, das heißt in dem sechsten Jahrhunderte, geschehen zu seyn.

Rem. Allgem. Weltgesch. S. 268.

aufstellen. Wie diese, aßen auch jene Pferdfleisch, tranken Pferdmilch und setzten ihren ganzen Reichthum in zahlreiche Heerden, die frei und ohne Führer ihnen überall auf ihren Zügen folgten. Ihre niedern und schmutzigen Wohnungen waren stets sehr weit von einander entfernt; zu ihren Wohnplätzen bedurften sie daher ungemein großer Länderstrecken, und die Griechen gaben auch deswegen den Slaven und Anten den gemeinschaftlichen Beinamen Sporati, d. h. die Zerstreuten.

7. Obschon in zahllose kleine Stämme vertheilt, erkannte man sie doch an der Aehnlichkeit ihrer Gestalt, an ihrem hohen, schlanken, dem Germanischen ähnlichen Körperwuchs, an ihren rothen Haaren und schwarzbraunen Gesichtsfarbe. Unglaublich war die Schnelligkeit ihrer Füße; neben einem in vollem Gallopp davon rennenden Reiter konnten sie in gleichem Schritte daher laufen, und eben dadurch ward auch im Kriege ihre Flucht dem Feinde oft eben so gefährlich als ihr Angriff; denn mit Pfeilsschnelle flohen sie zurück, um mit der Geschwindigkeit eines Blitzes den Feind auf einem andern Punkt unvermuthet zu überfallen.

8. Kriegerisch und stolz, hielt jeder sich für zu gut, um einem Andern zu gehorchen; daher auch das Wort Slave, welches in ihrer Sprache einen tapfern, edeln und freien Mann bezeichnet. Einen König oder Oberherrn hatten die Slaven nicht, sondern sie bildeten einen, aus sechstausend, auf einer ungeheuren Erdfläche zerstreuten Dörfern bestehenden Freistaat. Mächtige Reiche hätte dieses zahlreiche, kriegerische Volk stürzen, mächtige Reiche wieder gründen können, wenn nicht die einzelnen Stämme, in ewigem Hader mit einander begriffen,

eben so bereit gewesen, sich gegenseitig zu vertilgen, als bisweilen wieder zu Eroberungen über einen gemeinschaftlichen Feind ihre Kräfte zu vereinigen. Als die donauschen Slaven mit den Römern in nähere Berührung kamen, buhlten sie sämmtlich um die Gunst des Kaisers, klagten nicht selten sich wechselseitig des Hasses und der Treulosigkeit gegen die Römer an, und Procopius erzählt von einem slavischen Gesandten, der, in einer Audienz bei dem Kaiser, in einem zwar rohen, aber lebendigen Bilde, sich und seinen Stamm mit treuen, für das Wohl ihres Herrn wachsamen Hunden, andere Stämme aber mit raubgierigen, nie zu sättigenden Wölfen verglichen hatte.

9. Krieg war der Slaven, wo nicht einziges, doch liebstes Geschäft, und Tapferkeit galt bei ihnen für das höchste Verdienst. Um den innern Werth eines Mannes zu bestimmen, hatten sie keinen andern Maßstab, als die Zahl der von ihm erschlagenen Feinde. Wegen ihrer ungemeinen Behendigkeit bildeten sie ein treffliches Fußvolk, waren dabei äußerst sichere Bogenschützen und ungemein geschickte Schwimmer. Gleich einem Pfeile schwammen sie über einen Fluß, tauchten unter und konnten lange unter dem Wasser bleiben; daher sie oft einen Strom wählten, in welchem sie sich unter der Oberfläche des Wassers gleichsam in den Hinterhalt legten, auf den unbesorgt an den Ufern einherziehenden Feind lauerten und ihm dann ganz unvermuthet in die Flanken oder den Rücken fielen. Größtentheils fochten sie zu Fuße, trugen einen ungeheuern großen Schild und hatten keine andern Angriffswaffen, als zwei kurze Wurfspieße, einen Bogen und einen Köcher voll kleiner vergifteter Pfeile, wovon die kleinste Wunde tödtlich war, wenn nicht, entweder durch Ablösung des verwundeten Theils oder den Gebrauch starker Gegen-

gifte, schleunige Hülfe geleistet ward. Der Gebrauch des Harnisches war ihnen unbekannt, und viele, um ihre Verachtung gegen den Feind zu zeigen, zogen sogar beinahe ganz nackend in die Schlacht.

10. Grausamkeit gegen ihre Feinde konnte man den Slaven nicht zum Vorwurfe machen. Selbst auf das Höchste erbittert, theils durch vorher erduldete grausame Behandlung, theils auch durch den hartnäckigen Widerstand einer Besatzung, schonten sie doch stets der Greise, Weiber und Kinder, und nur die waffenfähige Mannschaft empfand die Wirkungen ihrer Rache oder Wuth. Auch das Los ihrer Gefangenen war sehr erträglich; wollten deren Anverwandten sie auslösen, so wurden an dieselben keine übertriebenen, oft nur äußerst billige Foderungen gemacht. Gefangene, welche nicht ausgelöset werden konnten, wurden die Knechte derer, welche sie gefangen genommen hatten, aber die Dauer der Knechtschaft ward auf eine gewisse Zeit bestimmt; war diese verflossen, so erhielt der bisherige Knecht seine Freiheit wieder und konnte entweder im Genusse gleicher Rechte unter den Slaven wohnen bleiben, oder in voller Sicherheit nach seiner Heimath zurückkehren. Justinian hatte nachher in seinem Heere sehr viele Slaven; sie bildeten eine eigene Abtheilung leichter Truppen, und man rühmt von ihnen, daß sie vorzugsweise in waldigen und gebirgigen Gegenden treffliche Dienste geleistet hätten.

11. Ihre höchste Gottheit war der Gott des Donners, den sie als den Herrn der Welt betrachteten; an ihn richteten sie ihr Gebet und ihre Gelübde in Krankheiten und gefahrvollen Lagen. Bei minder wichtigen Angelegenheiten wendeten sie sich an ihre Untergottheiten, denen sie ihre Sitze in Bäumen,

Wäldern, Flüssen, Quellen und Sümpfen anwiesen. Auch diesen brachten sie Opfer, besonders wenn sie die Zukunft erforschen wollten, und ihre Priester waren zugleich auch ihre Wahrsager, deren Kunst bei ihnen in hohem Ansehen stand.

12. Die Nahrung der Slaven war einfach und schlecht. Den Ackerbau, wie überhaupt jede andere Arbeit, liebten sie nicht, verwendeten daher wenig Zeit darauf und baueten keine andern Getraidearten, als Hirse und Heidekorn. Von dem Ihrigen theilten sie gerne mit. Gastfreiheit war allgemeine Sitte. Der Fremde, der unter ihnen weilte, ward wie einer der Ihrigen betrachtet; was sie besaßen, stand auch ihm zu Gebot, und setzte er endlich seine Reise fort, so begleiteten sie ihn mehrere Tagreisen, zeigten ihm die besten und kürzesten Wege und hatten überhaupt alle nur mögliche Sorgfalt, sowohl für die Sicherheit seiner Person, als der Habe, welche er mit sich führte. Im Essen und Trinken waren sie äußerst mäßig; sie wurden von Kindheit auf schon gewöhnt, Hunger und Durst, Kälte und Hitze und jede nur mögliche Entbehrung mit frohem Muthe zu ertragen. Aber die Tugend, welche die Römer am meisten an ihnen bewunderten, war Keuschheit. Nicht einmal dem Namen nach war Ehebruch ihnen bekannt; ihrer Sprache gebrach es an einem Worte, dieses Laster zu bezeichnen, und die Weiber hingen mit solcher Zärtlichkeit an ihren Männern, daß sie diese nie überleben wollten, und bei deren Tod größtentheils, und zwar aus eigenem, freiem Antriebe, sich selbst ermordeten. — Dieß war die Nation, die von jetzt an die Römer unaufhörlich ängstigte, gegen deren Einfälle weder die Kette von Festungen an der Donau, noch der große Wall der thrazischen Halbinsel schützen konnten, und die, nach dem Zeugniß des

Procopius, bloß unter der Regierung des Justinian's vier Millionen römischer Unterthanen Freiheit oder Leben gekostet hatte.

13. Von diesen Slaven ging also ein zahlreicher Schwarm in dem oben erwähnten Jahre über die Donau und fiel in Thrazien ein. Zu gleicher Zeit war ein nicht minder starkes Heer Bulgaren auf einem andern Punkt über den Fluß gegangen und in Illyrien eingebrochen. Der Gothe Mondon war damals Befehlshaber der kaiserlichen Truppen in Thracien. Einst Feind der Römer und Theodorich's Vasall, hatte er sich nach dieses Königs Tode dem Justinian ergeben, dieser ihn im Besitze des festen Schlosses Herta und der von ihm errichteten kleinen Herrschaft bestätiget, auch eine Feldherrnstelle in dem Heere ihm ertheilt. Mit seinen Gothen, durch römische Hülfsvölker verstärkt, ging nun Mondon zuerst auf die Slaven los, schlug sie in einem entscheidenden Treffen, tödtete ihnen den größten Theil ihrer Leute und verfolgte die fliehenden so heftig, daß sie, völlig zersprengt und zerstreut und einzeln in dem Lande umherirrend, von den Eingebornen theils erschlagen, theils gefangen genommen wurden. Der Anführer der Slaven war den Römern in die Hände gefallen; in Banden schickte ihn Mondon nach Constantinopel.

14. Nach diesem errungenen Sieg, welcher, wie man glauben konnte, den Slaven die Lust eines zweiten Besuches auf lange benehmen würde, marschirte Mondon nach Thrazien, ereilte die vor den Römern sich schon zurückziehenden Bulgaren, schlug sie ebenfalls in die Flucht, nahm die schon gemachte Beute ihnen wieder ab, und trieb sie in kurzer Zeit völlig über die Donau zurück.

15. Um fernern Einfällen der Barbaren vorzubeugen, verstärkte Justinian die längs dem rechten Donau-Ufer aufgestellten Besatzungen und ernannte zum obersten Befehlshaber derselben den Chilbudius, einen eben so erfahrnen als kühnen und unternehmenden Feldherrn. Dieser Mann gehörte zu den Wenigen, welche durch Grundsätze und Handlungen auch jetzt noch bisweilen an das alte Rom und die schönen Zeiten der Scipione erinnerten. Früher war er um die Person des Kaisers angestellt gewesen, und zeichnete sich als Palastbeamter durch treue Anhänglichkeit an seinen Herrn, durch frommen Sinn, durch Unbestechbarkeit und Klugheit unter den Umgebungen des Kaisers eben so sehr aus, als er nachher, nachdem er einmal den Harnisch angelegt hatte, durch Muth und Unerschrockenheit die Augen der Feldherren wie der Soldaten auf sich zog. So lange Chilbudius lebte, zeigte sich weder Slave noch Bulgar mehr diesseits der Donau. Aber damit war der edle Römer noch nicht zufrieden. Er selbst ging jetzt öfters über den Fluß, fiel in die Länder der Slaven und Bulgaren ein, tödtete eine Menge Feinde, kam stets mit großer Beute an Pferden und Hornvieh wieder zurück, und machte den römischen Namen den Barbaren bald so furchtbar, daß, wie nur eine einzige Cohorte über den Fluß gesetzt hatte, sogleich alle herumliegende Stämme in Allarm und Schrecken geriethen. Leider machte dieser ununterbrochene glückliche Erfolg den tapfern Chilbudius endlich verwegen und tollkühn; und als er einst abermals bloß mit einer Handvoll Soldaten über die Donau ging, ward er von einer ganz unverhältnißmäßigen Mehrzahl von Barbaren völlig umringt, endlich überwältigt und im Gefechte erschlagen. Slaven und Bulgaren standen von jetzt an alle Eingänge in das römische Reich offen; und

die vereinten Kräfte dieses Reiches vermochten nicht mehr, was drei ganze Jahre hindurch der kühne Geist eines einzigen Mannes vermocht hatte. Furchtbar wurden nun jedes Jahr die römischen Provinzen von den Slaven heimgesucht; sie streiften oft bis an die Thore von Constantinopel, machten den Ueberwinder der Perser, Vandalen und Gothen in seiner eigenen Hauptstadt zittern, und verwüsteten die Provinzen so schrecklich, daß der schaudervolle Anblick derselben sogar jede Rückerinnerung an die ehemaligen Verheerungen der Hunnen unter Attila völlig verwischte. — Auf diese unerhörten Drangsale des römischen Reiches wird die Folge der Ereignisse uns späterhin noch einmal zurückführen.

VI.

1. An dem Hofe von Constantinopel hatte man sich mit der Hoffnung geschmeichelt, daß die Ereignisse des letzten Feldzuges den Stolz des persischen Monarchen, wenigstens in etwas könnten gedemüthiget haben. Troz der von den Römern erfochtenen Siege that also Justinianus dennoch den ersten Schritt und schickte den Rufinus mit neuen Friedensvorschlägen an den König von Persien. Der Hauptbeweggrund des Kaisers dazu war der bei ihm beinahe schon zur völligen Reife gelangte Entschluß, die Vandalen mit Krieg zu überziehen, und Afrika's gesegnete Provinzen mit dem römischen Reiche wieder zu vereinigen.

2. Aber das Unglück seiner Waffen hatte den Muth des alten Cobad's noch nicht gebeugt. Trozig empfing er den römischen Gesandten; „Justinianus selbst," sagte der König zu dem Rufinus, „habe

den Schlüssel zum Frieden wie zum Krieg in seinen Händen; werde der Kaiser die Feste Dara schleifen; so wolle Er den Römern den Frieden geben, wo nicht, mit verdoppelter Anstrengung den Krieg gegen sie fortsetzen.“ Auf diesen Bescheid verließ Rufinus sogleich das persische Hoflager. Die Unterhandlungen wurden abgebrochen und von beiden Seiten wieder Zurüstungen zu einem neuen Feldzuge gemacht.

2. Indessen war Cobad mit dem Betragen seiner Armeen in dem vorigen Feldzuge ganz und gar nicht zufrieden. Vorzüglich traf den Herouz, welcher das persische Heer in Mesopotamien befehliget hatte, die Ungnade des Königs. Er wurde der Würde eines Mirrhanes beraubt und ein anderer vornehmer Perser, Namens Azarethas, dazu erhoben. Die höchste Würde im persischen Reiche war jene eines Mirrhanes; wer sie bekleidete, war über alle und die ersten Beamten des Staats erhoben, trug als Auszeichnung seiner höchsten Würde eine Art von Diadem, das in einem mit den kostbarsten Steinen besetzten, sehr breiten goldenen Reife um das Haupt bestand. Alles mußte seinen Geboten gehorchen; ihm selbst konnte nur der König befehlen. — Auf Seite der Römer wurden keine besondern Anstrengungen gemacht, nur ihre Heere mit einigen neuangeworbenen Truppen verstärkt, aber Belisarius und Sittas, der eine bei dem Heere in Mesopotamien, der andere bei jenem in Armenien, in ihren Oberfeldherrenstellen bestätiget. Die Untergeneräle und Corpscommandanten waren die nämlichen, wie in dem letzten gegen die Perser so ruhmvoll beendigten Feldzug.

3. Für die Römer war indessen die Zeit bis

zur Eröffnung des Feldzuges nichts weniger als eine Zeit der Ruhe und Erholung. In allen Provinzen des römischen Morgenlandes wurden Einwohner und Soldaten unaufhörlich im Athem erhalten, oft in die größten Besorgnisse, noch öfters in Schrekken und Trauer gesetzt. Diese Geisel für die Römer war beinahe fünfzig Jahre hindurch Alamondar, Oberhaupt der heidnischen, dem persischen Könige huldigenden Sarazenen. Dieser Emir war ein Krieger ohne Gleichen; unerschöpflich an Entwürfen, vorsichtig und klug bei Entwerfung seiner Plane, und rastlos thätig, kühn und unerschrocken in Ausführung derselben, war vor seinen, auf flüchtigen, nicht zu ereilenden und nicht zu ermüdenden arabischen Rossen dahin rennenden Sarazenen, auch die entlegenste Provinz, der entfernteste Punkt des Reiches nicht mehr sicher. Kaum daß die Wirkungen des Blitzes schneller sind, als die Einfälle dieser Sarazenen es waren. Dahin, wo man ihn am wenigsten vermuthete, oft gar nicht vermuthen konnte, richtete Alamondar stets seine heftigsten Angriffe. Bevor noch die in verschiedenen Quartieren stehenden Besatzungen einer Provinz die Gegenwart des furchtbaren Emirs erfahren konnten, war die ganze Gegend gewöhnlich schon geplündert und verheert; und wenn die in größter Eile zusammengezogenen römischen Truppen endlich anrückten, hatte der nie rastende schlaue Sarazene seinen Raub und eine Menge Gefangener entweder in einigen steilen Gebirgsfesten oder gar in den unzugänglichen Sandwüsten Arabiens längst schon in Sicherheit gebracht. Tag und Nacht auf dem Pferde, stets den Säbel in der Faust, war Alamondar von den Grenzen Aegyptens bis in das Herz von Mesopotamien, der Schrecken des platten Landes und aller unbefestigten Städte. Einst wagte er sich sogar bis in die Nähe von Antiochien, verbrannte die Vor-

rückte von Chalcis, zerstörte Städte, Dörfer und Flecken, raubte und plünderte weit umher, ging dann auf den Anführer der christlichen, dem römischen Reiche unterworfenen Sarazenen los, schlug ihn in die Flucht und nahm dessen Frau und Kinder gefangen. Aber jetzt wäre er beinahe von den aus Phönizien und Syrien in angestrengten Märschen auf ihn anrückenden römischen Truppencorps ereilet worden. Mit Zurücklassung seines Lagers und Gepäckes konnte er nur durch schleunige Flucht sich noch retten. Eine Menge Gefangener ward nun erlößt, und die von Alamondar und seinen Sarazenen aufgehäuften Reichthümer Syriens wurden eine Beute der Römer. Aber äußerst erbittert über seinen erlittenen ungeheuern Verlust, ließ Alamondar alle Gefangenen, welche auf seinen vorigen Streifzügen ihm in die Hände gefallen waren, vor sich bringen und kündigte ihnen an, daß sie für den unermeßlichen Schaden, welchen ihre Landsleute ihm zugefügt hätten, mit ihrem Leben jetzt büßen müßten. Einigen davon ließ er sogleich die Köpfe abschlagen; die andern warfen sich ihm zu Füßen, baten um Aufschub und die Erlaubniß, etliche aus ihrer Mitte nach ihrem Vaterlande schicken zu dürfen, um die zu seiner Entschädigung nöthigen Summen herbei zu schaffen. Ein edler Sarazene, Namens Taizane, hatte die Großmuth, für die Abgehenden Bürgschaft zu leisten. Alamondar gab nun seine Einwilligung und bestimmte eine Frist von sechzig Tagen. Als die Abgeordneten nach Antiochien kamen, wendeten sie sich an den Bischof; dieser ließ den Brief, den sie ihm überreicht hatten, gleich am andern Tage vor der ganzen Gemeinde öffentlich vorlesen. Allen Zuhörern preßte der Inhalt deselben Thränen aus den Augen. Der Patriarch und die Geistlichkeit gingen mit dem Beispiele christlicher Mildthätigkeit voran; ihnen folgten sämmtliche obrigkeit-

liche Personen, bald alle, auch selbst die am wenigsten bemittelten Einwohner von Antiochien, und schon in drei Tagen war die ganze, nicht wenig bedeutende Summe beisammen. — Als die Abgeordneten zurückkamen und dem Alamondar das Geld überbrachten, schenkte er auf der Stelle sämmtlichen Gefangenen die Freiheit.

4. Mit einigen scythischen Völkern hatte zwar Justinianus sein Bündniß gegen die Perser erneuert; aber noch ungleich tiefer wollte er jetzt dem König von Persien in dem Gesammtinteresse der persischen Nation verwunden. Zwei seiner Geheimschreiber, Julianus und Nonnosus ordnete er also an die Könige der Homeriten und von Aethiopien. Sie sollten diesen Fürsten, und besonders den Schifffahrt und Seehandel treibenden Einwohnern von Adullis begreiflich machen, welche ungeheure Vortheile für sie daraus entstünden, wenn sie den chinesischen Seidenhandel den Händen der Perser entrissen; Er selbst, der Kaiser, suche keinen andern Gewinn dabei, als bloß daß die großen Summen, welche die Römer jährlich für die chinesische Seide bezahlten, in Zukunft nicht mehr seine Feinde, die Perser, sondern seine christlichen Freunde, die Homeriten und Aethiopier und namentlich die Bürger von Axume und Adullis bereichern möchten. *)

5. Julianus und Nonnosus reiseten zuerst nach Aethiopien. Sie fanden allda eine Aufnahme, wie

---

*) Justinianus Meinung war, daß die von Adullis und Axume selbst die indischen Häfen oder chinesischen Märkte besuchen, die Waaren über den arabischen Meerbusen nach Aegypten führen und auf dem Nil hinunter nach Alexandrien bringen sollten.

sie nur immer sich solche hätten wünschen können. Kaum angekommen, erhielten sie auch gleich von dem Könige des Landes, den die Römer Hellesleus nennen, eine Audienz. Ein Augenzeuge hat dieselbe beschrieben, und als ein Beitrag zur Völkerkunde jener Zeit ist dieselbe nicht ohne alles Interesse. — Hellesleus stand auf einem, von vier Elephanten gezogenen, durchaus mit sehr breiten Goldplatten belegten und nicht ohne Geschmack gebauten Wagen. Bis auf den Gürtel war er nackend und nur um die Schultern hing ein mit den schönsten orientalischen Perlen gestickter Mantel. Auf dem Kopfe hatte er einen aus der feinsten, mit Gold reich durchwirkten Leinwand verfertigten Turban, an welchem vier kleine goldene Ketten bis nächst auf die Schultern herabhingen. Die Armbänder, welche er trug, waren reich mit Edelsteinen besetzt. In der einen Hand hatte er einen ebenfalls mit kostbaren Steinen gezierten goldenen Schild, und in der andern zwei kleine nicht minder kostbar verzierte Wurfspieße. In einem halben Kreise um den Wagen stand in dichten Reihen der Hof des Königs; nicht ferne davon eine Bande von Musikanten, welche auf ein gewisses gegebenes Zeichen durch Gesang, Saiten- und Flötenspiel, dem Empfang der Gesandten eine noch größere Feierlichkeit ertheilten. Als die Römer den König zu Gesicht bekamen, setzten sie ein Knie auf die Erde und begrüßten ihn im Namen ihres Herrn, des Kaisers. Sogleich befahl Hellesleus seinem ersten Hofbeamten, die Gesandten aufzurichten und näher zu ihm hinzuführen. Er selbst übernahm aus ihren Händen das Schreiben, küßte einigemal das kaiserliche Siegel, erbrach es dann und ließ den Brief durch den Dollmetscher laut vor der ganzen Versammlung vorlesen. Auf der Stelle sandte jetzt Hellesleus einige seiner Hofleute mit dem Befehle ab, die Truppen zusammen

zu ziehen und zum Aufbruche nach Persien bereit zu halten. Eben so unverzüglich und noch in Gegenwart der römischen Gesandten ward auch eine Kriegserklärung an den König von Persien entworfen und sogleich abgesandt. Die von den Römern mitgebrachten Geschenke wurden hierauf besehen, bewundert und angenommen, andere für Justinian bestimmte, in Perlen und kostbaren Steinen bestehende Geschenke herbeigebracht, die äthiopischen Gesandten, welche sie nach Constantinopel dem Kaiser überbringen sollten, ernannt, deren Instruktionen ausgefertigt, und endlich die Gesandten, nachdem der König sie umarmt hatte, entlassen. Alles dieß war das Werk einer einzigen Audienz von etlichen Stunden.

6. Von dem Höfe des Königes der Aethiopier begaben sich die Gesandten an den Hof des Königs der Homeriten. Sie nahmen ihren Weg über Adullis. Auch der Fürst der Homeriten, wie die Bürger von Adullis willigten in alles, was Justinian von ihnen begehrte. Auf ihrer Reise dahin waren die Römer einer ungeheuer zahlreichen Heerde von Elephanten begegnet, es waren ihrer zwei bis dreitausend Stück. Die Aethiopier, welche die Gesandten begleiteten, versicherten, daß man sich ihnen nur in einer gewissen Entfernung ungestraft nähern dürfte.

7. Unstreitig hatten die Aethiopier wie die Homeriten die besten Gesinnungen gegen die Römer; aber den guten Willen begleitet nicht immer ein eben so glückliches Vollbringen. Das Heer des Hellesleus konnte nur nach sehr vielen, langen und äußerst beschwerlichen Tagmärschen in Persien eindringen. Es mußte die endlosen Sandwüsten Ara-

biens durchziehen. Hier sah es sich von allem entblößt, litt Mangel an allen und den nothwendigsten Bedürfnissen, und kam halbverschmachtet wieder zurück, ohne Persiens Grenze gesehen zu haben. — Bei den Homeriten brach ein innerer Krieg zwischen zwei Kroncompetenten aus, und bei der Verwirrung, die dadurch entstand, war an einen Einfall in Persien gar nicht mehr zu denken. — In Ansehung des Seidenhandels führte der gute Wille des Hellesteus und der Einwohner von Axume und Adullis eben auch kein besseres Resultat herbei. Man sah ein, daß, da die Perser den indischen Märkten ungleich näher wären, man auch schwerlich die Concurrenz mit ihnen würde aushalten können; und als einige gemachte schwache Versuche der Erwartung nicht entsprachen, ward das ganze Project auf bessere Zeiten vertagt. Die Römer mußten demnach den großen Gewinn, den dieser Zwischenhandel gewährte, sie mochten wollen oder nicht, den Persern, ihren Feinden, noch einige Jahre überlassen; bis endlich einige Mönche, welche lange in China und Indien sich aufgehalten hatten, eine große Anzahl Seidenwurmeier nach Constantinopel brachten, sie im folgenden Frühjahre im Miste ausbrüten ließen, die daraus hervorkommenden Würmer mit Blättern des Maulbeerbaumes groß zogen und auf diese Weise dem Kaiser und dessen Unterthanen die ganze Seidenwürmzucht wie den Seidenbau lehrten. Vollkommener, als wenn die Aethiopier Justinian's Plan ausgeführt hätten, war jetzt der Wunsch der Römer erfüllt; denn ihr Geld für diesen zum Bedürfniß gewordenen Luxusartikel kam von jetzt an weder mehr in die Hände der Chinesen, noch der Perser, noch auch der Aethiopier; und die Vorräthe von Seide, welche in dem griechischen Reiche erzeugt ward, waren bald so unermeßlich, daß die Preise ungemein

sehen und es nun auch Leuten von geringerm Stande möglich ward, sich gleichfalls in Seide zu kleiden.

VII.

1. Die Zeit zur Eröffnung des Feldzuges rückte indessen herbei. Alamondar, der durch seine häufigen Streifereien in das römische Gebiet sich eine genaue Kenntniß der militärisch-geographischen Lage der römischen Provinzen erworben hatte, machte dem persischen Könige den Vorschlag, nicht wie bisher die Römer in Mesopotamien und Osrhoëne anzugreifen. Dieß heiße, sagte Alamondar, den Ochsen bei den Hörnern anfassen. Die römischen Grenzen wären hier auf allen Punkten von einer Reihe beinahe unbezwingbarer Festungen gedeckt; ohne große Besorgnisse dürfte man diese nicht im Rücken liegen lassen, sie aber zu belagern, erfordere stets einen großen Aufwand von Zeit und Menschen; unvorbereitet die Römer hier zu überfallen, sey durchaus unmöglich. Ungleich zweckmäßiger und sicherer sey es also, in Assyrien über den Euphrat zu setzen, den Fluß hinauf gegen Comagene zu marschiren, dann in Syrien einzufallen und schnell auf die volkreiche Hauptstadt des Orients loszugehen. Die Einwohner von Antiochien, in Weichlichkeit versunken und bloß mit ihren Vergnügungen, mit Festen und festlichen Spielen beschäftigt, wären unfähig, ihre Mauern zu vertheidigen; und bevor noch die Römer den Einfall eines persischen Heeres in Syrien könnten erfahren haben, würden die Reichthümer Antiochiens und des ganzen Orients nebst einer zahllosen Menge reicher Gefangenen, deren Auslösung noch größere Summen einbringen müßten, schon in den Händen der Perser seyn.

2. Cobad, dem es nicht an Kriegskunde fehlte, den nur Altersschwäche von der Spitze seiner Heere entfernt hielt, genehmigte ohne weiteres den Rath des verständigen Alamondar's. Auf der Seite der Perser war also, wie man sieht, der Plan des Feldzuges nicht auf Schlachten, die man gewinnen, nicht auf Städte und Länderstrecken, die man erobern wollte, sondern bloß auf eine mächtige, das römische Reich, in dem Interesse einer seiner größten und wohlhabensten Provinzen tief verwundende Diversion berechnet. Auf der Schnelligkeit der Märsche und einer größern Beweglichkeit des persischen Heeres beruhte der Erfolg der ganzen Unternehmung. Aus diesem Grunde gab nun auch Cobad dem Azarethes, außer einigen tausend Sarazenen unter Alamondar's Anführung, bloß ein kleines, jedoch aus lauter Kerntruppen bestehendes Heer von fünfzehntausend Mann.

3. Aber kaum hatten die Perser den römischen Boden betreten, als sie auch zu rauben, zu plündern und zu brandschatzen anfingen. Weit umher kam die Gegend in Allarm und das Gerücht von dem Uebergang der Perser über den Euphrat erreichte schnell auch entferntere Gegenden. Belisar, der viele und treffliche Kundschafter hatte, erhielt demnach sehr bald zuverlässige Nachricht von den Bewegungen der Perser, errieth nun leicht das Geheimniß ihres Marsches; brach daher ebenfalls schleunigst auf, zog in Eilmärschen nach Samosate, wo er über den Euphrat ging, und kam in der Gegend von Chalcis bei Barbelissa an, als die Perser nur noch einige Stunden davon entfernt waren. Aber Belisar war jetzt an Streitkräften ungleich schwächer als der Feind; er hatte, bevor er aus Mesopotamien abmarschirt war, den größten Theil seines Heeres als Besatzung in die

römischen am Euphrat und Tigris liegenden Festungen geworfen. Vorsicht machte ihm dieses zum Gesetze; denn er mußte immer befürchten, daß vielleicht eine zweite persische Armee während seiner Abwesenheit in Mesopotamien einbrechen möchte.

4. Die ganz unvermuthete Erscheinung eines römischen Heeres benahm dem Azarethes alle Fassung; er hielt die Feinde für zahlreicher als sie waren; ließ daher, einen plötzlichen Ueberfall befürchtend, um sein ganzes Lager einen Graben ziehen und vor demselben eine ungeheure Menge Fußangeln ausstreuen. Aber Sunica, der Anführer der hunnischen Geschwader, umging das persische Heer, hob mehrere in dem Rücken desselben in der umliegenden Gegend herumschwärmende Streifpartheien auf, tödtete viele Feinde und brachte eine noch größere Anzahl Gefangener zurück. Sunica hatte sich bei dieser Gelegenheit als einen eben so vorsichtigen, wie kühnen und tapfern Partheigänger bewiesen, sein Wagestück jedoch ohne Befehl und Wissen des Feldherrn unternommen. Strenge Beobachtung der Kriegsdisciplin war aber in den Augen des Belisarius die erste Pflicht eines Soldaten, von welchem Range er auch seyn mochte. Statt also den Sunica über seine über alle Erwartung gelungene Waffenthat zu beloben, stand er im Begriff, ihn seiner Unterfeldherrnstelle zu entsetzen und mit Schmach von dem Heere zu entlassen. Zum Glück für den braven, obwohl unbesonnenen Hunnenanführer kam gerade Hermogenes mit einer Verstärkung von viertausend Mann bei den Römern an. Hermogenes bat nun für Sunica, und die Fürbitte dieses Günstlings des Kaisers bewog den Belisarius, wenigstens für dießmal den strengen Foderungen der römischen Kriegsgesetze kein Gehör zu geben.

5. An der Wachsamkeit und dem höhern Feldherrntalent des Belisarius waren nun alle Plane Alamondar's gescheitert. Dem Azarethes blieb indessen noch immer die freie Wahl zwischen einer Schlacht, oder einem sichern, aber wenig ehrenvollen Rückzug. Eingedenk der im vorigen Jahre erlittenen zweifachen Niederlage, wählten jedoch die Perser das Letztere, brachen in der Stille ihr Lager ab, suchten auf dem kürzesten Weg den Euphrat zu gewinnen, und jenseits desselben auf der nämlichen Straße, auf welcher sie hergekommen waren, wieder in ihr Land zu ziehen.

6. Belisarius hatte seinen Zweck vollkommen erreicht. Einen sich zurückziehenden, jedoch ungleich stärkern Feind, dem noch überdieß Verzweiflung neue Kräfte geben konnte, ohne Noth anzugreifen, dazu war der römische Feldherr zu klug. Er begnügte sich also, den Bewegungen des persischen Heeres in der Entfernung eines Tagmarsches zu folgen, so daß die Römer ihr Nachtlager stets in der nämlichen Gegend bezogen, welche die Perser am Morgen des Tages verlassen hatten. Der thatenlose Rückzug des Feindes, der nirgends Miene machte, sich stellen zu wollen, erhöhete nun den Muth der Römer; sie äußerten den Wunsch, die Perser durch einen angestrengten Marsch einzuholen, sie anzugreifen und, wie sie sagten, ihr Heer zu vernichten. Belisarius ließ ihnen sagen, daß, wenn man alle Früchte eines Sieges in Händen hätte, es eine große Thorheit wäre, dieselben durch eine Schlacht, wovon man den Erfolg nie mit Gewißheit voraus bestimmen könnte, noch einmal erkaufen zu wollen.

7. An den Ufern des Euphrats ward indessen doch das persische Heer von den Römern ereilet. Es hatte den erstern an Barken gefehlt, um schnell über

den Fluß zu setzen; noch mehr Zeit hätte der Bau einer Brücke erfodert. Aber jetzt brach der Ungestüm der römischen Soldaten in eine Art von Empörung aus. Tumultuarisch versammelten sich Officiere und Soldaten vor dem Zelte des Belisarius, beschuldigten ihn der Feigheit und begehrten mit drohenden Worten, sogleich gegen den Feind geführt zu werden. Alle Vorstellungen des Feldherrn waren fruchtlos. Belisarius war gezwungen, nachzugeben; um jedoch das Ansehen seiner Feldherrnwürde zu retten, veränderte er die Sprache: „Tapfere Kriegsgefährten!" sagte er zu den umstehenden Haufen, „ich habe bis jetzt blos Euern Muth prüfen wollen. „Ich sehe nun, daß Ihr keinen Feind fürchtet, keine „Gefahr scheuet. Die Zuversicht, mit welcher Ihr „gegen den Feind geführt zu werden verlangt, ist für „mich eine Bürgschaft des Sieges. Euer Verlangen „soll erfüllt werden, und ich hoffe, daß Ihr mit „dem nämlichen Ungestüme, mit welchem Ihr eine „Schlacht von mir gefodert habt, auch gegen die „Feinde nun fechten werdet."

8. Mit beklommenem Herzen, weil die Folgen voraussehend, ordnete Belisarius seine Schlachtreihen. Die Reiterei der Heruler und Hunnen stellte er auf den linken, den Arethas mit seinen den Römern unterworfenen Sarazenen auf den rechten Flügel, die römische Cavallerie in das Centrum, und das Fußvolk in dichter und tiefer Masse, als Reserve in das zweite Treffen. Wie gewöhnlich begann das Treffen mit einem Pfeilregen, den man sich wechselseitig entgegensandte. Die römische Cavallerie, ganz aus schwer bewaffneten, geharnischten Reitern bestehend, hatte nur geringen Verlust; ungleich mehr litten die viel leichter und zum Theil auch schlechter bewaffneten Perser. Dieses Gefecht in der Ferne,

welches diesmal ziemlich lange dauerte, ward bisweilen durch Zweikämpfe zwischen einzelnen Römern und Persern unterbrochen. In einem solchen Zweikampfe fiel Naaman, Alamondar's Sohn. Ein persischer Sarazenenanführer ward gefangen; aber auch Stephantius, ein vornehmer römischer Officier getödtet. Zwei Drittel des Tages wären schon verflossen. Mit einer aus den tapfersten jungen Persern gebildeten Schar fiel jetzt Azarethes auf den linken Flügel der Römer. Hier standen Arethas und die Sarazenen. Nicht ohne Verdacht des Verrathes nahmen diese gleich bei dem ersten Angriff der Perser die Flucht. Die neben ihnen stehenden Isaurier und Lycaonier geriethen dadurch in Verwirrung, warteten den feindlichen Angriff gar nicht ab, warfen ihre Waffen hinweg und flohen schmählich von dem Schlachtfelde. Aber gerade waren es diese gewesen, welche vorher am lautesten geschrien, am frechsten und ungestümsten die Schlacht von ihrem Feldherrn begehrt hatten. Mit verdoppelten Streitkräften griffen nun die Perser die Fronte und linke Flanke des römischen Centrums an. Hier befand sich Belisarius selbst. An seiner Seite focht der tapfere Ascan. Beide thaten Wunder der Tapferkeit; als aber letzterer und noch mehrere edle Römer gefallen waren, nahm auch das Centrum die Flucht. Belisarius, nur von Wenigen begleitet, sprengte zu seiner Reserve zurück, stieg vom Pferde ab, befahl auch seinen Begleitern abzusteigen und stellte sich an die Spitze des Fußvolkes. Dieses, durch die Gegenwart seines unüberwindlichen Feldherrn neu belebt, stand fest wie eine Mauer. Um jedoch seinen Rücken zu sichern, zog es sich, auf Befehl des Belisarius, in dicht auf einander geschlossenen Gliedern bis an den Euphrat zurück, machte gegen drei Seiten Front und, durch seine großen, gegen die

persischen Pfeile schützenden Schilde gedeckt, hielt es mit seinen langen, vorwärts gefällten Speeren alle Anfälle der Feinde aus. Wiederholt sprengten zahlreiche persische Geschwader auf dasselbe an; aber stets fruchtlos und nie gelang es ihnen, diese undurchdringliche Masse zu durchbrechen. Einigemal machten die Römer mit ihren Schilden ein solches Geräusch, daß die Pferde der persischen Reiterei scheu wurden, ihre Reiter abwarfen und ganze Schwadronen in Unordnung und Verwirrung geriethen. In diesen verschiedenen Angriffen war der Verlust der Perser sehr beträchtlich; sie wurden sogar bis auf zwei tausend Schritte von der römischen Infanterie wieder zurückgeworfen, verloren zwei ihrer Unterfeldherren, und der brave Sunica machte den Amerdak, einen vornehmen, durch seine Tapferkeit und körperliche Stärke ausgezeichneten Perser, zum Gefangenen, nachdem er ihm vorher mit einem Hiebe den rechten Arm abgehauen hatte. Die Nacht machte endlich dem heißen Kampfe ein Ende. Beide Theile zogen sich zurück, die Perser in ihr Lager und Belisarius über den Euphrat.

9. Die Perser hatten zwar das Schlachtfeld behauptet, aber ungleich mehr Leute als die Römer verloren. Belisarius und Hermogenes schrieben an den Kaiser und schickten ihm einen umständlichen Bericht über alle Vorfälle der Schlacht. Aber Justinianus wünschte, das Detail davon noch näher zu kennen, und sandte daher den Constantiolus an Ort und Stelle. Dieser, wie es scheint, war kein Freund des Belisarius, denn auf seinen Bericht ward Belisar von dem Kaiser abberufen und Sittas, welcher bisher in Armenien kommandirt hatte, erhielt den Oberbefehl über das Heer in Mesopotamien.

10. Azarethes, stolz darauf, einen Feldherrn wie Belisar besiegt zu haben, eilte, den Dank seines Königs zu empfangen. Aber Cobad, dem Alamondar schon alle Schätze Syriens in naher Perspektive gezeigt hatte, und der sich nun blos mit dem Ruhme eines unfruchtbaren, realitätlosen Sieges begnügen sollte, fuhr seinen Feldherrn hart an, machte ihm Vorwürfe und befahl, daß er die Pfeilprobe bestehen sollte. Es war Sitte bei den Persern, daß ein Heer, bevor es gegen den Feind zog, vor dem König vorbeimarschirte und jeder Soldat in einen, neben dem Throne stehenden Korb einen Pfeil warf; der Korb ward hierauf geschlossen und unter des Königs Siegel gelegt. Sobald der Feldzug beendigt und das Heer wieder zurückgekommen war, mußte es abermals, wenn der Monarch es verlangte, vor demselben vorüber defiliren und jeder Soldat aus dem Korbe einen Pfeil nehmen. Die Anzahl der in dem Korbe zurückgebliebenen Pfeile ward dann mit der Stärke des Heeres am Tage seines Ausmarsches verglichen und nachdem sich hieraus ergebenden Verhältniß das Verdienst des Feldherrn und der Ruhm oder die Schmach des Feldzuges beurtheilet. Mehr als die Hälfte der Pfeile blieb jetzt in dem Korbe zurück, worauf Cobad den Azarethes der Feldherrnwürde entsetzte und von seinem Hofe verbannte.

11. Nur der Jugend lächeln Hoffnung und Glück; dem Alter, welches wenig mehr zu hoffen hat, wendet letzteres gewöhnlich den Rücken. Nicht viel glücklicher als bei dem Einfall in Syrien waren daher des alten Cobad's Waffen auch in dem folgenden Feldzuge. In Persarmenien schlug der römische Feldherr Dorotheus einigemal die Perser; da sie in dieser Gegend ohnehin nicht sehr stark waren, so durften sie es jetzt nicht mehr wagen, sich im offenen Felde

zu zeigen, und die Römer nahmen ihnen ein festes Schloß nach dem andern hinweg; zuletzt gar eines, welches man für unbezwingbar hielt, und wohin daher die reichsten Einwohner des Landes ihr ganzes Vermögen geflüchtet hatten. Alles dieses ward jetzt das Eigenthum des Justinian's, welcher sogleich seinen Schatzmeister Narses abschickte, um das baare Geld und die Kleinodien in Empfang zu nehmen.

12. Auch in Mesopotamien konnte das sehr zahlreiche, den Römern weit überlegene persische Heer, welches Cobad dahin geschickt hatte, nicht einen einzigen, nur einigermaßen bedeutenden Vortheil über seinen, obgleich ungleich schwächern Feind erkämpfen. An dem Fluß Nymphius, welcher hier auf einigen Punkten die Grenzscheide zwischen dem römischen und persischen Reiche machte, hatten die Perser sich gelagert und bedroheten die, ungefähr dreißig römische Meilen gegen Norden von Amida liegende Feste Martyropolis. Diese Stadt, in welcher Buzes und Besas den Oberbefehl führten, hatte eine ziemlich zahlreiche Besatzung; mit dieser rückten die beiden Anführer dem Feinde entgegen, beunruhigten ihn Tag und Nacht, erschwerten dessen Zufuhren und tödteten ihm viele Leute. Da jedoch Buzes und Besas viel zu schwach waren, um ein Treffen zu wagen, so wurden sie am Ende gezwungen, sich wieder in ihre Festung zurückzuziehen, und Martyropolis ward nun förmlich von den Persern belagert.

13. Die Belagerung ward mit ungewöhnlichem Eifer und der größten Hartnäckigkeit betrieben. Cobad hatte den drei Feldherren, welche er beinahe mit gleicher Gewalt über sein Heer gesetzt hatte, sagen lassen, daß, wenn Martyropolis nicht in die-

im Feldzuge erobert würde, keiner von ihnen je mehr vor seinen Augen erscheinen dürfte.*) Alle Mittel, welche die damalige Belagerungskunst darbot, wurden von den Persern angewandt; aber ein berühmter römischer Kriegsbaumeister, welcher in Martyropolis lag, machte alle Anstrengungen der Belagerer fruchtlos; ihre Stürme wurden abgeschlagen, ihre nächtlichen Ueberfälle vereitelt, ihre Kriegsmaschinen durch andere Kriegsmaschinen zerstört; und als die Perser endlich zur Minirkunst ihre Zuflucht nahmen, legte auch der Römer mit seiner gewöhnlichen Einsicht Gegenminen an. Beide Theile stießen in den unterirdischen Gängen auf einander und es entstand unter der Erde ein blutiges Gefecht, in welchem alle persische Minirer von den Römern erschlagen wurden. Indessen war doch vorauszusehen, daß bei der großen Beharrlichkeit, mit welcher die Perser die Belagerung fortsetzten, und den bedeutenden Verstärkungen, welche sie von Zeit zu Zeit erhielten, Martyropolis sich ihnen am Ende würde ergeben müssen. Zwar stand Sittas nur vier oder fünf Stunden von der belagerten Stadt im Lager, aber sein Corps — eine Armee konnte man es nicht nennen — war viel zu schwach, als daß er damit die Stadt hätte entsetzen können.

14. Was der römische Feldherr nicht durch Waffengewalt vermochte, bewirkte er nun durch eine Kriegslist. Sittas hatte erfahren, daß ein ziemlich zahlreiches, in persischem Solde stehendes Heer von Scythen gegen die Grenzen von Mesopotamien im Anzug wäre. Durch vieles Geld und reiche Ge-

*) Diese drei Feldherren waren Mermeroes, Chanaranges und Aspendes, Männer von hohem Ansehen und großem militärischen Rufe.

schenke zog er einen sehr gewandten, verschlagenen persischen Spion in sein Interesse. Dieser ging eiligst in das persische Lager vor Martyropolis und sagte dem Mermeroes: daß er so eben eine äußerst wichtige Entdeckung gemacht habe, eine Entdeckung, von welcher das ganze Heil der persischen Armee abhange. Die Anführer der Scythen nämlich, welche jetzt unter der Larve von Freunden und Bundesgenossen durch die persischen Provinzen zögen, wären durch ungeheure Geldsummen vom Kaiser Justinian bestochen worden und hätten versprochen, sobald sie auf den römischen Grenzen angekommen seyn würden, mit den Römern gemeinschaftliche Sache zu machen, die Perser alsdann im Rücken anzugreifen, während das römische Heer sie in der Fronte anfallen und die Besatzung von Martyropolis zugleich einen Ausfall machen würde; aus diesem Grunde, setzte der Verräther hinzu, und weil Sittas blos die Ankunft der Scythen abwarte, verhalte derselbe sich jetzt so still und ruhig in seinem Lager.

15. Mermeroes, Chanarangas und Aspendes geriethen in die äußerste Bestürzung. Auf eine so schändliche, in ihren Folgen so verderbliche Verrätherei, wie die der Scythen*), waren sie nicht gefaßt. Um ihr Heer seinem nahen Untergang zu entreißen, wußten sie kein anderes Mittel, als den Römern einen Waffenstillstand anzutragen. Natürlich machte Sittas keine großen Schwierigkeiten. Der Waffenstillstand kam also bald zu Stande, die Belagerung von Martyropolis ward aufgehoben und die schon auf das äußerste gebrachte Festung den Römern gleichsam auf das neue wieder geschenkt. Ungefähr vierzehn

*) Nämlich wie sie jetzt irrig glaubten.

Tage nachher kam die Nachricht von Cobad's Tode in dem persischen, wie in dem römischen Lager an.

16. Wahrscheinlich waren Gram und Mißmuth über fehlgeschlagene Hoffnungen und das ununterbrochene Unglück seiner Waffen bei Cobad der Natur vorangeeilet, und hatten den ohnehin schon am Rande des Grabes schwankenden alten König vielleicht um einige Monate früher in dasselbe hinabgestürzt. Als Cobad sich seinem Ende nahe fühlte, ließ er den Mebodes, seinen vertrautesten Rath, zu sich rufen und übergab ihm eine Urkunde, welche des sterbenden Königs letzten Willen enthielt, vermöge welchem er seinen dritten Sohn Chosrou zum Thronfolger ernannte.

17. Sobald der alte König die Augen geschlossen hatte, suchte Cazores sein Erstgeburtsrecht geltend zu machen; gegen seine Erwartung fand er in Mebodes einen unerschütterlichen Gegner; dieser behauptete, daß nach den bestehenden Grundgesetzen kein Prinz, welches Recht auch für ihn sprechen möchte, ohne Zustimmung der Nation den Thron von Persien besteigen könnte. Cazores, in dem Bewußtseyn, daß alle Perser mit Liebe ihm anhingen, willigte gerne ein, daß unverzüglich eine allgemeine Versammlung aller Stände der Nation zusammenberufen würde. Mit Freuden folgten alle Statthalter der Provinzen, alle Großen des Reiches diesem Rufe; denn ein jeder von ihnen hatte längst schon gewünscht, dem wahrhaft liebenswürdigen und daher auch allgemein geliebten Prinzen als König huldigen zu dürfen. Die Versammlung war eine der zahlreichsten und glänzendsten, deren je noch die persischen Jahrbücher erwähnt hatten. Aber so fest war die Herrschaft gegründet, welche der furchtbare Cobad während einer vieljährigen

Regierung über die Gemüther aller Classen seiner Unterthanen erworben hatte, daß solche selbst nach seinem Tode noch nicht erlosch; denn als alle Anwesenden schon im Begriffe standen, den Huldigungseid zu leisten, ließ Mebodes des verstorbenen Königs letzten Willen vorlesen, und sogleich änderte die ganze Versammlung ihre Gesinnung und erkannte einstimmig Chosrou für ihren rechtmäßigen König.

18. Bestürzt und im höchsten Grade mißvergnügt, verließ Cazores die Versammlung und den Hof und begab sich in eine entfernte Provinz. An mehrern Orten brach das Volk in lautes Murren aus und überall ließen wenigstens einige Stimmen sich hören, welche den Cazores beklagten und den verstorbenen König der Grausamkeit gegen seinen Erstgebornen beschuldigten. Dem Ausbruche gährender Gemüther zuvor zu kommen, seinen noch schwankenden Thron zu befestigen, war also das erste und dringendste Geschäft des neuen Königs. Chosrou sah dieß ein und wünschte daher den Frieden mit den Römern nun eben so sehnlich als Justinian, wegen seiner weitaussehenden Entwürfe auf Afrika, ihn vor zwei Jahren schon gewünscht hatte. Der Kaiser, der von der friedlichen Stimmung des jungen Königs bei Zeiten benachrichtigt ward, schickte den Hermogenes und Rufinus mit ausgedehnter Vollmacht nach Persien. Letzterer war an Chosrous Hofe ungemein beliebt, theils weil er früher schon als Geschäftsträger des Kaisers lange Zeit in Ctesiphon gewesen war, theils auch und zwar vorzüglich, weil er den verstorbenen König in dem Entschlusse, seinem dritten Sohne die Thronfolge zu sichern, mehr als andere bestärkt hatte. Ohne sich also an lästige, oft sehr langen, die Gemüther nur noch mehr erbitternden Discussionen unterwor-

fene Formen zu binden, ward nun ohne Zeitverlust das große, beide Reiche gleich stark interessirende Friedensgeschäft begonnen. Weder die Forderungen der Römer, noch jene der Perser waren übertrieben und die Unterhandlungen hatten daher den besten Fortgang. Indessen wurden dieselben doch einmal, zwar nicht abgebrochen, aber doch unterbrochen. Das Mißverständniß, welches die beiden contrahirenden Mächte wieder von einander zu trennen drohete, ward jedoch durch Rufinus bald wieder gehoben und der von Römern und Persern so sehr gewünschte Friede kam endlich glücklich zu Stande. Die Hauptbedingungen desselben waren, daß die Römer Cobad's dritten Sohn, Chosrou, für den einzigen rechtmäßigen König von Persien erkennen, demselben tausend Pfund Goldes zahlen und daß alle von beiden Seiten gemachte Eroberungen an Länderstrecken, Domainen, Städten und Schlössern gegenseitig zurückgegeben werden sollten. Endlich ward auch noch festgesetzt, daß der römische Befehlshaber der Truppen in Mesopotamien nicht mehr in Dara, sondern zu Constantia, wie es ehemals gewesen, seinen Sitz haben sollte. In den über den Frieden ausgestellten Urkunden nannten beide Monarchen sich Brüder, und der Friedens- und Freundschaftsvertrag ward, wie man schon damals zu sagen pflegte, auf ewige Zeiten geschlossen.

VIII.

1. Der Krieg ist die Geisel der Menschheit; er entrückt sie ihrer wahren Bestimmung und beraubt sie nicht selten ihrer ursprünglichen Würde. Auch gedeihet nur im Frieden das öffentliche wie häusliche Glück der Völker. Nur der Friede schmeidigt und

veredelt die Verhältnisse des staatsgesellschaftlichen Lebens, weckt den Fleiß und die Betriebsamkeit des Bürgers, entwickelt die industriösen Kräfte der Völker, belebt den bereichernden Handel und befördert Kunst und Wissenschaft, die stillen und holden Gefährtinnen unsers irdischen Lebens. — Durch den mit Persien geschlossenen, alle Dissonanzen zwischen beiden Reichen in einen freundlichen Accord auflösenden und daher eine feste Dauer versprechenden Frieden, war nun den morgenländischen, durch ihre Lage den Einfällen nördlicher Barbaren entrückten Provinzen die frohe Aussicht einer langen Reihe ruhiger und glücklicher Jahre eröffnet. Aber über Justinian's Regierung waltete leider! ein feindseliges Gestirn, und der Jubel über den so mühsam errungenen Frieden verwandelte sich bald wieder in Wehklagen und Töne des Jammers.

2. Ein innerer Feind, furchtbarer als Perser und Hunnen, und gegen welchen selbst die streitbarsten Heere nichts vermögen: eine schreckliche, bisher noch nie erhörte Pest nämlich brach gegen das Ende des Jahres 532 plötzlich in Aethiopien aus, gewann bald die anliegenden Länder und verbreitete sich von da nicht blos über das morgenländische Reich, sondern über den ganzen, damals bewohnten und bekannten Erdkreis. Die gleichzeitigen Geschichtschreiber können nicht Worte und Bilder finden, um die schrecklichen Verheerungen dieser mörderischen Seuche zu schildern. Fünfzig Jahre wüthete sie in allen Ländern und unter allen Völkern. Ganze Geschlechter und Stämme erloschen; zahllose Familien wurden in Trauer gehüllt, bevölkerte Städte verödet und die gesegnetesten Gegenden in Einöden verwandelt.

Procop. bel. pers. l. 2. c. 22. Agath. l 5. Theoph p. 154. Cedren. p. 369. Zon. p 61. Sigon. de imp. Occid. l. 17.

3. Einzig in ihrer Art, mannigfaltig in ihrer

Entstehung, unendlich verschieden in ihren Symptomen, wie in ihren Fortschritten und Perioden, gelang es auch der schärfsten Beobachtung der geschicktesten Aerzte nicht, den Charakter und die Natur derselben nur einigermaßen genügend zu erklären. Gleich einem unsichtbaren Würgengel, schien sie gewisse Häuser und Familien sich ausschließlich zu wählen; denn während oft in einem Hause alle Bewohner desselben hinweggerafft wurden, ward in dem dicht daran anstoßenden auch kein einziger derselben von dem Uebel befallen. So wie mit einzeln Häusern und Familien, eben so mit Städten und ganzen Gegenden. Gegen ihre Verbreitung schützte keine Maßregel der Vorsicht. Nicht wie andere pestartige Seuchen theilte sie sich mit. Die Kranken, selbst ihre Berührung, Wartung und Pflege waren nicht ansteckend; aber der Gesunde, wenn er sogar noch nie mit diesem Pestübel behaftet gewesen war, theilte es andern mit und brachte Tod und Verwüstung in Gegenden, welche bis jetzt noch davon verschont geblieben waren. Sehr häufig geschah es, daß diejenigen, welche, um der Seuche zu entfliehen, sich vollkommen gesund in eine andere Stadt begeben hatten, nun plötzlich davon ergriffen wurden, auch gewöhnlich, als wenn gleichsam der Tod sie besonders sich ausgewählt hätte, ohne Ausnahme dahin starben, und dennoch auch nicht die mindeste Spur einer Ansteckung zurückließen. Oft schien ihre Wuth in einer Gegend erloschen; brach aber dafür in einer andern, bald mehr bald weniger entfernten Gegend nur desto schrecklicher aus; kehrte hierauf ungefähr nach Jahresfrist, nur unter veränderter Gestalt wieder an den vorigen Ort zurück und senkte sich verderbend dann gewöhnlich über jene Häuser und Familien herab, an welchen sie im vorigen Jahre schonend vorübergegangen war.

4. Keine Empfindung des Unwohlseyns oder der Schwäche verkündigte ihre Annäherung; und wer sich jetzt noch in der vollen Kraft ungeschwächter Gesundheit fühlte, war in dem folgenden Augenblicke ein Pestkranker und oft nach vier und zwanzig Stunden schon eine Leiche. — Eine der gewöhnlichern Formen, unter welchen diese verheerende Krankheit erschien, waren ganz mit Blut gefüllte, schmerzhaft entzündete Augen und kleine Beulen, welche sich an dem Kopfe zeigten, nach und nach herunterzogen und, wenn sie den Hals erreicht hatten, den Leidenden erstickten. Gingen die Beulen in Eiterung über; dann war der Kranke gerettet; fingen sie aber an sich zu verhärten, dann war er stets eine sichere Beute des Todes. Das zärtere weibliche Geschlecht blieb ungleich mehr verschont, als jenes der Männer, und unter diesen schien die Seuche mit einer Art von Vorliebe ihre Opfer vorzüglich unter den kräftigern, zu Männern heranreifenden Jünglingen sich zu wählen. Die Crisis zum Leben oder Tod stellte sich in den ersten vier und zwanzig Stunden ein; und länger als höchstens vier oder fünf Tage widerstand dem Uebel auch nicht die stärkste und festeste Natur.

5. Unter wechselnden Perioden der Ruhe und Verheerung, ängstigte diese mörderische Seuche ein halbes Jahrhundert hindurch die Menschheit. Die dadurch ungeheuer vermehrte Mortalität reduzirte die Gesammtbevölkerung der Erde ungefähr auf zwei Drittel ihres vorigen Bestandes. Ein großer, gegen Abend stehender Comet, welcher das Jahr vorher, ehe diese Pest ausbrach, lange Zeit überall sichtbar war, ward, nach der Meinung der damaligen Zeit, als ein Vorbote derselben, sie selbst aber als ein göttliches Strafgericht betrachtet. Wäre es unserm beschränkten Blicke gegönnt, in Gottes unerforschlichem

Weltregiment Etwas mehr als blos den Saum des Kleides seiner Allmacht zu schauen: wie oft würden uns dann nicht solche allgemeine Calamitäten, trotz des scheinbaren Elendes, das sie verbreiten, nicht sowohl als Züchtigungen, sondern vielmehr als neue Beweise der allerbarmenden Vaterhuld unseres Gottes erscheinen! Wenn den kraftvollen Jüngling und noch kraftvollern Mann, wie den abgelebten Greis, und die blühende Jungfrau wie die betagtere Matrone, jeden Tag das offene Grab anklafft; wenn täglich der Tod unter seinen mancherlei Schreckensgestalten einem Jeden sichtbar zur Seite steht; dann verliert sich auch leicht das allzugroße Interesse für das Irdische; der ausschließlich an die Erde gefesselte Blick erhebet sich zum Himmel, und das Streben der Lehrer der Religion und Wahrheit, in dem Menschen den Sinn für das Heilige zu wecken, gilt dann nicht mehr für Obscurantismus. — Vielleicht gab oder gibt es Zeiten, wo in den Augen Gottes die von Stolz und Thorheit trunkenen Völker auch nicht einmal einer Pest mehr werth sind.

IX.

1. Zu den Verheerungen der Pest gesellten sich in den ersten Jahren, in dem morgenländischen Reiche, nun auch Empörung und Aufruhr. Oft war zwar schon Constantinopel der Schauplatz tumultuarischer Volksbewegungen gewesen; aber einen Aufstand, der dem Kaiser Thron und Leben zu rauben und die ungeheure Hauptstadt in einen Steinhaufen zu verwandeln drohete; einen Aufstand, der bald in eine allgemeine förmliche Empörung überging, an welchen mehrere Senatoren und Große des Reiches Antheil nahmen, und welchen selbst die Palasttruppen und

Leibwache des Kaisers zu begünstigen schienen, einen Aufruhr endlich, der mit dem Schwert und der Brandfackel und jeder Art mörderischer Instrumente eilf Tage und Nächte unaufhaltsam wüthete, alle Straßen der großen Stadt mit Blut überschwemmte, blos aus den niedern Volksständen gegen fünfzigtausend Menschen das Leben kostete, von einer Menge der prächtigsten Kirchen, Paläste und öffentlichen Gebäude nichts als rauchende Trümmer überließ, und alle Greuel, welchen wilde Barbaren in einer mit Sturm eroberten Stadt sich überlassen konnten, noch bei weitem übertraf: einen solchen furchtbaren Volksaufstand hatten, seit dem Constantin die zweite Roma gründete, die Jahrbücher derselben bis dahin noch nicht gekannt.

2. Die Veranlassung zu diesem, jeden Schritt mit Mord und Verwüstung bezeichnenden Aufruhr war, wie schon so oft, auch jetzt wieder die gegenseitige, wahrhaft an Wahnsinn grenzende Eifersucht der beiden Faktionen der Rennbahn. Indessen war jedoch das, was sich als Veranlassung des Aufstandes in dem Cirkus zutrug, offenbar blos der, auf den lange schon im Stillen gährenden Stoff, zufällig gefallene zündende Funke. Die wahre Ursache des Aufruhrs lag weit tiefer; sie lag in der schlechten, durchaus willkührlichen, ungerechten, das Volk bis auf das Mark aussaugenden innern Verwaltung des Reiches.

3. Drei hohe Staatsbeamten: **Johannes von Cappadocien**, der Präfektus Prätorio, **Trebonianus**, der Großkanzler, und **Calepodius**, Kämmerling und Befehlshaber der Leibwache, hatten sich, jedoch nicht gerade in gleichem Maße, in die Gunst des Kaisers getheilt. Der Begünstigste

von allen dreien war unstreitig der Präfektus Prätorio. Von ganz unbekannten Aeltern aus dem niedrigsten Stande geboren, hatte Johannes von Cappadocien weder Erziehung, noch die mindeste wissenschaftliche Bildung genossen, kaum lesen, viel weniger noch schreiben gelernt. Aber aus dem Staube einmal zu den höchsten Würden des Reiches erhoben, ersetzte er den völligen Mangel an Kenntnissen durch die Kraft eines ungewöhnlichen, natürlichen Genies, durch einen Alles schnell umfassenden Ueberblick und durch jene, dem praktischen Geschäftsmann so nothwendige und doch so seltene, schnelle Ueberschauungs- und Reduktionsgabe, mit welcher sein scharfer, durchdringender Blick auch in den verwickeltsten Angelegenheiten stets den wesentlichen, entscheidenden Fragepunkt aufzufassen und in den gefährlichsten, verzweiflungsvollsten Lagen, den sichersten und, dem äußern Schein nach, auch ehrenvollsten Ausweg mit Leichtigkeit zu entdecken wußte. Hätte diesen Mann, dessen seltene Anlagen in der ziemlich langen Laufbahn seines Geschäftslebens sich immer mehr entwickelten und vervollkommneten, ein reiner Wille beseelet; so würde Johannes von Cappadocien ein Wohlthäter der Menschheit, dem sinkenden Reiche ein schützender Genius geworden seyn. Aber sein Herz war durchaus verdorben, und der Stärke seines Verstandes kam nichts gleich als die vollendete Ruchlosigkeit seiner Grundsätze. Der Zauberei und jedem Wahne heidnischen Aberglaubens ergeben, war er ohne Furcht vor Gott und den Menschen. Sein ganzes Streben ging blos dahin, die Schatzkammer seines Herrn zu füllen und sich selbst zu bereichern. Alle Kräfte seines Geistes wendete er daher blos an, um der Ungerechtigkeit gleichsam neue Bahnen zu öffnen, Städte und Provinzen methodisch zu plündern, und unter der gleisnerischen Aegide zur Schau gestellter,

das allgemeine Staatswohl erzielender Verwaltungs-prinzipien die reichsten Familien und Millionen von Menschen zu verarmen. Indessen waren bei ihm nicht Geiz und Gelddurst, sondern Verschwendungssucht und Wollust die herrschenden Laster; nicht um Schätze zu häufen bestahl er Land und Leute, sondern um in üppigen Gastmalen, geräuschvollen Gelagen und den niedrigsten Wollüsten die Früchte seiner himmelschreienden Ungerechtigkeit wieder zu vergeuden. Daher widmete er auch der Arbeit nur die erste Hälfte des Tages; die andere war ausschließlich seinen Vergnügungen und der Befriedigung eben so zügelloser als schändlicher Lüste geweihet. Da die Geschichte auch nicht einer einzigen Tugend von ihm erwähnt; so sollte man beinahe glauben, daß es gerade seine Laster und tiefe Verworfenheit waren, welche ihn der Liebe und Gunst des Kaisers so mächtig empfohlen hatten.

4. Trebonianus war ebenfalls ein Mann von vielem Geiste, jedoch mit Wissenschaft geschmückt, und der größte Rechtsgelehrte seiner Zeit; dabei von sehr sanftem Charakter und äußerst gefälligen Manieren. Mäßig in allen seinen Genüssen und ein Feind jeder Ausschweifung, liebte er jedoch alle erlaubten Freuden des geselligen Lebens, und war durch seinen Witz, wie durch seine stets heitere und freundliche Laune, die Seele und die Zierde jedes gesellschaftlichen Cirkels. Leider verbarg sich unter dieser schönen Außenseite, welcher ohnehin die Welt einen bei weitem viel zu großen Werth beilegt, eine unerhörte, vielleicht selbst nicht durch alle Reichthümer der Welt zu befriedigende Geldgier. Für Geld war dem Trebonianus alles feil: seine Pflichten, sein Gewissen, Gott und der Kaiser. Wegen seiner tiefen und ausgebreiteten Rechtskunde, hatte ihm Justinian die

ganze Gesetzgebung und oberste Leitung der Gerechtigkeitspflege überlassen, und nun, das Zutrauen seines Herrn mißbrauchend, verkaufte Trebonianus die Gerechtigkeit an die Meistbietenden, beugte oder veränderte nach Willkühr die Gesetze, deutelte und modelte daran so viel er wollte, hob sie auf, gab andere ec., je nachdem in jedem gegebenen Fall seine Habsucht und sein schmutziges Geldinteresse es bald so; bald wieder anders erfoderten. Den Kaiser hatte er diesfalls ganz am Gängelbande; denn da Justinianus in seiner Einbildung sich selbst für einen sehr großen Juristen hielt, mithin das Gesetzemachen und Gesetzegeben zu seinen Lieblingserholungen gehörte; so war auch sein Kanzler, sobald er nur mit einem Sack voll neuer Gesetzentwürfe kam, ihm stets lieb und willkommen. — Indessen muß man doch gestehen, daß Trebonianus durch den Justinianischen Codex, der größtentheils sein Werk war, seinem Andenken ein nie verwitterndes Denkmal gesetzt hat. *)

*) Da Justinian nichts lieberes hörte, als sein eigenes Lob, mithin an seinem Hofe jede, auch die plumpeste Schmeichelei ungemein im Preise stieg; so wird von Trebonianus erzählt, daß er den Kaiser sehr oft im größten Ernste versichert habe, daß er und alle übrigen Diener, wie das ganze Volk, nichts so sehr befürchteten, über nichts sich täglich so sehr ängstigten, als daß Justinian, wegen seiner großen Frömmigkeit und Heiligkeit, einmal plötzlich der Erde entrückt und lebendig in den Himmel möchte erhoben werden. — Man weiß nicht, worüber man sich hier mehr ärgern muß: über die Pinselhaftigkeit des Kaisers oder die Unverschämtheit des Trebonianus, der offenbar seinen Herrn zum Narren hatte. — Alles Lügen in seinen vielen und mannigfaltigen Arten und Unterarten ist niederträchtig; aber von allen Arten ist unstreitig die

Proc. Hist. arc.

5. Callepodius, unter den Dreien der Unbedeutendste, war schon unter Anastasius zu einigem Einfluß gelangt, durch niederträchtige Schmeichelei unter Justinianus noch höher gestiegen. Was ihn auszeichnete, war kriechende Hundsdemuth vor seinem Herrn und brutale Insolenz gegen alle Uebrige. Mit der größten Härte und Gefühllosigkeit verband er jenen groben, hochfahrenden Stolz, welchen Hofgunst und unverdientes Glück jeder niedern, gemeinen Seele einzuflößen pflegen. An Geist und Verstand den beiden andern weit nachstehend, hielt er gewöhnlich da blos Nachlese, wo die andern Zwei vor ihm längst schon geärndet hatten. — Wenn Umgebungen dieser Art das Zutrauen eines Monarchen ausschließlich besitzen, und dieser die Verwaltung seines Reiches ihren Händen blindlings übergibt; dann kann man sich von selbst einen Begriff von dem beklagenswerthen Zustande einer Nation machen, deren Wohl und Wehe der schnöden Willkühr solcher Menschen überlassen ist.

6. Aber so, wie in die Gunst des Kaisers, theilten sich nun auch alle drei Günstlinge in den allgemeinen Abscheu und Haß der Nation. An diesem hatte nun der Kaiser, weil er jenen die Macht gab zu schaden, natürlicher Weise den größten Antheil; und ziemlich laut ließ oft das Volk den Wunsch hören: „Möchte doch Sabatius *) nie geboren

---

Lüge der Schmeichelei die gottloseste, besonders wenn man dadurch einen, ohnehin schon von seiner Macht oder Weisheit halb trunkenen Fürsten endlich gar noch bis zu völliger Sinnenlosigkeit berauschen will.

*) Der Name, welchen bei Justin's Thronbesteigung die Römer Justinian's Vater gegeben hatten.

„worden seyn, so hätten wir auch jetzt nicht einen „so ungerechten und grausamen Regenten!" — Also, auch ohne die Vorfälle im Cirkus, welche wir unsern Lesern sogleich mittheilen werden, würde die Gährung in den Gemüthern und der lange Zeit in jeder Brust verschlossene Haß endlich einmal in furchtbare Empörung ausgebrochen seyn. Den Stoff dazu sammelten und häuften täglich die drei Günstlinge, und nur der Feuerfunke, der Alles in Flammen setzen sollte, war dem Cirkus, oder vielmehr dem Zufall überlassen.

7. Schon einigemal erwähnten wir, in dem Laufe unserer Geschichte, der beinahe unbegreiflichen, ausschweifenden Thorheit, mit welcher die Einwohner Constantinopels, ohne Unterschied des Ranges, des Alters oder Geschlechtes, sich einer der beiden Partheien der Rennbahne hingaben. Unversöhnliche Feindschaften, gestörter Familienfriede, Verletzung aller göttlichen und menschlichen Gesetze und häufige, bisweilen selbst die Regierung erschütternde Volkstumulte waren die Folgen dieser aus allen Greueln des alten heidnischen Roms hervorgegangene Raserei. Einen noch höhern Grad erreichte sie unter der Regierung des Kaisers Anastasius; denn jetzt mischte sich Sektengeist sogar auch in die Schauspiele und die grüne Parthei ward nur deswegen von diesem Kaiser begünstiget, weil die von ihm noch mehr begünstigten Eutychianer und Manichäer sich zu derselben geschlagen hatten. Von der einen Seite erhielt nun die Faktion der Grünen ein entschiedenes Uebergewicht über ihre Gegner, die Blauen, und von der andern gewannen die Eutychianer und die mit ihnen im Bunde stehenden Sekten, bei jedem Frevel und jeder Gewaltthätigkeit, welchen sie sich

damals überlassen durften, eine mächtige Stütze in der Faktion der Grünen.

8. Schnell vorübergehend war indessen der Sieg der Grünen; denn gewaltig änderten sich unter Justinus, durch Justinian's mächtigen Einfluß, die bisherigen Verhältnisse beider Partheien. Ein weiser Regent, wie Marcian oder Leo I., würde die Frechheit beider Partheien gezügelt, allen Unordnungen vorgebeugt und mit einem seiner Würde anständigen Ernste frivole Volksbelustigungen nicht zum Range wichtiger Staatsangelegenheiten erhoben haben. Aber Justinianus, vielleicht um seine Orthodoxie zu zeigen, erklärte sich öffentlich zum Patron der blauen Parthei, begünstigte und schützte sie auf alle, auch die ungerechteste Weise, und unterdrückte und verfolgte dafür, wo er nur konnte, die einst dem Anastasius und dessen Sekte ergebene grüne Faktion.

9. Mit Wucher vergalten nun die Blauen den Grünen, was sie unter der vorigen Regierung von ihnen hatten erdulden müssen. Mit jedem Tage nahm ihre Ausgelassenheit zu. Um Schrecken einzuflößen, wählten sie eine eigene, aus dem Costüme verschiedener Nationen zusammengesetzte Tracht. Gleich den Persern trugen sie einen langen Schnurrbart und ließen ihre Bärte wachsen. Gleich den Hunnen schoren sie sich den Vordertheil des Kopfes und flochten die Haare auf dem Hintertheil desselben in langen Zöpfen. Ihre reich mit Gold gestickten Kleider hatten ungemein weite Aermel, welche jedoch gegen das Gelenke der Hand zu enger wurden und fest um die Faust sich schlossen. Alles übrige ihrer Kleidung war nach Manier der Hunnen. Um nicht Justinian's Ungnade sich zuzuziehen, wagten die obrigkeitlichen Personen es nicht mehr, der immer

mehr überhandnehmenden Ungebundenheit der Blauen Einhalt zu thun. Ward in einem tumultvollen Streite ein Blauer von einem Grünen getödtet; so wurde der Mörder auf der Stelle mit dem Tode bestraft; fiel aber ein Grüner unter dem mörderischen Stahle eines Blauen; dann mußten die Gesetze schweigen und der Mord blieb ungestraft. Diese Gewißheit der Straflosigkeit ermunterte die Frevler jetzt, nur noch zu größerm Frevel. Anfänglich rottirten ihre Banden nur zur Nachtzeit sich zusammen, fielen blos anerkannte Anhänger der grünen Parthei feindlich an; aber jetzt wurden auch harmlose, keiner Faktion angehörende Bürger und deren Eigenthum ein Gegenstand ihrer Raubsucht oder Mordlust. Gegen die Häuser, welche sie plündern wollten, schleuderten sie Brandfackeln, und stand ein Theil des Gebäudes in Flammen, dann brachen sie in die Wohnung ein, raubten, was sie rauben wollten, und ermordeten, was Miene machte, sich ihnen zu widersetzen. Alle in Lastern und Thorheit ergrauten Sünder, alle liederlichen jungen Leute, alle in Schulden versunkene Verschwender, alle Wollüstlinge und Schwelger, kurz alles vornehme und niedrige schlechte Gesindel von ganz Constantinopel schlug sich nun zu der Parthei der Blauen. Wer sich eines vermeintlichen Feindes entledigen wollte, gab ihn als einen leidenschaftlichen Anhänger der grünen Faktion an; mehr bedurfte es nicht; denn nach einigen Tagen fiel der Unglückliche, wenn es auch der stillste, anspruchloseste Mann war, unter den Dolchstichen einiger, ihm nachgesandten blauen Banditen. Diese hielten es für das höchste Verdienst, mit Gewandtheit deu Dolch zu führen, und rühmten sich laut der Kunst, mit einem einzigen Dolchstich ihren Gegner zu ermorden. Jetzt ward nicht mehr gewartet, bis die Nacht solche Greul verhüllte; man mordete am hellen Tage, auf öffentlicher

Straße, einigemal gar in der Kirche an den Stufen des Altars. Der Vater, der seinem ungerathenen Sohne nicht dessen Erbtheil herausgeben, der Gläubiger, der einem gewissenlosen Schuldner nicht den Schuldschein zurückstellen, der Vater oder Gatte, der seine Tochter oder Gattin nicht den lasterhaften Umarmungen eines Wollüstlings überlassen wollte, waren keinen Tag und keine Stunde ihres Lebens mehr sicher. Sittsame Jungfrauen und ehrbare verheurathete Frauen wurden von diesen blauen Kanibalen unter den Augen ihrer Väter, Mütter oder Gatten öffentlich geschändet. Um sich den Gefahren einer Stadt zu entziehen, wo Ruchlosigkeit und noch nie erhörte Gewaltthätigkeit zügellos herrschten, hatte ein angesehener Einwohner von Constantinopel sich mit seiner Familie jenseits des Bosphorus nach Chalcedon begeben. Als er eines Tages mit seiner jungen und schönen Gattin an dem Ufer der Meerenge spazieren ging, landete auf einmal eine Barke; ein Haufen blauer Banditen stieg aus, überfiel das harmlose Paar, riß die erschrockene Gattin von der Seite ihres Gatten, drohete diesem mit gezückten Dolchen, ihn auf der Stelle zu ermorden, wenn er nur den mindesten Laut von sich geben würde, und schleppte die jammernde Frau nach der Barke; aber kaum war diese vom Lande gestoßen, als das edle junge Weib, den Tod einem schmachvollen Leben vorziehend, sich im Angesichte ihres am Ufer mit der Verzweiflung ringenden Mannes in die Wellen stürzte. Der Unglückliche, welchem die Satelliten des Satans das, was seinem Herzen am theuersten war, geraubt hatten, ward wahnsinnig und starb bald darauf aus Gram.*)

*) Man konnte in der Darstellung aller dieser Greuelthaten mit aller Zuversicht dem Zeugniß des Procopius folgen,

10. Theils aus Besorgniß, in die Ungnade des Thronerben zu fallen, theils auch aus Furcht vor der, nun wirklich schon zu einer Macht angewachsenen Parthei der Blauen, hatte keine der obrigkeitlichen Personen bis jetzt sich erkühnet, dem Kaiser und dessen Neffen den bejammernswerthen Zustand der Hauptstadt zu entdecken. Das Uebermaß des Frevels weckte endlich den Muth einiger rechtschaffenen Männer aus der Umgebung des Kaisers. Justin und Justinianus erfuhren nun, was sie längst schon hätten wissen sollen. Beide erschraken, als sie alle diese Greuel hörten. Der Kaiser befahl, die strengsten Maßregeln gegen die Wuth jener höllischen Faktion zu ergreifen. Den Obrigkeiten der Stadt ward eine militärische Macht beigegeben; die Räuber und Mörder wurden bis in ihre verborgenen Höhlen und geheimsten Schlupfwinkel verfolgt, alle Verbrecher, ohne Rücksicht auf ihre Geburt oder ihren Stand, mit dem Tode bestraft, selbst die Spiele des Hyppodroms, sowohl in Constantinopel, wie in den andern Städten des Reiches*), beinahe auf ein ganzes Jahr verboten und auf diese Art endlich Sicherheit, Ruhe und Ordnung in der Hauptstadt und den übrigen großen Städten des Orients wieder hergestellt.

11. Als Justinian nach seines Oheims Tod die

indem dessen öffentliche Geschichte hierin mit der geheimen vollkommen übereinstimmt. Uebrigens hat zu unserm Gemälde auch Evagrius uns einige Züge geliefert. —

*) Die Wuth und Thorheit der Hauptstadt in Betreff der Spiele der Rennbahn hatten sich längst schon auch den Provinzen mitgetheilt, und in den großen Städten, als Alexandrien, Antiochien rc. eben so blutige und eben so scandalöse Auftritte wie in Constantinopel veranlaßt.

Alleinherrschaft übernahm, verkündigte zwar ein Edikt des Kaisers den festen Entschluß, ohne Rücksicht auf Parthei oder Farbe, die Unschuld zu schützen und das Verbrechen zu bestrafen. Aber leider war bei Justinian die Macht des Vorurtheils stärker als sein guter Wille, und die in ihm zur andern Natur gewordene Vorliebe zu den Blauen senkte gewöhnlich die Wagschale seiner Gerechtigkeit zu Gunsten der blauen Parthei. Dieser Vorliebe des Kaisers zu den Blauen schien Theodoren's Neigung zu den Grünen das Gegengewicht zu halten; aber im Ganzen genommen, war wenig oder gar nichts dabei gewonnen. Der Uebermuth beider Partheien, stolz auf den Schutz des einen oder andern Theils des kaiserlichen Paars, hielt nun vollkommen gleichen Schritt; die Verbrechen wie die Zahl der Verbrecher wurden nicht vermindert, wohl aber ward, weil die Obrigkeiten bald dem Kaiser, bald der Kaiserin zu mißfallen befürchteten, der Arm der strafenden Gerechtigkeit nur gar zu oft gelähmt. Ueberhaupt war ungleich größere Gefahr dabei, Theodoren in der von ihr begünstigten Parthei zu beleidigen, als das Mißfallen des Kaisers zu erregen. Ein Comes des Orients, welcher, nach der Meinung der Kaiserin, blos um dem Justinian zu gefallen, einige Grüne zu hart hatte züchtigen lassen, ward gleich einem gemeinen Verbrecher öffentlich gestäupt; und ein Präfekt von Cilicien, welcher zwei grüne Banditen, wegen eines an seinem Diener begangenen Mordes, hatte hinrichten lassen, ward, ebenfalls auf Theodoren's Befehl, über dem Grabe der hingerichteten Banditen aufgehenkt. — So stand es jetzt mit den beiden Faktionen des Cirkus. War es ihnen auch nicht mehr gegönnt, Constantinopel in eine Mordgrube und Räuberhöhle zu verwandeln, so war doch der freche, verwegene, für jeden Frevel empfängliche Geist noch lange nicht,

wie er hätte seyn sollen, gefesselt; und bereit, bei jeder und der geringsten Veranlassung loszuschlagen, waren Blauen und Grünen; besonders in kritischen Momenten allgemeiner Unzufriedenheit, furchtbare Werkzeuge, mit welchen ein kühner und unternehmender Kopf die Regierung erschüttern und Schrecken und Verwirrung über Stadt und Pallast verbreiten konnte.

12. Durch öffentliche Belustigungen, mithin auch durch Spiele der Rennbahn, feierte jetzt wie gewöhnlich Justinian den Jahrstag seines ersten, als Kaiser angetretenen Consulats. Aber gerade um diese Zeit glaubte auch wieder die Parthei der Grünen von jener der Blauen durch des Kaisers Partheilichkeit vieles erdulden zu müssen. Das Rennen hatte also kaum begonnen, als dasselbe auch durch ein immerwährendes Geschrei der unterdrückten Faktion beinahe unaufhörlich gestört ward. Lange wußte Justinian seinen Unwillen zu unterdrücken. Erst bei dem zwanzigsten Wagenrennen übermannte ihn seine Ungeduld. In wenigen, aber harten Worten befahl er den Grünen zu schweigen. Diese glaubten auf die unverdienten Beschuldigungen antworten zu müssen, und nun begann ein höchst seltsamer, von Theophanes größtentheils wörtlich uns aufbehaltener Dialog zwischen dem Kaiser und einem Theile seiner im Cirkus versammelten Unterthanen. Anfänglich hörte man von Seiten der Grünen nur flehende Stimmen, nur Bitte um Abhülfe gerechter Beschwerden, nur Klagen gegen die Beamten, namentlich gegen Calepodius, Obersten der Leibwache. „An uns, Augustus!" riefen die Grünen, „haftet keine Schuld" — „Ungerecht werden wir überall verfolgt; kaum daß wir uns noch auf öffentlicher Straße dürfen sehen lassen" — „Callepodius

ist es, der uns plaget, und verfolget" — „Für unsern Namen und unsere Farbe gibt es keine Gerechtigkeit mehr" — — „Sollen wir alle ermordet werden, so gib Befehle, daß man uns tödte, laß wenigstens auf deinen Befehl uns sterben" — — Aber immer härter und zurückstoßender wurden die kurzen Antworten des Kaisers: „Schweiget Ihr Juden, Samariter und Manichäer" — „Hört auf zu schmähen, Ihr frechen Lästerer; Calepodius hat keinen Antheil an der Verwaltung" — „Ihr Verbrecher, Ihr des Galgens werthe Uebelthäter, Eure Köpfe sind jetzt in Gefahr." — Da die Grünen auch nicht ein einziges Wort des Trostes aus dem Munde des Kaisers hörten; so verwandelte sich nun auch ihr bisheriges Bitten in Schmähreden: „Wäre doch Sabatius nie auf die Welt gekommen; so würden wir jetzt nicht durch dessen ungerechten Sohn unterdrückt, schuldlos verfolgt und getödtet." — Zornig rief Justinianus ihnen zu: „Ist Euch denn Euer Leben nichts mehr werth?" Aber bei denen auf das Höchste aufgebrachten Grünen war jetzt alle Ehrfurcht vor der Majestät des Purpurs verschwunden; sie nannten den Kaiser einen Esel, einen Tyrannen, einen Räuber und Mörder. — Wüthend erhoben sich nun auch die Blauen von ihren Sitzen. Das vermischte Geschrei beider Faktionen erfüllte den Cirkus. Aber die Grünen, einen bevorstehenden Kampf voraussehend, wagten es nicht, mit ihren Gegnern, die jetzt, gar noch unterstützt durch den der grünen Parthei zürnenden Kaiser, ihnen ohnehin an der Zahl weit überlegen waren, sich in ein Handgemeng einzulassen. Unter schrecklichem Lärmen und Tumult flohen sie alle aus dem Cirkus; ein Theil der Blauen folgte ihnen nach und ein furchtbares Gebrüll beider Partheien erscholl in der ganzen, dem Hypodrom anstoßenden Gegend. Der Kaiser und der größte

Theil der Blauen waren jedoch in dem Cirkus geblieben.

Durch einen höchst unglücklichen Zufall waren gerade um die nämliche Stunde sieben überführte und von dem Präfekt zum Tode verurtheilte Mörder von beiden Farben auf den gewöhnlichen Richtplatz in der Vorstadt Pära gebracht worden. Vier davon wurden auf der Stelle enthauptet; die drei übrigen sollten durch den Strang hingerichtet werden. Schon war einer davon aufgehenkt, aber bei dem beiden andern rissen zweimal die Stricke. Das zahlreich umherstehende Volk betrachtete das zweimalige Zerreißen der Stricke als einen Beweis, daß der Himmel die Unglücklichen gerettet wissen wolle. Es nahm daher die beiden Missethäter in seinen Schutz und bestand darauf, daß mit der Hinrichtung so lange müsse eingehalten werden, bis man die fernere Entschließung des Kaisers darüber eingeholet hätte. Da der eine der beiden zum Strange Verurtheilten der **blauen**, der andere der **grünen** Faktion angehörte; so schlossen nun beide Partheien gleisam unter dem Galgen einen Waffenstillstand zur gemeinschaftlichen Rettung ihrer beiderseitigen Söhne. Ein zahlreicher Schwarm von Blauen und Grünen machte sich nun auf den Weg nach dem Palaste, um bei dem Kaiser Gnade und Verzeihung für die beiden Verbrecher zu erflehen. Aber Justinian zog sich in die innern Gemächer seines Palastes zurück und gab ihnen auf all ihr Bitten gar keine Antwort.

14. Während dieses geschah, kamen Mönche aus einem in der Nähe liegenden Kloster herbei, bemächtigten sich der beiden armen Sünder und brachten sie in einer Barke glücklich nach der jenseits des Bosphorus gelegenen Kirche des h. Laurentius, einem

selbst für die größten Verbrecher sichern, unverletzbaren Zufluchtsort. Sobald der Präfekt von Constantinopel dieses erfuhr, sandte er Soldaten ab, welche die Laurentius-Kirche umringten und alle Aus- und Eingänge derselben besetzten.

15. Aeußerst erbittert über die gegen ihr Vermuthen bei Justinian gefundene schlechte Aufnahme, vereinten sich nun beide Partheien in Schmähreden gegen den Kaiser. Die Grünen bezeichneten ihn unter den schmachvollsten Benennungen als einen erklärten, ihre Parthei ungerecht verfolgenden Tyrannen; die Blauen schmähten Justinian als einen höchst unzuverlässigen, zweideutigen Beschützer, als einen hin- und herschwankenden, sie oft ihren Feinden preisgebenden falschen Patron. Der Verein beider Faktionen war nun vollkommen, der Friede zwischen ihnen, wenigstens wie es das Ansehen hatte, auf immer geschlossen. Sie kamen überein, sich sogleich nach dem Palaste des Präfekten zu begeben, um die Befreiung ihrer beiden in der Laurentiuskirche eingesperrten Kameraden entweder zu erbitten, oder auch, wenn es nothwendig wäre, zu ertrotzen. Das Losungswort, welches die Aufrührer sich gaben, war Nika (siege), daher in der Geschichte auch der ganze Aufruhr der Nika-Aufruhr genannt wird.

16. Indessen stand eine bedeutende Militärmacht zur Verfügung des Präfekts schon in Bereitschaft. Als dieser die herannahenden Volkshaufen sah, gab er den Soldaten Befehl, dieselben mit Gewalt, jedoch, wenn es möglich wäre, ohne Blutvergießen aus einander zu treiben. Es entstand nun ein fürchterliches Getümmel; man tobte und schrie und schlug drein mit allen Arten von Waffen, wie nur immer der Zufall sie den Aufrührern in die Hände

geschickt hatte. Unglücklicherweise, obwohl aus frommer Absicht, sprangen einige Priester mit heiligen Reliquien in ihren Händen zwischen die Kämpfenden; aber einige Heruler, welche sich unter den Truppen befanden, stießen im Gedränge die Priester sammt den Reliquien zu Boden. Diese Entweihung setzte den Pöbel in Wuth. Die Militärmacht ward überwältigt, was sich nicht durch die Flucht rettete, in Stücken zerrissen, der Palast des Präfekts erstürmt, dessen Dienerschaft ermordet, was kostbar war, geraubt, alles Uebrige zertrümmert und endlich das ganze Gebäude in Brand gesteckt. Da der Gewalt des Feuers Niemand Einhalt that; so verbreitete es sich mit ungemeiner Heftigkeit über alle in der Nähe liegende Häuser, Paläste und Kirchen, und in weniger als zwei Stunden stand ein ganzes Viertel von Constantinopel in Flammen.

17. Nach diesem Siege wälzten sich zahlreiche Haufen von Aufrührern nach den öffentlichen Gefängnissen, sprengten sie auf und gaben allen Verbrechern ohne Unterschied die Freiheit, größtentheils Menschen, deren Existenz allein schon die Sicherheit ihrer Mitmenschen bedrohet. Von ihrer erlangten Freiheit machten sie nun auch sogleich den Gebrauch, den man davon erwarten konnte; sie raubten und plünderten, mordeten mitunter und steckten noch mehrere Häuser in Brand, nur um desto sicherer rauben und plündern zu können. Die ganze Stadt gerieth in Bewegung, der Aufruhr ward jetzt allgemein; und die einbrechende Nacht erhöhete und vermehrte nur noch die Schrecken solcher schauervollen Auftritte. Alle stillen, friedliebenden Bürger, ihre Häuser und ihre Habe dem Zufalle überlassend, flohen von allen Seiten nach dem Bosphorus, um jenseits der Meerenge einen

Ort der Zuflucht und Sicherheit zu finden. Aber der Fliehenden gab es im Ganzen genommen nur wenige; und, wie von einem und demselben Geiste des Schwindels und der Empörung ergriffen, nahm Constantinopels ganze ungeheuere Bevölkerung und selbst auch die Weiber an dem Aufruhr nun Antheil. — Die schwache Besatzung, so wie Justinian's Haustruppen, nebst etlichen Senatoren und noch einigen andern Großen am Hofe, hatten sich zum Schutze des Kaisers in den Palast zurückgezogen. Ganz Constantinopel gehörte also jetzt den Aufrührern, und unter dem Geprassel der Flammen, dem Getöse der einstürzenden Häuser, Paläste und Kirchen, und unter dem fürchterlichen Gebrülle zahlloser, wilder Volkshaufen erscholl nun unaufhörlich die furchtbare Losung Nika in allen Theilen der Stadt und selbst in der Nähe des kaiserlichen Palastes.

18. Schon drei Tage und drei Nächte hatten alle die Greuel gedauert, welchen gewöhnlich eine wilde, leidenschaftlich entflammte, völlig entzügelte Volksmasse sich bei solchen Gelegenheiten zu überlassen pflegt. Aber weder von der blauen noch grünen Parthei war mehr die Rede. Einem ungleich höheren Interesse gab jetzt das Spiel aller Partheien sich hin; und gleich einem elektrischen Schlage hatte der Gedanke, die gegenwärtige elende Regierung zu stürzen, ohne Unterschied des Ranges, ja selbst des Geschlechtes, alle Einwohner von Constantinopel ergriffen. Man hörte nichts als Verwünschungeu gegen Sabatius Sohn und dessen schlechte Verwaltung, nichts als Flüche auf die Häupter seiner, das Reich zu Grunde richtender Minister. Alle, auf welchen der Verdacht schwebte, daß sie dem Hofe oder einem der Günstlinge ergeben

waren, wurden ermordet, ihre Häuser oder Paläste dem Erdboden gleich gemacht, und ihre Leichen an einem Haken durch die Straßen geschleift und in das Meer geworfen.

19. Am vierten Tage, als schon von einem Theile der Stadt nichts als nur noch rauchende Trümmer mehr übrig waren, hatten endlich der Unterfeldherr Constantiolus und der Patricier Basilides, Lieutenant des Hermogenes, den Muth, den Palast zu verlassen und unter das empörte Volk zu treten. „Im Namen des Kaisers," riefen sie den Aufrührern zu, „fragen wir Euch: welches sind Eure Beschwerden; was verlangt Ihr von dem Kaiser?" — Wie mit einer Zunge antworteten tausend und abermal tausend Stimmen: „Wir verlangen eine gerechte Regierung; wir verlangen die Auslieferung des Johannes von Capadocien, des Trebonians, Callepodius und Eudemon." — Um das Volk zu besänftigen, jedoch ohne der Wuth desselben seine Günstlinge preiszugeben, entsetzte Justinian die dem Volke verhaßten Minister sogleich ihrer Aemter und übergab diese dem Phocas und Basilides, Männern von bekannter Redlichkeit und ungeheuchelter Tugend, am Hofe geehrt und beliebt bei dem Volke.

20. Justinian hoffte, daß die Bereitwilligkeit, mit welcher er sich den Wünschen der Aufrührer gefügt hatte, nun in allen Gemüthern eine ihm günstige Wirkung erzeugen würde; aber er betrog sich, denn gerade durch diese Nachgiebigkeit hatte er selbst das Geheimniß seiner Schwäche, seines Kleinmuths und seiner Hülfslosigkeit seinen Gegnern entdeckt; und zu dem Hasse gegen ihn gesellten sich bei dem Volke nun auch noch Spott und Verachtung. Der Kaiser, der von Allem diesem nichts ahndete, beschloß jetzt einen

Versuch zu machen, selbst mit dem Volke zu sprechen und durch die Verzeihung, welche er ihm anbieten wollte, die Gemüther vollends zu besänftigen. Von einigen Senatoren, Officieren und Soldaten begleitet, und das heilige Evangeliumbuch in der Hand, begab sich also Justinian aus seinem Palaste auf den Weg nach dem Cirkus. Kaum war der Kaiser auf der Straße erschienen, als eine unermeßliche Menge Volkes ihn umgab. Justinian erhob seine Stimme: „auf dieses heilige Evangeliumbuch," sagte er, „das Ihr jetzt in meinen Händen sehet, schwöre ich, daß ich Euch alle Beleidigungen gegen mich verzeihe, und daß, wenn Ihr Euch zur Ruhe begebet und zu Euern Pflichten zurückkehrt, über alles Vorgefallene nicht die mindeste Untersuchung soll angestellt werden. Nicht Ihr seyd die Schuldigen; sondern ich ganz allein zog mir durch meine Sünden diese Strafe von Gott zu, weil ich Euern gerechten Beschwerden mein Ohr so lange verschlossen hielt" — — Justinian wollte weiter sprechen; aber tumultuarisches Geschrei unterbrach seine Rede. Der Pöbel ergoß sich in einen Strom von Schmähreden gegen ihn und seine Regierung. Einige der Verwegensten gingen noch weiter; ihre drohenden Gebärden und Bewegungen ließen für den Kaiser selbst das Aeußerste befürchten. Justinian verlor den Muth, zog sich schnell zurück und suchte in eilendem Schritte seinen Palast, der jetzt einer Burg ähnlich sah, wieder zu gewinnen. Nun begab sich das Volk nach der Wohnung des Proclus, eines Neffen des Anastasius; seine Absicht war, diesen zum Kaiser auszurufen. Aber Proclus war gleich am ersten Tage nach Chalcedon geflohen. Da die Aufrührer ihn nicht fanden, steckten sie seinen Palast in Brand.

21. So sehr bei dem Volke Anastasius Andenken

[illegible] war; so sehr war dessen Familie bei dem [illegible] beliebt. Zwei andere Neffen dieses Kaisers, Pompejus und Hypatius, der Liebe des Volkes sich bewußt, aber eben daher befürchtend, daß diese Volksgunst einem von Ihnen das gefährliche Geschenk einer Krone aufdringen möchte, waren gleich im Anfange des Aufruhrs in den Palast zu dem Kaiser geeilet, hatten den Justinian auf das neue ihrer unwandelbaren Treue versichert und in der gegenwärtigen, gefahrvollen Lage ihre Dienste ihm angeboten. Aber Furcht ist die Mutter des Argwohns. Unter den jetzigen, größtentheils zitternden Bewohnern des Palastes regte sich plötzlich der schwarze Verdacht, als wären Anastasius beide Neffen die geheimen Urheber des Aufruhrs; man flüsterte sich sogar in das Ohr, sie hätten Geld und Waffen unter den Pöbel vertheilen lassen und ihre Gegenwart in der Nähe des Kaisers habe keinen andern Zweck, als dessen Entschließungen zu erspähen, oder gar den günstigen Augenblick zu erlauern, durch Meuchelmord sich ihres Herrn zu entledigen. Justinian, der, sobald etwas seine, ihm selbst über alles werthe Person betraf, stets mehr seine Feigheit als Klugheit zu Rathe zog, befahl dem Hypatius und Pompejus, sogleich den Palast zu verlassen. Die beiden edeln Römer suchten den Kaiser auf die Gefahr aufmerksam zu machen, welche sowohl für ihn als für sie selbst mit der Befolgung dieses Befehles verbunden wäre. Sie hätten sich, sagten sie, in den Palast begeben, um alle Gefahren mit ihrem Monarchen zu theilen, ja selbst ihr Leben seiner Erhaltung zum Opfer zu bringen; würden sie aber jetzt in die Stadt zurückkehren, so stünde zu befürchten, daß der wüthende Pöbel sich ihrer, auch gegen ihren Willen, als Werkzeuge seines Hochverraths bedienen möchte. — Diese Freimüthigkeit, welche dem Kaiser ein Unterpfand der Treue die-

ser beiden würdigen jungen Männer hätte seyn sollen, vermehrte nur dessen Zorn und ungerechten Verdacht. Justinian bestand darauf, daß sie beide auf der Stelle dem gegebenen Befehle sich fügen sollten.

22. Belisarius hatte indessen einige, in der Nähe von Constantinopel liegende Truppen in Eile zusammengezogen. Officiere und Soldaten hatten unter ihm in den Feldzügen gegen Persien gedient, und mit Verehrung und Liebe hingen sie noch an ihrem ehemaligen Feldherrn. Eben so hatte Justinian's glücklicher Stern wenige Tage vor dem Ausbruche des Aufruhrs den braven Gothen Mondon mit einer ihm ganz ergebenen Schaar von Herulern nach Constantinopel geführt. Mit ihren Truppen befanden sich jetzt beide in dem Palaste, und waren unstreitig die einzigen, auf deren Treue, unter jedem Wechsel des Glückes, Justinian mit Sicherheit zählen konnte; der größte Theil der übrigen flößte ihm nur zu gegründetes Mißtrauen ein; denn selbst seine Haustruppen fingen an zu wanken, zeigten bösen Willen und schienen, um sich gegen ihren Herrn zu erklären, nur die Erscheinung eines Usurpators noch abwarten zu wollen.

23. In Gegenwart des Belisarius und Mondon ward in der Nacht von dem Samstag auf den Sonntag — es war der 18. Jänner — ein geheimer Staatsrath gehalten. Der Kaiser hatte den Entschluß gefaßt, den ihm ergebenen Gothen mit zweitausend Mann zur Vertheidigung der Burg zurückzulassen, sich selbst aber mit seiner Familie und einigen Getreuen nach Heraclea zu flüchten. Der byzantinische Palast hatte eine freie Communication mit der See; an der Gartentreppe lagen einige Schiffe, und dahin hatte man schon den größten Theil der kaiser-

lichen Schicksal gebracht." Alle Mitglieder des Staatsrathes billigten den Entschluß des Kaisers; und Justinian wäre unwiederbringlich verloren gewesen, hätten nicht Theodoren's Muth und Entschlossenheit ihm jetzt Thron und Leben gerettet. „Cäsar," sagte sie in Gegenwart der ganzen Versammlung zu ihrem Gemahl, „willst Du fliehen; so steht die See Dir offen. „Du hast Schätze, und Schiffe liegen bereit, auf den „ersten Wink die Anker zu lichten; aber wisse, daß „ein ehrenvoller Tod einem schmachvollen Leben weit „vorzuziehen ist. Ich wenigstens mag auch nicht „einen Tag ohne diesen Purpur leben, mit welchem „die Vorsehung mich geschmückt hat. Bleiben werde „ich also und nicht fliehen; denn ich bin gewiß, auch „bei dem widrigsten Geschicke, wenigstens unter den „Trümmern meines Thrones ein glorreiches Grab zu „finden." — Der Muth eines Weibes entflammte den Muth der Männer. Jeder Gedanke an Flucht ward verworfen, und Belisarius und Mondon schwuren, entweder zu den Füßen des Kaisers zu sterben, oder die Aufrührer zu besiegen.

24. Indessen hatte gleich am Morgen des folgenden Tages sich in der ganzen Stadt die Nachricht verbreitet, Hypatius und Pompejus seyen mit Schmach aus dem Palaste entlassen worden; Justinian und Theodora aber hätten sich eingeschifft und durch schmähliche Flucht selbst auf die Herrschaft verzichtet. Durch diese theils wahre, theils falsche Nachricht, kam die ganze Stadt auf das neue wieder in die heftigste Bewegung. Alles Volk wogte und drängte sich nach dem Palaste seiner Lieblinge. Aber jetzt waren es nicht bloße Pöbelhaufen, welche sich vor der Wohnung des Hypatius und Pompejus versammelten. Eine Menge der angesehensten Einwohner, selbst viele Senatoren und Männer aus den edelsten Ge-

schlechtern umgaben die beiden Brüder, und baten den Hypatius, den von Justinian verlassenen Thron zu besteigen. Hypatius junge, eben so geistvolle als schöne Gemahlin hielt ihren Gatten mit ihren Armen umklammert; flehete unter Thränen zu den Unterscheiden, daß man ihn doch, ihn, der zum Throne nicht geboren wäre, seinem bisherigen Privatstande ruhig überlassen möge. Aber das Bitten der flehenden Frau ward nicht gehört. In seinem wilden Enthusiasmus entriß das Volk den Hypatius den Armen seiner Gattin und führte ihn unter Siegesgeschrei und frohem Zuruf nach dem Cirkus. Einige Minuten sah die Verlassene dem Zuge nach und rief dann jammernd aus: „jetzt führt man meinen Gemahl zum Tode.“ — Auf dem Platz des großen Constantin's angekommen, mußte Hypatius die Stufen der Bildsäule besteigen; hier ward er auf einem Schilde emporgehoben und von der zahllosen, um ihn her wogenden Menge als Augustus begrüßt. Aus Mangel eines Diadems ward ihm ein goldenes, mit edeln Steinen geschmücktes Halsband um die Stirne gewunden. Der neue Augustus begehrte nach dem Cirkus geführt zu werden, und diesem Begehren, so widersinnig es war, ward auf der Stelle Folge geleistet.

25. Hypatius, dem man Gewalt angethan, und der nur wider seinen Willen der Zudringlichkeit des Volkes nachgegeben hatte, sandte jetzt den Ephremius, einen seiner Vertrauten, an den Justinian und ließ ihm sagen, es sey ihm gelungen, den größten Theil der Aufrührer, gerade des Kaisers ärgste Feinde, in dem Cirkus einzuschließen. Justinian möge nur in aller Stille seine Truppen nach dem Hippodrom schicken, der Sieg über den, in einem von hohen Mauern umgebenen, engen Raume ein-

geschlossenen Feind, werde ihnen nicht schwer werden. — Ganz nahe bei dem Palaste begegnete Hypatius Vertrauter, dem Thomas, Justinian's Leibarzt; diesem entdeckte er den Zweck seiner Sendung; Thomas sagte ihm, er möchte sich nur alle weitere Mühe ersparen, denn Justinian und Theodora wären schon nach Heraclea abgereiset. Voll Freude über diese ganz unvermuthete Nachricht eilte Ephremius zu Hypatius zurück. „Herr!" sagte er zu ihm, „nun sehe ich, daß der Himmel Dir die Herrschaft bestimmt hat; Justinian und seine Gemahlin haben die Flucht ergriffen, und Constantinopel und den Palast, und mit diesen das Reich Dir überlassen." — Auch bei Hypatius erregte diese unerwartete Botschaft eine freudige Bestürzung. Das Diadem schien ihm nun schon nicht mehr so drückend, und der Thron hatte für ihn jetzt ungleich größere Reize, als er noch vor wenigen Stunden gehabt hatte.

26. Mehrere Senatoren waren der Meinung, daß man das Volk unverzüglich gegen den Palast führen und durch Sturm sich desselben bemächtigen müsse; die durch die Flucht des Kaisers entmutheten Truppen würden nur schwachen, vielleicht auch gar keinen Widerstand leisten. Aber Origenes, einer der Vornehmsten aus dem Senat, widersetzte sich diesem Vorschlag. Es sey zu gewagt, behauptete er, mit einer zwar zahlreichen Volksmasse, die jedoch keine andere Waffen als blos ihren Muth und ihre Kühnheit hätte, eine Burg angreifen zu wollen, die von zwei erfahrenen Feldherren und einigen tausenden versuchter und gut disciplinirter Krieger vertheidiget würde. Vor allem müsse man sich zuerst einiger Arsenäle bemächtigen, das Volk gehörig bewaffnen, es in mehrere Haufen sondern und diesen taugliche Führer vorsetzen, um den Angriff der Burg mit desto

mehr Ordnung und Uebereinstimmung in den Bewegungen leiten zu können. Zudem, setzte Origenes hinzu, sey die Nachricht von der Abreise des Kaisers viel zu voreilig; noch wäre derselbe nicht abgereiset, stehe aber im Begriffe, sich einzuschiffen, und er halte es für sehr wahrscheinlich, daß in einigen Stunden Furcht und Schrecken Justinian und Theodora zu einem Schritte bewegen würden, welcher dann von selbst allem fernern Blutvergießen Einhalt thun müßte.

27. Während man noch deliberirte, kamen zwei hundert Jünglinge, welche so eben das Arsenal des Constantius geplündert hatten, wohl bewaffnet und geharnischt an, stellten sich um den Thron und bildeten eine Art von Leibwache für den neuen Augustus. Aber so erfreulich diese Erscheinung war, so unangenehm ward die Berathung durch ein sich auf einmal erhebendes, wildes Geschrei unterbrochen. Eine Menge Stimmen riefen: „Lange lebe Kaiser Justinian!“ — Es waren dieß die Blauen, welche der Verschnittene, Narses, am Morgen eben dieses Tages durch geheime, an sie abgeschickte und mit vielem Gelde versehene Emissäre für den Kaiser Justinian wieder gewonnen hatte. Oefters wiederholten sie jetzt jenen Ruf; aber eben so oft erwiederten die Grünen: „es lebe Kaiser Hypatius!“ — Mit jedem Augenblicke stieg die gegenseitige Erbitterung, der alte Groll erwachte auf das neue, und ein Kampf auf Leben und Tod schien zwischen beiden, mit unversöhnlichem Hasse sich verfolgenden Faktionen abermals unvermeidlich. Aber hiezu gebrach es ihnen jetzt an Zeit. An der Spitze gewaffneter Schaaren drang Belisarius plötzlich durch eines der Thore des Circus herein, durch ein anderes Mundon mit einer Schaar seiner wilden Heruler, durch ein drittes und viertes

endlich auch noch der tapfere Constantiolus und der treue Basilides. Ohne einen Unterschied zwischen Blauen und Grünen zu machen, fielen die durch die Reden ihrer Feldherren entflammten Soldaten mit Wurfspießen und Schwertern die ungeordnete, theils gar nicht, theils nur schlecht bewaffnete Menge an. Der plötzliche Ueberfall verbreitete Schrecken und noch größere Verwirrung; Niemand dachte mehr, Widerstand zu leisten; alles floh, alles drängte und wälzte sich gegen die Thore; aber diese, viel zu enge, als daß so viele Tausende von Fliehenden sich auf einmal durch dieselben hätten retten können, ließen den Soldaten nun volle Zeit, ihr blutiges Tagwerk zu beginnen. Ein grausenvolles Niedermetzeln, beispiellos und unerhört, nahm jetzt seinen Anfang; furchtbar wütheten rechts und links das Schwert der Römer, Gothen und Heruler; ganze Ströme von Blut flossen nach allen Richtungen durch die Rennbahn und Evagrius erzählt, daß gegen vierzigtausend Menschen an diesem verhängnißvollen Tage in dem Circus wären erschlagen worden. Hypatius, durch diesen schrecklichen Anblick an allen Gliedern gelähmt, stand besinnungslos und unbeweglich, gleich einer Bildsäule, auf dem Throne und blieb da stehen, bis Boraides und Justus, zwei Neffen des Justinian's, hinaufsprangen und ihn auf den Boden herabschleuderten. Er und sein Bruder wurden sogleich in den Palast gebracht. Sie warfen sich zu den Füßen des Kaisers und wollten nun das Verdienst geltend machen, die Aufrührer in den Circus eingeschlossen und so der Rache ihres beleidigten Monarchen überliefert zu haben. Aber der Kaiser unterbrach sie mit der sonderbaren Frage, warum, wenn ihr Ansehen über das Volk so groß gewesen wäre, sie den Aufrührern nicht befohlen hätten, ruhig zu seyn und zu ihrer Pflicht

zurückzukehren. Justinian ließ beide Brüder in eines der Gefängnisse des Palastes abführen.

28. Pompejus bejammerte sein unglückliches Geschick; aber Hypatius richtete seine Blicke gen Himmel und fühlte sich stark in dem Bewußtseyn seiner Unschuld. Die Liebe des Volkes zu uns, sagte er zu seinem Bruder, ist unser einziges Verbrechen; aber für denjenigen, der ein schuldloses und unbeflecktes Leben geführt hat, ist der Tod kein Uebel. Beide Brüder wurden in der folgenden Nacht in dem Gefängniß erdrosselt und ihre Leichen in das Meer geworfen; jene des Hypatius spühlten die Wellen nach ein paar Tagen an das Ufer. Justinian verordnete gemeines Begräbniß an dem für hingerichtete Verbrecher bestimmten Begräbnißplatz. Einige Zeit nachher erlaubte er jedoch der Familie, das Grab wieder zu öffnen, und die Ueberreste des unglücklichen Hypatius in eine der Kirchen von Constantinopel zu begraben.

29. Eine öde Stille herrschte am andern Tage — es war der eilfte des Aufruhrs — in der ganzen ungeheuern Stadt. Das Volk glich einem Fieberkranken, der in einem Anfalle von delirirender Wuth alles um sich her entweihet und zertrümmert hatte, und nun, aus der Betäubung erwacht, mit Schrecken das Werk seiner Zerstörung betrachtet. Beinahe die Hälfte von Constantinopel war Schutt und Asche. Die Leichen vieler tausend Erschlagenen lagen, gleich Hügeln, auf dem Circus und in den in Schutthaufen verwandelten Straßen. Eine Menge der herrlichsten Gebäude, Kirchen und Paläste waren verschwunden; nur trauernde Ruinen zeugten noch von ihrer ehemaligen Pracht. Der in seiner Art einzige, von Constantin dem Großen erbauete und der Weisheit

der Ewigen Weisheit geweihte Tempel *), der chalceische Palast, das Augusteon, der Palast des Senats, das Prätorium, alle Archive der Stadt, die schönen und geräumigen Bäder des Xeusippus, viele der herrlichsten Säulengänge, besonders jener, welcher von dem chalceischen Palast auf das Forum Constantins des Großen führte, viele Kirchen mit allen dazu gehörenden Nebengebäuden, eine zahllose Menge Privatwohnungen, größtentheils Paläste der Großen und Reichen, und endlich, was das bejammernswertheste war, mehrere Hospitäler sammt allen darin befindlichen Kranken, waren ein Raub der Flammen und Zerstörungswuth wilder Barbaren geworden. Tief gerührt ward Justinian bei dem Anblicke der weiten, grauenvollen Brandstätte. Was vielleicht einigermaßen seinen Schmerz linderte, war der Gedanke, nun eine, wenn auch traurige Gelegenheit gefunden zu haben, seine Baulust auf eine, den Dank seiner Zeitgenossen wie der Nachwelt verdienende Weise befriedigen zu können. Ohne zu zögern, legte er Hand an das Werk; auf seinen Befehl sollten in wenigen Jahren alle Spuren der Zerstörung verschwinden, und auf dem Schutte der niedergebrann-

*) Weisheit heißt im Griechischen sophia (σοφια) daher die Benennung Sophien-Kirche. Im Jahre 325 ward sie von Constantin dem Großen im zwanzigsten Jahre seiner Regierung erbauet, und von dessen Sohne Constantius, ungefähr dreizehn Jahre nachher, ihres allzugeringen Umfanges wegen, um vieles erweitert. Schon unter der Regierung des Arcadius, und zwar bei Gelegenheit der schändlichen und ungerechten Verbannung des h. Chrysostomus, brannte die Sophien-Kirche, vom Blitze getroffen, beinahe völlig ab und ward erst von Theodosius II., dem Sohne und Nachfolger des Arcadius im Jahre 415 wieder von neuem aufgebaut.

der Sophienkirche gefällt Justinian dem Salomo, Ihm einen, wo möglich noch herrlichern Tempel zu errichten.

30. Nur Schade, daß die Art, wie man die zur Ausführung dieser kostbaren Bauentwürfe erforderlichen ungeheuern Summen herbeischaffte, das Dankgefühl der Unterthanen um vieles herabstimmen mußte. Alle Besoldungen wurden vermindert, auch oft nur langsam und unrichtig bezahlt; alle Gnadengehalte wurden eingezogen, selbst dem Heere ward der Sold verkürzt, und die jährlichen Geschenke und Gratificationen hörten gänzlich bei demselben auf. Nebst diesem wurden freiwillige Geschenke nicht selten erpreßt, reiche Erbschaften erschlichen, oder ohne allen Rechtstitel, oft unter dem lächerlichsten Vorwande und zum Ruin der rechtmäßigen Erben dem kaiserlichen Fiscus zugesprochen; und endlich, wenn anders Procopius die Wahrheit sagt, ward mitunter auch noch recht wacker gestohlen. Viele Familien, die sonst das Elend nicht kannten, drückte jetzt oft geheime Noth. Ehrwürdige, mit Narben bedeckte Veteranen bettelten auf den Straßen, und durch Einziehung der Pensionen aller Lehrer und Professoreu gerieth der öffentliche Unterricht in der Hauptstadt wie in den Provinzen in die traurigste Stockung, wodurch, wie der so eben erwähnte Geschichtschreiber sehr richtig bemerkt, das ohnehin schon merkbare Fortschreiten zur wissenschaftlichen Barbarei nun nur noch um so mehr beschleuniget ward.

31. Das gerichtliche Verfahren gegen jene, welche eine Hauptrolle in dem Aufruhre gespielt hatten, dauerte weder lange, noch war es von großer Strenge. Die Blauen, wegen ihres schnöden

Undankes gegen ihren großmüthigen Beschützer, befahl Justinian strenger zu strafen, als die von der grünen Faktion; auch wurden die Spiele der Rennbahn auf unbestimmte Zeit, sowohl in der Hauptstadt als in den Provinzen, verboten, und das Hauptthor des Hyppodroms, durch welches viele Tage nach einander die in dem Cirkus haufenweise aufgethürmten Leichen der Erschlagenen hinausgeschafft wurden, war von dieser Zeit an mehrere Jahrhunderte hindurch das Todtenthor genannt.*)

32. Von dem hohen Adel in Constantinopel wurden nur achtzehn Männer von senatorischer und consularischer Würde, und sämmtlich mit dem Titel Illustris geschmückt, theils durch Soldaten heimlich hingerichtet, theils ihrer Güter beraubt und auf Lebenszeit verbannt. Unter den Letztern befand sich ein gewisser Eulogius, welcher, zuerst Steinschneider, nachher Einsiedler geworden war, aber bald darauf einen großen, aus vielem baaren Gelde und einer Menge Kostbarkeiten bestehenden Schatz

*) Wie es scheint blieb die Rennbahn 14 oder 15 Jahre geschlossen; denn erst in dem Jahre 547 erwähnt die Geschichte wieder Spiele des Wagenrennens; aber zugleich auch wieder eines, von den beiden Partheien der Blauen und Grünen erregten, ziemlich blutigen Aufstandes. Seine Vorliebe für die Blauen hing dem Kaiser Justinian sein ganzes Leben hindurch an; selbst als er schon das Greisenalter erreicht hatte, verließ sie ihn noch nicht. Einen auffallenden Beweis davon findet man in dem, von Justinian's Nachfolger, Justinus II., gleich beim Antritt seiner Regierung in Betreff der beiden Faktion erlassenen Edikt: „Ihr Blauen!" heißt es darin, „Justinian ist nicht mehr am Leben. Ihr Grünen! Justinianus lebt noch immer."

in seiner Höhle fand, bei dem reizenden Anblicke des Geldes alle Lust zum Anachoretenleben verlor, daher nach Constantinopel ging und durch seinen Reichthum wie durch seine Gewandtheit sich zur Würde eines Patriciers und Präfektus Prätorio emporschwang. In die unselige Geschichte der letztern Tage des Aufruhrs verwickelt, rettete er sich durch schleunige Flucht; da aber alle seine beweglichen und unbeweglichen Güter eingezogen wurden; so kehrte er nun in seine alte, vor vielen Jahren von ihm bewohnte Anachoreten-Zelle zurück, that strenge Buße und führte bis an das Ende seiner Tage ein für die Welt erbauliches, heiliges Leben. Reichthümer waren die Klippen, an welchen seine frommen Entschlüsse einst scheiterten, und die Güter dieser Erde die Fallstricke, in welchen der Satan ihn gefangen hielt; aber erbarmend zerbrach die Hand der Vorsehung die schmählichen Bande; seine von allem Irdischen entfesselte Seele erhob sich nun freudig wieder auf Schwingen der Andacht zu ihrem Gott, und die tiefe Demuth, welche die tägliche Erinnerung an seine ehemalige Untreue in ihm nothwendig erzeugen mußte, ward die Stufenleiter, an welcher er zu einer Vollkommenheit und Heiligkeit emporstieg, welche er ohne jene Prüfung, obgleich er ihr unterlag, vielleicht nie würde erreicht haben. Diligentibus Deum omnia cooperantur in bonum.

33. Thomas, Justinian's Leibarzt, welcher den Ephremius, Hypatius Vertrauten, belogen hatte, ward enthauptet, Ephremius selbst aber nach Alexandrien verbannt. Auch Proclus, der doch durch seine Flucht nach Chalcedon befriedigend erwiesen hatte, daß die Liebe und Zuneigung des Volkes ihn zu keinen Planen des Hochverrathes verführen konnten, ward

[illegible], welcher bei dem Anblicke der zerstörten Stadt, deren Trümmer jetzt gleichsam als stumme Zeugen gegen Justinian's und seiner Minister ungerechtes Regiment da standen, ihm einige harte Worte gegen den Kaiser entfallen waren, des Hochverrathes angeklagt und vor Gericht gestellt. Justinian selbst wohnte dem Verhöre bei, und schon standen die Richter im Begriffe, dem Angeklagten das Urtheil zu sprechen, als der Kaiser sich von seinem Sitze erhob, sämmtliche Prozeßakten zerriß und dem Proclus verzieh. Daß Richter und Beisitzer des Gerichtes jetzt nicht Worte und Ausdrücke finden konnten, um die Huld und Milde des neuen Titus zu preisen, dieß versteht sich von selbst. Allerdings gebührte Justinian jetzt einiges Lob; aber noch ungleich größeres würde er verdient haben, wenn er auch den Hypatius und Pompejus sammt den übrigen, welche offenbar nicht aus freier Wahl oder nach eigener Impulsion, sondern blos in einer Art von Betäubung dem sie gewaltsam fortreißenden Strome gefolgt waren, ebenfalls begnadiget hätte. Nach einem Siege, wenn der Feind gedemüthiget und zermalmt und flehend zu den Füßen des Siegers liegt, ist das Verzeihen nicht nur ein leichtes, sondern sogar süßes Geschäft, wenigstens wäre es für Justinian das sicherste Mittel gewesen, die Geschichte zu bestechen, und so seine, während der Gefahr gezeigte Feigheit und Kleinmüthigkeit in ewige Vergessenheit zu begraben.

34. Nachdem der Aufruhr völlig unterdrückt und alle Schuldigen bestraft waren, erhielten bald darauf auch Trebonianus und Johannes von Cappadocien wieder ihre vorigen Aemter. Trebonianus blieb nach wie vor ein Geizhals und behielt sein Amt bis an seinen Tod. Des Callepodius wird nicht weiter erwähnt; aber Eudämon erhielt die Stelle

eines kaiserlichen Intendanten; er war außerordentlich reich, und wahrscheinlich um Eudämon's treue Dienste zu belohnen, bemächtigte sich nach dessen Tode Justinian, mit Hintansetzung aller rechtmäßigen Erben, der ganzen reichen Verlassenschaft des Verstorbenen.

35. Bei weitem nicht so glücklich wie Trebonianus war Johannes von Cappadocien. Trunken von seiner Allmacht und berauscht von der Gunst seines Monarchen, wagte es endlich der stolze Präfektus Prätorio sogar dem Idol zu trotzen, vor welchem täglich eine halbe Welt auf den Knieen lag. Die Kaiserin suchte Johannes dem Herzen ihres Gemahls nach und nach zu entfremden und auf diese Weise ihrem Einfluß und ihrer Herrschaft ein Ende zu machen. Aber die schlaue Theodora errieth bald ihren Feind, kam mit Hülfe ihrer Freundin Antonina demselben zuvor, und stürzte ihn in einem Augenblicke, wo er es am wenigsten vermuthen konnte.

36. Johannes von Cappadocien hatte eine Tochter, Namens Euphemia, ein junges, schönes, noch völlig unschuldiges und in den Intriguen des Hofes wenig erfahrnes Geschöpf. Das Zutrauen der harmlosen Unschuld zu erschleichen, war der verschmitzten Antonina ein Leichtes. Sie klagte über den schwarzen Undank, mit welchem Justinian die großen Dienste ihres Gemahls, des Belisarius, belohne, erfuhr nun bald aus dem Munde Euphemiens, daß auch ihrem Vater der Kaiser sehr oft gegründete Ursachen der Unzufriedenheit gebe. Antoninens Besuche bei Euphemia wurden nun immer häufiger; auch in Gegenwart des Vaters klagte jetzt Belisarius Gemahlin über den unzuverlässigen, wandel-

harten Charakter des Kaisers über dessen despotische Grundsätze, über seinen Geiz, seine Härte, seinen Undank. Der in allen Cabalen und Intriguen des Hofes ergraute Minister ward endlich durch die Schlauheit eines Weibes bethört, und zwischen ihm und Antonina eine geheime, nächtliche Zusammenkunft in einem außerhalb Constantinopel gelegenen Palaste verabredet, um dort ungestört über ihr gegenseitiges Interesse sich gemeinschaftlich zu berathen.

37. Theodora hatte jetzt gesiegt. Ein Haufe wohl bewaffneter Eunuken ward in dem Palast verborgen. Mitten in der Unterredung brachen diese aus ihrem Hinterhalt hervor, und der Präfekt wäre auf der Stelle ermordet worden, hätte nicht die Treue einiger seiner Diener ihn gerettet. Aber nun, und vielleicht zum erstenmal in seinem Leben, verlor der Cappadocier die Gegenwart des Geistes. Statt zu Justinian zu eilen und zu den Füßen des ihm so ungemein gewogenen, gegen ihn stets so gütigen Monarchen das schändliche Complott zu entdecken, floh Johannes in eine Kirche, den gewöhnlichen Zufluchtsort großer Verbrecher. Diese unbesonnene Handlung galt jetzt für ein offenes Bekenntniß seiner Schuld und seines Verbrechens. In den Augen des ganzen Hofes war Johannes von Cappadocien des Hochverraths überführt. Aber auch in dem Verräther erblickte Justinian noch immer den bisherigen Liebling seines Herzens. Er bestrafte ihn also mit ungewöhnlicher Schonung. Aller seiner Aemter ward zwar der gefallene Günstling entsetzt, auch auf des Kaisers Befehl sogleich zum Priester geordnet, der größte Theil seiner Güter ihm jedoch gelassen und zu seinem künftigen Aufenthaltsort die Stadt Cyzikus ihm angewiesen.

38. Aber diese gelinde Bestrafung genügte noch lange nicht der gerade auf ihrer empfindlichsten Seite verwundeten und daher im höchsten Grade erbitterten Theodora. Ihre Rachsucht zu befriedigen, bot sich bald eine erwünschte Gelegenheit ihr dar. In einem Volkstumult ward der Bischof von Cyzikus ermordet. Johannes von Cappadocien war ehemals ein Feind dieses Bischofes gewesen. Eines weitern Beweises, daß er der Urheber des begangenen Mordes sey, bedurfte es nun nicht. Sein ganzes Vermögen ward eingezogen, er selbst gleich dem gemeinsten Missethäter öffentlich gestäupet und nach Antinopolis in Oberägypten verbannt. Auf dem Wege dahin ward er mit unmenschlicher Härte behandelt. Blos ein zerrissener Mantel deckte seine Blöße, und der Mann, vor welchem einst der Orient zitterte, bettelte jetzt, in Lumpen gehüllt, sein Brod auf den Straßen der Städte, durch welche er geführt ward.

39. Sieben Jahre schleppte Johannes ein von Theodoren's Rache täglich bedrohetes Leben in größter Schmach und dem äußersten Elende hin. Der Tod der Kaiserin machte endlich seinen Leiden ein Ende. Justinian erinnerte sich jetzt wieder seines ehemaligen Lieblings, rief ihn aus der Verbannung zurück, gab ihm in Constantinopel einen anständigen Gehalt, beschränkte aber seinen Wirkungskreis, der einst mehrere Reiche umfaßt hatte, blos auf die frommen Verrichtungen eines untergeordneten Priesters. — Ob Johannes von Cappodocien aus der Schule des Elendes und der Schmach gebessert und geläutert hervorgegangen; ob er seinem, obgleich erzwungenen, Berufe dennoch mit Treue und Eifer sich hingab, und ob er am Ende seiner Laufbahn, beim Rückblicke auf die frühern Tage seines so mannigfaltig und wunderbar verschlungenen Lebens, die Erbarmungen der

ihn einst züchtigenden Hand der Vorsehung mit anbetendem Dank erkannte: von allem diesem sagt uns leider! die Geschichte nichts.

X.

1. Des grausamen Hunerich's menschenfreundlicher Sohn Hilderich war in dem Jahre 623 seinem Oheim Trasimund auf dem Throne der Vandalen gefolgt. Wenige Stunden vor Trasimund's Tod hatte Hilderich dem sterbenden Könige durch einen Eid versprechen müssen, den Katholiken, wenn er den Thron bestiegen haben würde, nie ihre geschlossenen Kirchen wieder zu öffnen und noch viel weniger die verjagten und verbannten Bischöfe aus den Oertern ihrer Verbannung zurückzurufen. Aber die frommen Eindrücke, welche Hilderich von seiner Mutter Eudoxia, Valentinian's des Dritten Tochter erhalten hatte, waren in seiner Brust noch nicht erloschen. Längst war er schon im Stillen ein wahrer Anbeter der Gottheit Jesu gewesen, und unerschütterlich fest stand bei ihm der Entschluß, die wahre Kirche und deren heilige Lehre in seinem ganzen Reiche in ihrem ehemaligen Glanze wieder herzustellen. Um jedoch den geleisteten Eid nicht zu verletzen, schmückte Hilderich nach dem Tode seines Oheims sich nicht gleich mit der königlichen Hauptbinde, zeigte sich auch nicht auf dem Throne den Vasallen und Großen seines Reiches; sondern erließ vorher ein Edikt, kraft welchem den Katholiken alle ihre Kirchen geöffnet und die verbannten Bischöfe eingeladen wurden, in voller Sicherheit zu ihren nun schon so lange verwaiseten Kirchen und Gemeinden zurückzukehren. Erst als dieses geschehen war, ließ der neue König sich huldigen und bestieg den, durch Thrasimund's Tod nun erledigten Thron.

Nyceph. l. 17.

2. Schon mit dem Patricier Justinian stand Hilderich in den freundschaftlichsten Verhältnissen, und als Ersterer zur Herrschaft gelangt war, knüpften öftere wechselseitige Geschenke und häufige Botschaften immer noch enger und fester das Band ihrer gegenseitigen Freundschaft. Beide Monarchen liebten sich aufrichtig; auch fand Justinian bald eine Gelegenheit, seinem Freunde Hilderich einen sprechenden Beweis seiner Theilnahme und Liebe zu geben. Sowohl durch seinen vielvermögenden Einfluß auf den Hof von Ravenna, als auch durch die drohende Stellung, welche der Kaiser annahm, beugte er einem Kriege vor, welcher die vereinten Waffen der Ost- und Westgothen nach Afrika geführt haben würde. *)

3. Aber einen ungleich gefährlichern Feind als Athalarich und die Ost- und Westgothen, nährte und erzog Hilderich an seinem eigenen Busen. Kraft Genserich's, die Erbfolge betreffenden Familienge-

*) Die Veranlassung dazu gab Amalfrede, Thrasimund's zurückgelassene Wittib und Tochter Theodorich's des Großen. Sie war eine Stockarianerin und, im höchsten Grade unzufrieden mit Hilderich's schonender Behandlung der Katholiken, machte sie mit den Gothen, welche sie nach Carthago gebracht hatte, ein Complott gegen Hilderich und erregte gegen ihn sogar einige maurische Stämme. Bei Capha kam es zu einem förmlichen Treffen. Aber Amalfredes Bundesgenossen wurden geschlagen, ihre Gothen im Treffen getödtet, und sie selbst ward als Gefangene nach einem königlichen Schloß gebracht, jedoch allda blos ihrer Freiheit beraubt, übrigens aber mit allem ihrem Range gebührenden Anstand behandelt. Bald darauf starb Amalfrede. Ein falsches Gerücht schrieb ihren Tod dem Könige zu, und Ost- und Westgothen glaubten lange Zeit, sie wäre auf Hilderich's Befehl getödtet worden.

setzes, stand Hilderich's Throne jetzt am nächsten Prinz Gelimer, ein Sohn Galarid's und Enkel Genton's, des jüngsten unter Hunerich's Brüdern. Des Urgroßvaters war der Urenkel vollkommen würdig. Eben so herrschsüchtig wie Genserich, fehlte es Gelimer'n eben so wenig an kriegerischem Muthe, an Kühnheit und persönlicher Tapferkeit. Gleich seinem furchtbaren Ahnherrn, hatte er ebenfalls mehr Schlauheit und Verschmitztheit als ächten Verstand und war dabei nicht minder tückisch, treulos und grausam als jener. An Seelenhoheit, Großmuth und Erhabenheit des Charakters gebrach es ihm gänzlich und, wie bei Genserich, war auch bei ihm jeder Sinn für Recht und Gerechtigkeit in der Wurzel ertödtet. Hilderich war in Jahren weit vorgerückt, und der Zeitpunkt, wo durch seine Geburt, wie durch die Verfassung des Reiches, der vermuthliche Kronerbe den Thron besteigen würde, konnte, allem Ansehen nach, nichts weniger als sehr weit mehr entfernt seyn. Aber Gelimer's Ehrgeiz schien der Gang der Natur viel zu langsam und, voll der frevelhaftesten Entwürfe zügelloser Herrschsucht, streckte er schon zu Lebzeiten des alten Königes nach dessen Krone eine verbrecherische Hand aus.

4. Hilderich war von Natur aus friedliebend und sein greisendes Alter machte es sehr verzeihlich, daß in den Kriegen, welche die Vandalen seit Hunerich's Regierung beinahe ununterbrochen mit den Mauren zu führen hatten, der bejahrte König sich nicht an die Spitze seiner Heere stellte, sondern die Führung derselben einem weit jüngern Neffen, dem Hoamar überließ, einem Prinzen, dem es an kriegerischen Eigenschaften nicht fehlte und der seiner Tapferkeit und körperlichen Stärke wegen, von den Vandalen den Beinamen Achilles erhalten hatte. Im

den ersten Jahren Hilderich's Regierung erfocht Hoamar mehrere bedeutende Vortheile über die Feinde; aber das Glück wandte ihm endlich den Rücken; er verlor gegen die byzacenischen Mauren eine Hauptschlacht und in dieser beinahe die Hälfte seines Heeres.

5. Dieses Unglück wußte der tückische Gelimer trefflich zu seinem Vortheile zu benutzen. Die Vandalen, obgleich längst schon von Afrika's wollüstigem Clima völlig besieget, in Weichlichkeit versunken und allen den Lastern ergeben, welche Gottes strafende Gerichte einst zu Genserich's Zeiten über Afrika herbeigeführt hatten, brüsteten sich doch noch immer mit den Großthaten ihrer Vorfahren und dem stolzen Bewußtseyn, die Enkel und Urenkel jener Helden zu seyn, die, geboren und erstarkt unter dem nordischen Eishimmel, ihre siegreichen Waffen nach Spanien und Afrika getragen, und auf den Trümmern der gestürzten römischen Herrschaft dort neue Reiche gegründet hatten.*) Durch Uebertreibung und Lügen jeder Art vergrößerte also Ge-

*) Die Vandalen zu Gelimer's Zeiten glichen auch nicht einmal mehr dem Aeußern nach den Vandalen des Genserich's. Ihre Nationaltracht hatten die Vornehmen und Reichen längst schon abgelegt. Sie gefielen sich jetzt in seidenen, reich gestickten und leicht über den Leib hinwallenden medischen Gewändern, brachten den größten Theil des Jahres auf ihren üppigen, von duftenden Gärten und lachenden Hainen umgebenen Landhäusern zu, bedienten sich täglich des Bades und salbten ihre Haare und ihren Leib mit kostbaren Aromaten. Jagd und Frauenliebe waren ihre einzige Beschäftigung; und was ihnen noch an Zeit übrig blieb, war den Freuden einer mit allen Leckerbissen verschwenderisch besetzten Tafel, oder dem Tanz, der Musik und Pantominenspiel geweihet.

limer in den Augen der Nation die Schmach der erlittenen Niederlage, wälzte die Schuld davon auf die Kraftlosigkeit des alten Königs, auf dessen Furchtsamkeit und Unkunde im Kriege. Auch der öftere und lebhafte Verkehr zwischen den Höfen von Carthago und Constantinopel mußte dem Verräther zum Mittel dienen, den König zu verläumden; er sprengte aus: Hilderich, ein geheimer Homoousianer, wolle mit Hülfe des Kaisers den Arianismus in Afrika unterdrücken und dann das mit dem Blute so vieler Helden gegründete Reich der Vandalen, in eine römische Provinz verwandelt, dem Kaiser Justinian zum Erbe hinterlassen.

6. Auf die ganze innere Verwaltung hatte der arglose Hilderich seinem Vetter, dem Gelimer, bisher stets einen bedeutenden Einfluß gegönnt. Als dieser jetzt sah, daß Hilderich in der öffentlichen Meinung gänzlich gesunken, und der größte Theil der Nation, vorzüglich das gesammte arianische Pfaffenthum, zu Gunsten einer Veränderung gestimmt wären; so eilte er, noch einige selbstsüchtige Große in sein Complott zu ziehen, Hilderich's treueste Diener aber unter allerlei Vorwand von demselben zu entfernen. Ohne Kampf und ohne daß auch nur die mindeste Bewegung darüber in dem Palaste entstanden wäre, ward nun der verlassene königliche Greis in der Nacht in seinem Bette verhaftet und sammt seinem Neffen Hoamar und dessen Bruder Evemer in das Gefängniß geworfen. Dem Hoamar, welchen der Usurpator am meisten fürchtete, wurden auf Befehl des Tyrannen die beiden Augen ausgestochen.

7. Tief gerührt über das unglückliche und unverdiente Schicksal seines Freundes, ordnete der Kaiser sogleich eine Gesandtschaft nach Carthago. Aber

nicht in dem drohenden Tone eines beleidigten großen Monarchen, sondern als ein alter Freund des Genserich'schen Hauses schrieb Justinian an den Thronräuber. Er ermahnte und bat ihn, einem ehrwürdigen Greis wenigstens den Schatten einer Macht zu lassen, in deren vollem Besitze Gelimer ja längst schon gewesen wäre. Er stellte ihm vor, wie viel ruhmvoller es für ihn seyn würde, die Pflichten der Blutsverwandtschaft zu ehren und Hilderich's wenige Lebensjahre ruhig abzuwarten, als einst, wenn er jetzt die Krone gewaltsam an sich risse, in den Augen der Nachwelt auf ewig in der Gestalt eines grausamen Usurpators und treulosen Verräthers zu erscheinen. — Dieses wohlmeinende Schreiben des Kaisers beantwortete Gelimer nur dadurch, daß er den gefangenen König noch strenger bewachen, ihn und seine beiden Neffen mit noch weniger Schonung behandeln ließ.

8. Aber jetzt änderte auch Justinian seine Sprache. Er drohete dem Gelimer mit dem Zorne der Römer. Wenn er, schrieb ihm Justinian, auch der Stimme des Blutes und der Gerechtigkeit kein Gehör geben wolle; so möchte er doch, wenn nicht jedes menschliche Gefühl in seiner Brust erstickt wäre, dem entthronten König und den unglücklichen Prinzen gestatten, nach Constantinopel zu gehen, und in dem Schoße der Freundschaft ihre traurigen Tage zu beschließen. Würde er dieses nicht thun, so wäre der Krieg unvermeidlich. Nicht die Römer würden alsdann den mit Genserich einst geschlossenen Frieden brechen, sondern vielmehr als Vertheidiger oder wenigstens als Rächer der, von einem ungerechten Usurpator grausam unterdrückten Familie des Genserich's in Afrika erscheinen.

9. Gleich allen Usurpatoren, Aufrührern oder

aufrührerischen Demagogen, machte nun auch Gelimer in seinem Antwortschreiben an dem Kaiser die ganze Nation zu Mitschuldigen seines Verbrechens. Ein freies Volk, sagte er, habe das Recht, seinen König abzusetzen und zu bestrafen, wenn er in der Verwaltung des königlichen Amtes gefehlt hätte. Ihm selbst könne man keinen Vorwurf der Ungerechtigkeit oder Gewaltthätigkeit machen; denn die ganze Nation der Vandalen habe, aus eigenem, freiem Antriebe, ihm Krone und Regierung übertragen. Wolle der Kaiser ihn mit Krieg überziehen; so werde er seine und seines Volkes Rechte mit dem Schwerte zu behaupten wissen.

10. Krieg gegen Gelimer war jetzt Justinian's erster und letzter Gedanke. Schmerzhaftes Mitgefühl mit dem unglücklichen Schicksal seines alten Freundes, beleidigter Stolz, der innere Zustand des vandalischen Reiches, die schimmernde Hoffnung und der hellleuchtende Ruhm, Afrika's reiche Provinzen wieder mit dem römischen Reiche zu vereinigen: kurz, alles bestärkte den Kaiser in dem Entschlusse, seine in Norden und Osten bisher stets siegreichen Waffen nun auch gegen Afrika zu wenden. Justinian eilte also, um jeden Preis mit Persien Friede zu schließen, und als dieser geschlossen, der Aufstand in Constantinopel völlig gedämpft und, was stets die Folge jeder mißlungenen Empörung ist, Justinian's Macht und Ansehen dadurch nur noch mehr befestiget waren, so ward auch der afrikanische Krieg die große und wichtige Frage, welche den Hof, den Senat, das Heer, die Stadt und alle Provinzen des Reiches nun ausschließlich beschäftigte.

11. Aber nirgends zeigte sich ein sehr großer Enthusiasmus für diesen Krieg. Man erinnerte sich

der vielfältigen Niederlagen der Römer in allen frühern vandalischen Kriegen. Der nicht zu berechnende Verlust an Menschen, Geld und Schiffen, welchen Basiliscus unglücklicher und ruhmloser Feldzug dem Reiche zugezogen hatte, war zwar verschmerzt, aber noch lange nicht vergessen. Die einsichtsvollsten Staatsmänner erschraken bei Berechnung der ungeheuern Summen, welche dieser Krieg erfordern würde, und der schweren Steuern, mit welchen man, um das Geld herbeizuschaffen, das ohnehin schon mit Abgaben schwer beladene Volk auf das neue belasten müßte. Selbst das Heer, das, nach den Mühseligkeiten der persischen Feldzüge, sich nach Ruhe sehnte, zeigte wenig Lust zu einem neuen Kriege jenseits des Meeres, und besonders in einem Lande, dessen brennendes Clima ihm ungleich gefährlicher schien, als die Waffen des Feindes, den es dort bekämpfen sollte. Johannes von Capadocien, der doch gewöhnlich keinen andern Willen als den seines Herrn hatte, unternahm es sogar, im offenen Staatsrathe dem Kaiser diesen Feldzug zu widerrathen. Die Motive, worauf seine Gegenvorstellungen beruheten, waren vorzüglich die ungeheuere Entfernung des Kriegsschauplatzes, die daher rührende Unmöglichkeit, dem einmal in Afrika gelandeten Heere die nöthigen Unterstützungen zu rechter Zeit zukommen zu lassen, und endlich die Nothwendigkeit, zur Behauptung Afrika's auch Sicilien zu erobern, und folglich das Reich auf das neue in einen nicht minder weitaussehenden Krieg mit den Gothen in Italien zu stürzen.

12. Justinian fühlte die Wichtigkeit der Gründe seines Präfektus Prätorio. Von der Einsicht seines Ministers hatte er ohnehin die höchste Idee und schon stand er im Begriffe, das ganze Unternehmen aufzugeben, als ein so eben in Constantinopel angekomme-

ner Bischof bei ihm gemeldet ward. Justinian ließ ihn sogleich vor sich kommen. „Cäsar!“ sagte der Bischof zum Kaiser, „Gott bedienet sich zuweilen sei„ner unwürdigsten Knechte, um durch sie seinen hei„ligen Willen den Mächtigen der Erde kund zu thun. „Mir ward ein nächtliches Gesicht, in welchem mir „befohlen wurde, Dir zu sagen, daß Du, frei von „Furcht und jeder Besorgniß, den Feldzug gegen den „Vandalenkönig eröffnen sollst. Dieses Unternehmen „ist Gott gefällig und der Herr der Heerschaaren wird „vor Deinen Fahnen herziehen und seines Sohnes „Feinde, die jetzt auch die Deinigen sind, vertilgen.“— Der Bischof war ein Mann von schlichten, einfachen Sitten, und stand im Rufe großer Demuth und ungeheuchelter Frömmigkeit; daß er die Rolle eines Betrügers hätte spielen wollen, dazu war auch nicht der entfernteste Grund vorhanden. Die Superklugen konnten den Bischof also blos für einen frommen Schwärmer halten; aber Justinian erblickte in ihm einen Boten Gottes, und der Krieg gegen Carthago ward einstimmig beschlossen.

Proc. Bell. Vand. c. 10. D.

13. Die Zurüstungen erforderten keine sehr lange Zeit und die noch übrigen Wintermonate waren vollkommen hinreichend, sie zu beendigen. Aber die Landmacht, welche man zur Eroberung Afrika's bestimmte, entsprach keineswegs der Größe der weitaussehenden Unternehmung. Es war das Heer Gedeon's, das gegen die hohen und festen Mauern von Jericho rückte. Sämmtliche Landtruppen bestanden blos aus zehntausend Mann Fußvolk und fünftausend Pferden. Um diese nebst den dazu gehörigen Kriegsmaschinen und dem zu einer dreimonatlichen Seereise erforderlichen Mundvorrath nach Afrika zu führen, wurden fünfhundert Transportschiffe, bemannt mit zwanzigtausend Matrosen, und zu deren Bedeckung

zwei und neunzig kleine Kriegsfahrzeuge mit zweitausend Seesoldaten, in den Häfen von Aegypten, Cilicien, Jonien und Thrazien ausgerüstet. Was dem Heere und der Flotte an nummerischer Stärke gebrach, mußte die Intelligenz der Befehlshaber ersetzen. Zwanzig Unterfeldherren, Männer von ausgezeichnetem militärischen Talente, die sich alle, sowohl in diesem als in dem bald darauf folgenden gothischen Kriege, mit Ruhm bedeckten, wurden von dem Kaiser mit kluger Auswahl ernannt; aber den Oberbefehl sowohl zu Wasser als zu Lande, und zwar mit völlig unbegrenzter Vollmacht, erhielt Belisarius, der Held seines Jahrhunderts. *)

14. Stolz und drohend weheten gegen das Ende des Frühjahrs die Flaggen von fünfhundert zwei und neunzig Schiffen in dem Hafen von Constantinopel. Vor dem Garten des Palastes in einer unabsehbaren Schlachtreihe aufgestellt, erwartete die Flotte die letzten Befehle des Kaisers. Justinian kam und nahm sie in Augenschein. Der Patriarch begab sich auf das Schiff des Belisarius, segnete dieses und die ganze Flotte; und als der letzte Trompetenstoß von dem Admiralschiffe her ertönte, verließen sämmtliche Schiffe

*) Alle kaiserliche Generäle fürchteten sich vor einer Unternehmung, die, allen und selbst den vernünftigsten Ansichten nach, nichts weniger als einen sehr glänzenden Erfolg haben konnte. Bevor also Justinian die Oberfeldherrnstelle vergeben hatte, war es auch keinem eingefallen, sich um diese Ehre zu bewerben. Aber kaum war Belisarius dazu ernannt, als sogleich auch der Neid wieder erwachte, und sich so thätig zeigte, daß, ohne Antoninens Hülfe und Theodorens Schutze, es schwerlich dem Belisarius wäre gegönnt worden, sich in der Geschichte den so ehrenvollen Beinamen Africanus zu verdienen.

unter dem Schalle der Trompeten und Hörner und den lauten Segenswünschen eines zahllos am Ufer versammelten Volkes den Hafen von Constantinopel. — Mit Belisarius hatten sich zugleich auch Antonina und der Geschichtschreiber Procopius eingeschifft. Hauptsteuermann der Flotte war Calonymus von Alexandrien, und der Patricier Archelaus Generalintendant der Flotte und des Heeres.

15. Da dem Oberfeldherrn sehr viel daran gelegen war, daß die Flotte sich nicht trenne, so ward dem Laufe der Schiffe die Richtung durch Signale auf dem Admiralschiffe gegeben; bei Tage waren es rothe Segel, bei Nacht hochlodernde, an der Mastspitze befestigte Fackeln. Vier Tage verweilte die Flotte bei Heraclea, um einige hundert thrazische Pferde an Bord zu nehmen, welche Justinian dem Belisarius geschenkt hatte. Ungünstiger Winde wegen ward auch bei Abydus angelegt. Aber hier stand das Heer im Begriffe, sich gegen seinen Oberfeldherrn zu empören. Im Rausche hatten zwei Hunnen einen ihrer Kameraden im Streit erschlagen. Belisarius ließ die Thäter ergreifen und auf einer Anhöhe vor den Augen der Armee aufhängen. Die Hunnen hielten dieß für eine Beschimpfung ihrer Nation. Obgleich in römischem Kriegsdienste stehend, sagten sie, sind wir doch nicht den römischen Gesetzen, sondern jenen unsers Vaterlandes und unserer Nation unterworfen, und diese gestatten, einen unwillkührlichen Todtschlag durch eine mäßige Geldbuße zu sühnen. Der größte Theil des Heeres billigte durch lautes Murren die Klagen der Hunnen und der Aufruhr wäre allgemein geworden, hätten nicht Belisarius Gegenwart und kriegerische Beredtsamkeit ihn schnell in seinem ersten Aufkeimen erstickt. Er ließ das Heer unter die Waffen treten, zeigte den Soldaten die Nothwendigkeit einer

strengen Kriegszucht und daß vorzüglich von dieser das Heil des Heeres und das Glück der römischen Waffen abhänge. Weit entfernt, sagte Belisarius, daß Trunkenheit eine gesetzwidrige That entschuldige, vergrößert sie nur noch die Schuld des Verbrechers; und mit gleicher unerbittlicher Strenge wird in Zukunft jeder Exceß, von welcher Art er auch seyn möge, bestraft werden. Nur in reinen, von Raub, Mord und Plünderung unbefleckten Händen sind, weil vom Himmel gesegnet, die römischen Waffen siegreich. — Das Murren der Soldaten verstummte, sie bewunderten die Kühnheit und Festigkeit ihres Feldherrn und schweigend und beschämt kehrte jeder wieder zur Ordnung und zum Gehorsam zurück.

16. Wind und Wetter begünstigten die Fahrt auf dem ägeischen Meere. Zudem hatte Belisarius geschickte Steuermänner und erfahrene Lootsen, und ohne die gehörige Ordnung und ihre abgemessenen Zwischenräume zu verlieren, steuerten sämmtliche Schiffe glücklich zwischen den vielen Inseln durch und umsegelten das maleische und tänarische Vorgebirge. — Bei Methone an der messenischen Küste legte sich die Flotte vor Anker. Das Heer ward ausgeschifft und nach den Beschwerlichkeiten einer Seereise gönnte Belisarius den Soldaten nun einige Wochen der Ruhe und Erholung.

17. Von dem schändlichen Geize des Johannes von Capadocien und der unerhörten Gewissenlosigkeit, mit welcher er mit dem Leben vieler Tausende zu spielen sich erfrechte, erhielten jetzt Belisarius und das Heer einen neuen, alles Uebrige weit hinter sich zurücklassenden Beweis. Auf ihren Feldzügen erhielten die römischen Soldaten gewöhnlich einen Zwieback, der, weil zweimal in dem Ofen gebacken, ein

Viertel von seinem Gewicht verlor; ein an sich wenig beträchtlicher Verlust, über welchen es noch nie irgend jemand eingefallen wäre, sich zu beklagen. Um nun bei den großen Vorräthen von Zwieback, welche die Transportschiffe einnehmen mußten, entweder jenen unbedeutenden Verlust zu ersparen, oder gar für sich selbst, vorzüglich durch Unterschlagen des zum Backen bestimmten Holzes, einen schändlichen Gewinn zu erkargen, hatte Johannes von Cappadocien befohlen, das Brod nicht zweimal, sondern nur einmal ganz leicht und obenhin, und zwar an dem Feuer zu backen, womit die öffentlichen Bäder in Constantinopel geheizt wurden. Als man jetzt die Säcke öffnete, fand man statt des Brodes einen zähen, ganz verschimmelten Teig. Diese höchst ungesunde Nahrung und die ungewöhnliche Hitze der Jahreszeit erzeugten bald bösartige Fieber und ansteckende Seuchen und fünfhundert Mann wurden in wenigen Tagen das Opfer des schändlichen Geizes eines mit Reichthümern überfüllten und in allen Wollüsten schwelgenden Ministers in Constantinopel. Durch des Oberfeldherrn rastlose Sorgfalt hörte jedoch die Seuche bald wieder auf. Belisarius besuchte täglich die kranken Soldaten in den Spitälern, sorgte für gute Pflege und gesunde Nahrung und ließ aus seinen eigenen Mitteln neue Vorräthe von Brod und Mehl ankaufen. Als der Kaiser es erfuhr, ertheilte er dem Belisar das gebührende Lob, ließ aber unbestraft den Frevel seines Ministers.

18. Von Methone steuerte die Flotte längst der Westküste des Peloponeses nach der Insel Zacinthus (Zante). Hier versah sie sich mit Lebensmitteln und frischem Wasser und segelte hierauf über das jonische Meer nach dem auf der südlichen Küste von Sicilien liegenden Hafen von Caucana. Die Entfernung der

Insel Zante von der Küste von Sicilien beträgt ungefähr höchstens hundert Seemeilen; aber wegen einer unvermuthet eingetretenen Windstille brauchte die Flotte sechzehn Tage zu der Ueberfahrt. — Durch Amalasunta's Freundschaft mit Justinian standen den Römern alle sicilianischen Häfen offen. Von dem gothischen Befehlshaber auf der Insel wurden sie, gemäß der von dem Hof von Ravenna eingetroffenen Befehle, gleich Freunden und Bundesgenossen empfangen. Was die Flotte und das Heer bedurfte, ward mit zuvorkommender Bereitwilligkeit herbeigeschafft und, was das wichtigste war, die römische Reiterei mit einer großen Anzahl Pferde von dem stärksten und schönsten Schlage versehen.

19. Aber je näher sich jetzt Belisarius dem Ziele seiner Reise fühlte, je größere und mannigfaltigere Sorgen schwellten auch seine Heldenbrust. Unbekannt war ihm das Land, das er erobern sollte; unbekannt die Stärke, Verfassung und Art Krieg zu führen des Feindes, den er zu bekämpfen hatte; und endlich der afrikanischen Küste völlig unkundig, wußte er nicht, auf welchem Punkte er mit Sicherheit landen könnte. Was Belisarius am meisten befürchtete, war, daß die Vandalen mit ihrer Seemacht ihm entgegen kommen möchten. Die römische Flotte bestand größtentheils aus tief geladenen, schwer zu bewegenden, zu einem Seegefechte wenig tauglichen Transportschiffen, und die zwei und neunzig leichte Brigantinen*) waren eher zu schnellsegelnden Aviso-Schiffen

*) Die Kriegsfahrzeuge, von denen hier die Rede ist, und welche den Transportschiffen zur Bedeckung dienen sollten, wurden von den Römern Dromones genannt und können füglich mit den heut zu Tage üblichen Brigantinen verglichen werden.

als zu einem Seegefechte gegen die grossen, wohl aus-gerüsteten Galeeren der Vandalen brauchbar. Endlich waren die Römer auch damals ziemlich schlechte Seesoldaten; und laut und unumwunden hatten sie sich während der Fahrt schon geäußert, daß sie, einmal an Ort und Stelle angekommen, gewiß ihre Schuldigkeit thun, aber zu einem Seetreffen gezwungen, auf einem ihnen ganz fremden Elemente wenig ruhmvolles zu leisten im Stande seyn würden.

20. In dieser nicht geringen Verlegenheit schickte Belisarius den Procopius nach Syrakus, um dort über des Feindes Lage und Verfassung wo möglich nähere Kundschaft einzuziehen. Es gehörte wahrhaft ebenfalls zu den vielen und häufigen, die Römer auf diesem Feldzuge stets begleitenden, glücklichen Incidentfällen, daß Procopius gleich am ersten Tage seiner Ankunft in Syrakus einen Jugendfreund fand, welcher schon vor mehrern Jahren sich als Kaufmann allda niedergelassen hatte, und dessen Buchhalter so eben von einer Geschäftsreise von Carthago zurückgekommen war. Von diesem erfuhr Procopius, daß die Vandalen gar keine Ahnung davon hätten, daß eine ihnen feindliche, römische Kriegsflotte das Meer durchsegele, daß Gelimer, um die schöne Jahreszeit zu genießen, sich jetzt zu Hermione auf seinem, in einer der anmuthigsten Gegenden der byzacenischen Provinz gelegenen Lustschloß befände, daß beinahe alle vornehme Beamten sich ebenfalls auf ihre Landhäuser begeben hätten, daß Gelimer's Bruder, der tapfere Tzazon, mit dem Kern des vandalischen Heeres jetzt in Sardinien stünde, und endlich daß die ganze Küstenstrecke von den Vandalen so wenig bewacht und besetzt wäre, daß Belisarius überall, wo es ihm nur beliebte, mit Sicherheit landen könnte. In vertrautem Gespräche führte Procopius den Buch-

halter an der Hand bis an sein Schiff, und stets Fragen auf Fragen häufend, bat er ihn, noch einige Augenblicke bei ihm zu verweilen. Aber kaum hatte derselbe das Fahrzeug betreten, als auch die Anker gelichtet wurden und das Schiff in die See stach. Seinem am Ufer stehenden Freunde rief Procopius zu, daß er ihm diese kleine List verzeihen möchte. Die Nachrichten seines Buchhalters wären zu wichtig, als daß der Oberfeldherr sie nicht aus dessen eigenem Munde erfahren sollte; geehrt und fürstlich belohnt würde derselbe in wenigen Tagen wieder zu ihm zurückkommen.

21. Die Abwesenheit des tapfern und kriegskundigen Tzazon und dessen gegenwärtiger Aufenthalt in Sardinien mit sechstausend der besten, vandalischen Truppen war durch eine Empörung auf dieser Insel veranlaßt worden. Godas, ein geborner Gothe, aber längst schon im Kriegsdienste der Vandalen, hatte durch Einsicht, Tapferkeit und Treue sich das Zutrauen der vandalischen Regierung erworben, und zur Belohnung seiner ausgezeichneten Dienste die Statthalterschaft von Sardinien erhalten. Schon seit mehrern Jahren beherrschte er die Insel im Namen des Königs der Vandalen. Was die halbe Welt wußte und wovon blos Gelimer und seine Vandalen nichts träumten, nämlich die Nachricht von Justinian's Zurüstungen zum afrikanischen Kriege, war zeitlich zu den Ohren des Godas gelangt. Er glaubte diesen günstigen Zeitpunkt benutzen zu müssen; sandte heimlich Gesandte nach Constantinopel, bat den Kaiser um seinen Schutz und versprach, als ein ihm treu ergebener Vasall, die Insel Sardinien seiner Herrschaft zu unterwerfen. Die Antwort des Kaisers entsprach den Wünschen des Gothen; aber nun zu voreilig schon pochend auf die Hülfe eines mächtigen Monarchen, hielt Go-

das den nach Carthago zu sendenden Tribut zurück, schmückte sich mit den Insignien königlicher Würde und kündigte dem Gelimer den Gehorsam auf.

22. Um die nämliche Zeit war auch Pudentius, ein geborner Afrikaner, auf den Gedanken gerathen, die Provinz Tripoli von der Herrschaft der Vandalen zu befreien. Gleich dem Godas, schickte auch er eine Gesandtschaft an den Kaiser, versicherte denselben seiner Treue, und erhielt von Justinian ein kleines Hülfscorps von einigen hundert Herulern unter der Anführung des Tattimuts. Bevor jedoch dasselbe noch angekommen war, hatte Pudentius sich an die Spitze eines zahlreichen Haufens leucathischer Mauren gestellt, die Vandalen aus der Provinz verjagt und sogar einen Einfall in die Landschaft Leptis gewagt.

23. Schon stand Gelimer im Begriffe, mit seinem Heere nach Tripoli zu marschiren, als er die Nachricht von der Empörung in Sardinien erhielt. Godas schien ihm jetzt gefährlicher als Pudentius und die Insel Sardinien wichtiger als die Provinz Tripoli. Gegen die Grenzen der letztern ließ er also nur einen kleinen Theil seiner Truppen aufbrechen, blos um einstweilen dem fernern Vordringen des Pudentius Einhalt zu thun; aber nach Sardinien sandte er mit sechstausend Mann auf hundert und zwanzig Transportschiffen seinen Bruder Tzazon, auf dessen Klugheit, Tapferkeit und Treue er sich völlig verlassen konnte. Godas hatte keine Schiffe; Gelimer's Flotte lief also ungehindert in dem Hafen von Cagliari ein. Sobald die Truppen ausgeschifft waren, ließ Tzazon zum Sturm blasen. Godas und die Besatzung leisteten tapfern Widerstand. Aber von Tzazon angefeuert und geführt, wiederholten die Vandalen ihre

Angriffe, und nach einem langen und blutigen Gefechte, in welchem Godas und alle seine Leute erschlagen wurden, ward endlich auch Cagliari erstürmt, und durch Eroberung dieser einzigen festen und haltbaren Stadt auf der ganzen Insel der Besitz der letztern den Vandalen wieder gesichert.

24. Die erfreulichen Nachrichten des sicilianischen Handlungsbedienten belebten auf das neue den Muth des Feldherrn; er beschloß, seine Operationen nun nach allen Kräften zu beschleunigen. Von einem frischen Nordostwind begünstiget, verlor die Flotte Sicilien bald aus den Augen; berührte auf ihrer Fahrt die Inseln Gozo und Malta, steuerte hierauf längs der afrikanischen Küste hin und legte sich endlich, am letzten Tage des dritten Monats nach ihrer Abfahrt aus dem Hafen von Constantinopel, bei dem ungefähr fünf bis sechs Tagreisen ostwärts von Carthago gelegenen Vorgebirge von Caputvada vor Anker. Auf dem Admiralschiffe ward jetzt ein großer Kriegsrath gehalten. Der Intendant Archelaus und die mehrsten Generäle waren der Meinung, daß man sich hier nicht verweilen dürfe. Auf einer Strecke von neun Tagreisen gebe es keinen Hafen, keine Rehde, keinen sichern, die Flotte im Falle eines Sturms gegen Wind und Wellen sichernden Ankerplatz. Man müsse also die Seereise fortsetzen, in mäßiger Entfernung von der Küste längs derselben hinsteuern, den einige Stunden oberhalb Carthago gelegenen Hafen von Stagnus gewinnen, und von da aus, wo die Flotte und alle darauf befindlichen Vorräthe in Sicherheit wären, die fernern Operationen gegen Carthago und Gelimer's Heer beginnen. Aber Belisarius verwarf diesen Vorschlag. Er hatte bisher nichts so sehr gefürchtet, als zu einer Seeschlacht gezwungen zu werden; dieser Gefahr war er glücklich entgangen und

nun wollte er nicht auf das neue sich denselben wieder aussetzen. Unverzüglich wurden also auf seinen Befehl Truppen, Pferde und alle Vorräthe an das Land gesetzt, und schon am Abende desselben Tages bezog das Heer auf der Küste ein nach Brauch der Römer mit Graben und Erdaufwurf umgebenes Lager.

25. Den erhaltenen Nachrichten zu Folge hatte man zwar jetzt noch nichts von einem feindlichen Ueberfalle zu befürchten; aber ein anderer Feind, noch gefährlicher als Vandalen, drohete in der Nähe. Die mitgebrachten Vorräthe an süßem Wasser waren beinahe zu Ende. Auf der öden, wasserlosen Küste gab es weit und breit keinen Brunnen und keine Quelle. Brennender Durst plagte Mann und Roß. Aber aus dieser Noth ward das Heer durch das, was man gewöhnlich und zwar so ziemlich albern einen glücklichen Zufall zu nennen pflegt, abermals gezogen. Einer von den Soldaten, welche am Lagergraben arbeiteten, traf auf eine sehr harte und feste Stelle in dem steinigen Boden; einigemal prallte seine Hacke zurück, der Soldat verdoppelte seine Anstrengung; auf einmal sprang ein ziemlich großer Stein heraus und unter demselben quoll eine herrliche Quelle süßen Wassers hervor. Die Wasserader war so stark und die Quelle strömte so reichlich, daß Menschen und Vieh sich laben konnten. Das ganze Heer fühlte sich jetzt mit neuem Muthe belebt; es war wie begeistert; denn die ganz unerwartete Entdeckung der Quelle ward nicht nur als eine glückliche Vorbedeutung, sondern als ein abermaliger, offenbarer Beweis des unmittelbaren göttlichen Beistandes betrachtet. *)

*) Zum ewigen Andenken dieses glücklichen Ereignisses ließ Justinian nachher an der nämlichen Stelle eine ziemlich

28. Um sich von der Stimmung der gebornen Afrikaner gegen die Römer zu überzeugen, wünschte Belisarius sich in Besitz irgend einer der nächstgelegenen Städte zu setzen. Man sagte ihm, Syllekta sey nur eine Tagreise vom Lager entfernt. Die Stadt lag am Meere, war ziemlich bevölkert, aber ohne Ringmauern und blos mit einem Graben umgeben. Moraides, ein Legionstribun, erhielt den Auftrag, sich derselben zu bemächtigen. Mit einem Detaschement von einigen hundert Mann kam der Tribun gegen Abend bei der Stadt an, hielt seine Leute die Nacht über in einem Thale verborgen, schlich sich mit Anbruch des Tages ganz nahe an die Thore und besetzte dieselben, sobald sie geöffnet wurden. Moraides ließ den Bischof der Stadt, nebst einigen der angesehensten Bürger zu sich rufen. Im Namen des Oberfeldherrn versprach er sämmtlichen Einwohnern volle Sicherheit der Person wie des Eigenthums; nur verlangte er von ihnen, daß sie sich ruhig verhalten und Lebensmittel oder andere Bedürfnisse um die gewöhnlichen Preise an das Heer verkaufen sollten. Auch hier war Belisarius Name schon so ehrenvoll bekannt, daß man auf diese Verheißung dem Moraides sogleich die Thorschlüssel übergab, und Syllekta die erste Stadt war, welche dem römischen Kaiser wieder huldigte. Ein vandalischer Postmeister ging jetzt ebenfalls mit einigen hundert Pferden zu den Römern über.

---

ansehnliche Stadt erbauen; dieselbe trieb Handel und Seeschiffahrt und durch die Quelle, welche sich nach und nach in einen breiten, die ganze Gegend durchschlängelnden Bach ergoß, ward der öde, vorher ganz unproduktive Boden in treffliches Frucht- und Gartenland verwandelt.

27. Belisarius brach mit dem Heere gegen Carthago auf. Auf seinem Marsche hatte er rechts das Meer, seine linke Flanke ward durch achthundert Scythen gedeckt und den Vortrab von vierhundert Pferden führte Johannes von Armenien, ein eben so tapferer als erfahrener Anführer. Beide Detaschements hatten den Befehl, sich von dem Heere in der Entfernung von einer halben oder höchstens ganzen Meile zu halten. Die Flotte segelte längs der Küste hin. Auf jedem Transportschiffe hatte Belisarius acht Soldaten zur Bedeckung gelassen. Auf dem Marsche ward die schärfste Kriegszucht beobachtet. Einige Soldaten, welche einen Obstgarten geplündert hatten, ließ Belisarius fürchterlich mit Geiselhieben zerfleischen. Aber diese Strenge war nothwendig; und die Soldaten selbst fühlten bald ihre wohlthätige Wirkung; denn nirgends verließen die Einwohner bei Annäherung des Heeres ihre Wohnungen, nirgends wurden Getreidevorräthe vergraben oder verborgen; überall kamen im Gegentheile die Einwohner selbst den Römern entgegen, versahen sie im Ueberfluß und um die wohlfeilsten Preise mit allen Bedürfnissen; gaben über alles, worüber sie gefragt wurden, die sicherste Auskunft, und zeigten überhaupt eine Willfährigkeit, die man selbst gegen befreundete Heere nur selten zu zeigen geneigt ist. In den Städten, durch welche die Römer kamen, worunter Leptis und Adrumetum die größten waren, wurden weder Kramläden noch Werkstätten geschlossen, selbst die Geschäfte der dort angestellten Beamten nicht unterbrochen. Verwaltung und Gerechtigkeitspflege gingen ihren gewöhnlichen Gang; nur daß, sobald eine Stadt den Römern gehuldigt hatte, Alles im Namen des römischen Kaisers darin geschah. Die Tagmärsche waren nie stärker als höchstens von vier Stunden, und das Nachtquartier ward, je nachdem die Gegend es

erlaubte, entweder in einer Stadt oder in einem, durch Gräben und Pallisaden befestigten Lager genommen.

28. Sobald die Nachricht von der Landung der Römer in Hermione angekommen war, sandte Gelimer einen Eilboten an seinen Bruder Ammatas nach Carthago mit dem Befehle, den alten Hilderich nebst dessen Neffen Edemer — Hoamar war im Gefängnisse schon gestorben — sammt noch einigen anderen der wärmsten Anhänger des entthronten Königes erdrosseln zu lassen. Der grausame Befehl ward befolgt; aber die Folgen dieser blutigen Maßregel waren für niemand verderblicher als für Gelimer selbst. Die vornehmen Vandalen, im Besitze großer Reichthümer und seit einem halben Jahrhundert an träge Ruhe und schwelgende Ueppigkeit gewöhnt, waren nicht sehr geneigt, die Bequemlichkeiten eines genußreichen Lebens gegen die Entbehrungen eines Feldlagers und die Beschwerden gefahrvoller Heerzüge zu vertauschen. Indessen hätte der Stolz, welcher jeder ehemals kriegerischen Nation, auch wenn der alte Geist längst schon aus derselben entflohen ist, gewöhnlich lange Zeit nachher noch eigen bleibt, sie endlich dennoch gezwungen, der Stimme der Ehre und dem Rufe ihres Monarchen zu folgen; aber nun gab die Ermordung Hilderich's ihnen einen erwünschten Vorwand, ihre Feigheit und Weichlichkeit unter einem vorgeblichen Abscheu gegen den Mörder ihres Königs zu verbergen. Viele blieben also sorgenlos auf ihren Landsitzen und sahen ruhig dem Gange der Dinge zu, während andere ohne weiters zu den Römern übergingen. Der an dem königlichen Greis verübte Mord beraubte den Usurpator beinahe der Hälfte seiner Streitkräfte. Uebrigens war die That eben

so unpolitisch als unmenschlich; sie beförderte blos das Interesse des Kaisers. In einem gleich nach der Landung erlassenen Manifeste hatte Belisarius erklärt, daß die Römer nicht gekommen wären, um die Nation der Vandalen zu bekriegen oder Afrika zu erobern, sondern blos um einen Thronräuber zu züchtigen und einem gefangenen Könige seine Freiheit und seine Krone wieder zu erkämpfen. Aber jetzt, da Hilderich todt war, hatten auch die Römer allein nur Ansprüche auf alle Früchte ihrer künftigen Siege, und das Recht, welches der Sieg dem Sieger über den Besiegten gibt, unterlag nunmehr keinem fernern Zweifel.

29. Gerne hätte Gelimer den Krieg bis zur Ankunft seines Bruders Tzazon aus Sardinien in die Länge gezogen; aber das unaufhaltsame Vordringen der Römer auf der kürzesten Linie gegen Carthago zwang ihn zu einem entscheidenden Schlag und der Operationsplan, den er entwarf, bewies, daß es ihm an Kriegskunde nicht gebrach. Durch seine rastlose Thätigkeit, durch Belohnungen und Versprechungen jeder Art war es ihm gelungen, ein ziemlich zahlreiches Heer in der Provinz Byzacene um sich her zu versammeln; auch die ihm unterworfenen oder befreundeten maurischen Stämme hatten ihm Hülfstruppen geschickt, oder standen im Begriffe, solche zu ihm stoßen zu lassen. Seinem Bruder Amatas gab Gelimer nun Befehl, die ganze waffenfähige Mannschaft der Vandalen von Carthago und der Umgegend aufzubieten, mit derselben bis an den Engpaß bei Decimus*) den Römern entgegen zu

*) Ein Meilenzeiger, decimus genannt; weil man von Carthago bis dahin zehn Meilen rechnete, mithin dieser Meilenzeiger auch der zehnte war.

rücken, und sobald ein Theil des römischen Heeres aus dem engen Thale hervorgebrochen seyn würde, mit seiner ganzen Macht über denselben herzufallen. Seinem Neffen Gibbamund befahl er, sich mit zweitausend Mann in die linke Flanke der Römer zu werfen, sie aber nicht eher anzugreifen, bis Amatas mit dem römischen Vordertreffen handgemein geworden seyn würde. Er selbst wolle mit der Hauptmacht den Römern von Hermione aus, welches ihnen im Rücken lag, folgen und sie dann zur nämlichen Zeit mit seinen ihnen weit überlegenen Massen in dem Rücken angreifen. Der Tag und die Stunde, wann dieser dreifach kombinirte Angriff Statt haben sollte, waren genau und richtig berechnet. — Ward Gelimer's Plan genau befolgt; so war es, wie auch die Folge der Geschichte es beweißt, um das Heer der Römer geschehen. Aber Amatas Feldherrnberuf lag blos in seiner persönlichen Tapferkeit; es fehlte ihm an Kopf wie an Erfahrung. Von kriegerischer Jugendhitze hingerissen, wartete er nicht einmal, bis die vandalischen Schaaren sich in Carthago zusammengezogen hatten, befahl ihnen daher, nur in kleinen Abtheilungen, so wie zwanzig oder dreißig Mann marschfertig wären, ihm zu folgen, setzte sich hierauf an die Spitze von dreihundert Reitern und rückte damit den Römern weit über den Engpaß bei Decimus entgegen. Hier stieß er bald auf den römischen Vortrab unter Johann von Armenien. Das Gefecht begann auf der Stelle. Amatas focht mit der, allen Prinzen des Gelimerschen Hauses eigenen Tapferkeit, tödtete mit eigener Hand zwölf Feinde, ward aber endlich von der Mehrzahl umringt und erschlagen. Sobald Amatas gefallen war, nahmen die Vandalen die Flucht. Unterwegs stießen sie auf mehrere Abtheilungen, welche, dem erhaltenen Befehle gemäß, dem Amatas gefolgt waren; diese wurden jetzt ebenfalls von pani-

schem Schrecken ergriffen und nun war die ganze Straße nach Carthago mit Fliehenden bedeckt.

30. Auch Gibbamund eilte dem zum Angriffe bestimmten Tage weit voran. Auf seinem Marsche war er auf das aus achthundert Scythen bestehende Seitendetaschement gestoßen. Für Gibbamund waren **Flucht** oder **Rückzug** gleichbedeutende Ausdrücke, und brav wie sein Degen, hielt er das eine für so schmachvoll wie das andere. Sein aus zweitausend Mann bestehendes Corps ließ er also Halt machen, griff jedoch, was unerklärbar ist, den Feind nicht an, sondern erwartete in festgeschlossenen Reihen dessen Angriff. — Bei mehrern scythischen Stämmen war es ein altes Herkommen, daß, vor dem Anfange einer Schlacht oder eines Gefechtes, das älteste Familienhaupt das Vorrecht hatte, voranzureiten und den ersten Pfeil gegen den Feind abzuschießen. Dieses Vorrecht übte jetzt ein ungemein kühner und starker Massaget. Ohne Begleitung und in weiter Entfernung von den Seinigen, sprengte er ganz dicht an den Feind heran, schnellte seinen Pfeil ab und erwartete den Kampf. Die Vandalen, voll Erstaunen über diese unerhörte Kühnheit, blieben unbeweglich; der Schuß des Scythen ward nicht einmal erwiedert, und der kühne Barbar, in der stolzen Meinung, daß Schrecken alle ihre Glieder lähme, rief seiner Schaar zu: „Heran, Kameraden! sie sind unsere Beute und warten nur, daß wir sie auffressen.“ Wüthend und unter Siegesgeschrei stürzen die Scythen auf den Feind. Die Vandalen leisten nur schwachen Widerstand, nehmen bald größtentheils die Flucht. Nur Gibbamund und einige seiner Braven bieten dem Feinde noch die Stirne, kämpfen mit Unerschrockenheit, tödten viele Scythen und fallen endlich mit Wunden bedeckt in dem Gefechte. Der Sieg war

vollständig, obgleich die Scythen, der Zahl nach, beinahe dreimal schwächer waren als ihre Gegner.

31. Weder Belisar noch Gelimer wußten etwas von den zwischen Amatas und Johann von Armenien, und Gibbamund und den Scythen vorgefallenen Gefechten. Unkundig dieser Vorfälle, zog jeder ruhig seine Straße. Als Belisar nur noch ungefähr zwei Stunden von Decimus entfernt war, ließ er sein Heer ein Lager beziehen. Aber ungleich stärker und sorgfältiger als gewöhnlich ward dieses befestiget; und die Gegend, wo es stand, gewährte eine sichere und vortheilhafte Position. Auf einen einzigen Wurf wollte Belisar nicht den Gewinn oder Verlust des jetzt beginnenden, blutigen Würfelspiels setzen. Er ließ also alles Fußvolk, nebst seiner Gemahlin Antonina und dem Geschichtschreiber Procopius in dem stark befestigten Lager zurück und beschloß, an der Spitze seiner sämmtlichen Cavallerie eine allgemeine Recognoscirung gegen den Feind zu unternehmen. Die Reiterei der Bundesgenossen, das heißt die Reiterschaaren der Scythen, Hunnen und Heruler sandte er voraus; mit allen übrigen Reiterkohorten folgte er selbst in mäßiger Entfernung seinem Vortrab.

32. Hätte Belisarius gewußt, daß die Hauptmacht der Vandalen ihm im Rücken stünde; so würde er schwerlich diese Maßregel ergriffen haben. Zum Glück für die Römer verlor Gelimer, durch das ungleiche Terrain und das Gewinde der Hügel und Gebirge irre geleitet, die Richtung seines Marsches, zog unachtsam an dem Heer der Römer vorüber und kam beinahe zu gleicher Zeit mit ihnen auf der Wahlstätte an, wo das für Amatas so unglückliche Gefecht vor einigen Tagen vorgefallen war. Gelimer wollte so eben von einer Anhöhe herabmarschiren, als er die

vereinten Reiterschaaren der römischen Bundesgenossen erblickte. Er ließ sogleich zum Angriff blasen. Wüthend stürzten sich die Vandalen auf den Feind und an Zahl demselben weit überlegen, schlugen sie ihn gleich beim ersten Angriff in die Flucht. Die Fliehenden stießen unterweges auf ein römisches Detaschement von achthundert Pferden unter dem Befehle des Uliaris, eines Officiers der Leibwache des Belisarius. Statt die Fliehenden zu sammeln, sie zu formiren und wieder gegen den Feind zu führen, oder wenigstens fechtend und in Ordnung sich zurück zu ziehen, wandte auch Uliaris den Vandalen den Rücken und warf in unordentlicher Flucht sich auf das Hauptcorps des Oberfeldherrn zurück. Um die Flucht zu beschönigen, ward nun die Stärke des Feindes weit übertrieben; der ganze römische Heerhaufen gerieth darüber in Bestürzung; und hätte Gelimer seinen errungenen Vortheil zu benutzen gewußt, hätte er die fliehende Reiterei der Bundesgenossen verfolgt und die bestürzten Römer mit seiner ganzen, ihnen weit überlegenen Macht angegriffen, so würde wahrscheinlich diese Stunde sein und der Römer Schicksal entschieden haben. *) Aber als Gelimer von der Anhöhe her-

---

*) Höchst merkwürdig ist die hierauf sich beziehende Stelle bei Procopius; wir geben daher sie dem Leser hier in den eigenen Ausdrücken des Geschichtschreibers:

Ενθένδε ὀυκ ἔχω ἐιπεῖν, ὅ τι ποτε παθὼν Γελίμερ, ἐν ταῖς χερσὶν ἔχων τὸ τοῦ πολέμου κράτος, ἐθελούσιος ἀυτὸ τοῖς πολεμίοις μεθῆκε· πλὴν ἐι μη ἐις τὸν Θεὸν καὶ τὰ τῆς ἀβουλίας ἀναφέρειν δεήσει· ὃς ἡνίκα τι ἀνθρώπῳ ξυμβῆναι βούλεται φλαῦρον, τῶν λογισμῶν ἁψάμενος πρῶτον, ὀυκ ἐᾷ τὰ ξυνοίσαντα ἐς βουλὴν ἔρχεσθαι· ἔι τε γὰρ τὴν δίωξιν ευθυωρὸν ἐποιήσατο, ουδ᾽ ἂν ἀυτὸν ὑποστηναι Βελισάριον ὄιμαι, ἀλλ᾽ ἄρδην ἅπαντα ἡμῖν διαφθαρῆναι τὰ πράγματα· τοσοῦ-

abgekommen war und die mit erschlagenen Vandalen bedeckte Wahlstätte sah, ahnete er das Schicksal seines Bruders. Er befahl sogleich nachzusehen, ob derselbe sich ebenfalls unter den Todten befände. Die Leiche des Amatas ward bald gefunden. Besinnungslos überließ Gelimer sich jetzt seinem grenzenlosen Schmerze; er stieg von dem Pferde ab, warf sich auf den entseelten Körper, bejammerte unmännlich den frühzeitigen Tod eines hoffnungsvollen Bruders und fiel endlich gar auf den unglücklichen Gedanken, den Ueberresten desselben und aller übrigen erschlagenen Vandalen die sogenannte letzte Ehre zu erzeigen. Statt des belebenden, ermunternden Siegesgeschreies, hörte man unter den Vandalen jetzt nichts als Klaglieder und Jammertöne, und eine kostbare, nie wiederkehrende Zeit ging unter zwecklosen Trauer- und Leichenceremonien verhängnißvoll verloren.

33. Belisarius, durch lange Erfahrung belehrt, was von den Rapports vor dem Feinde davon gelaufener Officiere und Soldaten zu halten sey, hatte sich durch deren Bericht nicht im mindesten schrecken lassen.

τον δὴ τό τε τῶν Βανδίλων πλῆθος τό τε αὐτῶν καὶ Ῥωμαίων δέος ἐφαίνετο.

Quid causae deinde fuerit cur Gelimer, cum victoriam haberet in manibus, eam hosti sponte dimiserit, explicare non queo: nisi dicam ipsam quoque *imprudentiam referendam ad Deum esse;* qui casum alicui adversum destinans, *prius mentem illius praepedit,* nec utile consilium inire sinit. Ille certe si protinus insecutus esset fugientes, cessisset ipse, meo quidem judicio, Belisarius, *resque omnes nostrae pessum ivissent:* tantus Vandalorum exercitus, tanta Romanorum trepidatio esse videbatur. (Nach der lateinischen Uebersetzung des gelehrten Jesuiten Maltretus.)

Die hohe Zuversicht des Feldherrn belebte auf das neue wieder die Römer, und während Gelimer und seine Vandalen noch dem so eben erwähnten, höchst unzeitigen Geschäfte oblagen, kam Belisarius mit der gesammten römischen Reiterei herangesprengt. Die Vandalen, wovon die mehrsten ihre Schlachtreihen verlassen hatten, waren schon in Unordnung, bevor noch die Schlacht begann. Die Römer griffen auf der Stelle an. Von Schmerz gebeugt hatte Gelimer allen Muth, alle Kraft verloren. Der Widerstand, den die Vandalen leisteten, war also äußerst schwach, und nach einem kurzen Gefechte, welches kaum eine Stunde dauerte, nahm Gelimer's ganzes Heer die Flucht. — In der Schlacht selbst, wenn man anders diesen Vorfall so nennen darf, hatten die Vandalen höchstens achthundert, die Römer zweihundert Mann verloren.

34. Höchst unbedeutend war demnach der Verlust der Vandalen. Eine Niederlage hatten sie nicht erlitten, waren blos von dem Schlachtfelde gewichen und eine Menge von Hülfsquellen stand Gelimer'n noch zu Gebote. Seine nicht sowohl geschlagene, als blos zerstreute, und zwar nicht sehr weit zerstreute Armee konnte er in der Nacht wieder sammeln, bei der von den Zeitumständen den Römern gebotenen Vorsicht und daher rührenden Langsamkeit ihres Marsches, noch vor denselben Carthago erreichen, dort durch die zahlreiche, waffenfähige, zum Ausmarsch schon gerüstete Mannschaft sich verstärken, selbst der an der Küste wehrlos hinsteuernden römischen Flotte sich bemächtigen*), durch Vertheidigung

*) Καὶ τὴν πόλιν ξὺν τοῖς χρήμασι διασωσάμενος, τῶν τε ἡμετέρων νεῶν οὐ πόῤῥω ἀφικομένων ἐκράτει καὶ ὅλην ἡμῖν ἀνέτελλε

der zwar schlecht befestigten, aber doch mit Mauern und Thürmen umgebenen Hauptstadt die Fortschritte der Römer hemmen, durch seine zahlreichen, leichten numidischen und maurischen Reiter ihnen die Zufuhren unendlich erschweren, sie unaufhörlich beunruhigen, täglich neue Verstärkungen an sich ziehen, auf diese Weise den Krieg in die Länge ziehen und dann in jedem Falle das ohnehin schwache römische Heer, welches binnen Jahr und Tag keine Verstärkung aus Constantinopel zu erwarten hatte, gleichsam durch dessen eigene Siege nach und nach aufreiben. Von allem diesem geschah jedoch nichts. In seiner Betäubung zog Gelimer sich gegen die numidische Wüste zurück und überließ das ganze, schöne, über hundert Meilen hingestreckte, reiche Küstenland dem Feinde.

35. Seinem zurückgelassenen Fußvolke schickte jetzt Belisarius den Befehl, unverzüglich zu ihm zu stoßen. Er selbst schlug einstweilen sein Lager auf dem Schlachtfelde diesseits des Engpasses bei Decimus auf. Sobald das Heer wieder vereint war, rückte Belisarius gegen die Hauptstadt vor. Aber der vielen, den Vandalen noch zu Gebote stehenden Hülfsmittel bewußt, marschirte er mit der größten Vorsicht; stets zum Kampf gerüstet, in Schlachtordnung und geschlossenen Gliedern. Mit hereinbrechender Nacht erschien er vor den Thoren von

---

τοῦ τε ἀπόπλου καὶ τῆς νίκης ἐλπίδα· ἀλλὰ γὰρ ἔπραξε τούτων οὐδέτερα.

Quin urbe et gaza servatis, haud longe positas naves nostras cepisset, spemque omnem cum navigationis tum victoriae nobis incidisset. At neutrum fecit.

Carthago. Die Stadt war mit zahllosen Lampen erleuchtet; der laute Jubel des Volkes scholl dem Befreier Afrika's entgegen. Es war am Vorabende des Festes des heiligen Cyprianus, des schon seit Jahrhunderten hochverehrten Schutzpatrons der afrikanischen Kirche. Auch die Arianer feierten jedes Jahr dieses Fest. Die nach dem Heiligen genannte, vor den Thoren der Stadt liegende Kirche hatten die Katholiken ihnen längst schon abtreten müssen. Herrlicher als sonst hatten jetzt die Arianer diese Kirche geschmückt; prächtiger als gewöhnlich wollten sie diesmal, zur Siegesfeier ihres Herrn, das Fest des Heiligen begehen. Als aber die Nachricht von der Niederlage der Vandalen sich verbreitete, verließen sie von selbst die Kirche, und bevor das Heer der Römer ankam, hatten die Katholiken sich schon wieder in Besitz derselben gesetzt.

36. Damit die Soldaten nicht, in der Hoffnung, bei dem Dunkel der Nacht unbekannt zu bleiben und so der Strafe zu entgehen, sich irgend einem Excesse überlassen möchten, wollte Belisarius nicht bei nächtlicher Weile in die Stadt einziehen, sondern lagerte außerhalb der Mauern derselben, in der Nähe der nach dem heiligen Cyprianus genannten Kirche.

37. In einem Gefängnisse der Burg lagen mehrere morgenländische Kaufleute in Banden. Des Verrathes angeklagt, waren sie als geheime Kundschafter des römischen Kaisers dem Tode geweihet; die Vollziehung des Urtheils sollte blos bis zur triumphirenden Rückkehr des Gelimer's verschoben werden. Jetzt trat der Kerkermeister zu ihnen in das Gefängniß. Heftig erschraken die Gefangenen über den ungewohnten, nächtlichen Besuch. „Was wollt Ihr mir geben," sagte der Kerkermeister, „wenn ich Euch so-

„gleich und noch in dieser Stunde in Freiheit setze?“— „Alles, was wir bei uns haben, und das Zweifache „noch, sobald wir in unserm Vaterlande wieder ange„kommen seyn werden.“ — „Ich begehre weder Gold „noch Silber; was ich von Euch fordere, ist blos „Eure Fürsprache bei Euerm und nun auch meinem „Herrn.“ Indem er dieses sagte, führte er sie auf eine an das Gefängniß stoßende Galerie, öffnete ein nach dem Hafen gehendes Fenster und zeigte ihnen die so eben einlaufende römische Flotte.

38. Nach ihrer Trennung von dem Landheer war Belisarius Flotte mit behutsamer Langsamkeit längs der Küste fortgesegelt und hatte nun das hermäische Vorgebirg erreicht. Dem von dem Oberfeldherrn erhaltenen Befehle zu Folge, wollte Archelaus, der Intendant der Flotte, ungefähr zwanzig Meilen unterhalb Carthago vor Anker gehen; aber Calonymus und noch einige, dieser Gewässer vorzüglich kundige Steuerleute stellten vor, daß bei den jedes Jahr, um die Zeit des Festes des heiligen Cyprianus, an den Küsten herrschenden Stürmen, die man daher auch Cypriana nannte, es hier keinen sichern Ankerplatz gäbe; die Schiffe würden Gefahr laufen, entweder zu stranden, oder zerstreut und an den Klippen zerschmettert zu werden. Die Flotte ging also wieder unter Segel und legte sich, ganz nahe bei Carthago, in dem Hafen von Stangus vor Anker. Hier vernahm Calonymus die Siege des Belisarius; und uneingedenk des Verbotes seines Oberfeldherrn, steuerte er nun sogleich mit einigen Schiffen nach Carthago, und lief, da die Einwohner aus eigenem Antriebe die Kette, mit welcher der Hafen gesperrt war, hinweggenommen hatten, bei dem Scheine zahlloser Fackeln in dem Hafen von Mandracium ein. Noch in derselben Nacht trat Calonymus mit einer Schaar bewaff-

ner Matrosen an das Land, plünderte die am Hafen gelegenen Magazine mehrerer Kaufleute, erpreßte von andern große Summen Geldes und kehrte dann mit Beute beladen wieder auf sein Schiff zurück.

39. Kaum war Belisarius von der Ankunft seiner Flotte benachrichtiget, als er sogleich an den Archelaus den Befehl sandte, daß der größte Theil der Seeleute gelandet werden sollte, um dem Triumphzug der Römer sich anzuschließen und auf diese Weise die Stärke des siegenden Heeres dem Scheine nach zu vermehren. Bevor Belisarius in die Stadt einrückte, erließ er an das Heer noch einen Tagesbefehl, in welchem er dasselbe erinnerte, daß Carthago eine römische Stadt sey. Die Einwohner, in ihrem Herzen stets römisch gesinnt, wären blos durch Gewalt der vandalischen Herrschaft unterworfen worden. Um sie von diesem Joche zu befreien, habe der Kaiser ihn und das Heer gesandt, und dieses würde den Ruhm seiner Waffen beflecken, wenn es diejenigen unterdrücken wollte, zu deren Schutz es von der Hand der Vorsehung geleitet, in Afrika gelandet wäre.

40. In dicht geschlossenen Reihen und jeden Augenblick bereit, einem feindlichen Ueberfalle mit Nachdruck zu begegnen, zog Belisarius in Carthago ein. Der frohe Zuruf des herbeiströmenden Volkes, das aus allen Gesichtszügen hervorsprechende Wohlwollen der Einwohner gegen die Römer, benahmen jedoch dem Feldherrn bald jede Besorgniß irgend eines in verrätherischem Hinterhalte lauernden Feindes. — Die Ueberwinder des Amatas unter dem tapfern Johann von Armenien eröffneten den Zug. In einiger Entfernung folgte Belisarius, an der Spitze der stolzen, trefflich berittenen römischen Reiterei mit ihren blanken, schon von ferne her schimmernden Helmen,

Schilden und Schwertern. Auf diese kam das Fußvolk, in fünf Divisionen getheilt und von eben so vielen Unterfeldherren geführt; dann die Reitergeschwader der Scythen und Hunnen; hierauf die Seesoldaten und Matrosen, wohl bewaffnet, jedoch in minder geschlossenen, sich vorsätzlich verlängernden Reihen; und den ganzen Zug schloß endlich die Reiterei der Heruler unter der Führung des klugen und kriegserfahrnen Pharas. Die Soldaten, in einer Art froher Betäubung über die ganz unerwartete, wahrhaft wunderbare Reihe von Siegen und glücklichen Ereignissen, gehorchten gerne dem menschenfreundlichen Gebote ihres Oberfeldherrn. Person und Eigenthum wurden nicht in dem Mindesten verletzt; keine Klage ward gehört, der allgemeine Jubel auch nicht durch eine einzige gegründete Beschwerde gestört. Die Magazine und Läden der Kaufleute blieben offen; keine Werkstätte ward geschlossen, kein friedliches Geschäft in seinem Gange unterbrochen, und sorgenlos und ohne Scheu trieb in der, so eben erst von einem siegenden Heere besetzten Stadt das Volk sich in den Straßen umher. Die Soldaten wurden, nachdem die nöthigen Wachen und Posten ausgestellt waren, bei den Bürgern einquartirt, und diese umarmten ihre Gäste wie Freunde und Brüder, die nach langer, schmerzlicher Trennung ein glückliches Geschick ihnen wieder in die Arme geführt hatte. Heer und Volk schienen nur eine Familie auszumachen, und ein allgemeines Fest in dem Innern der Häuser, wie auf allen öffentlichen Plätzen, feierte nun in einem immer zunehmenden Freudentaumel diese so lange fruchtlos ersehnte, glückliche Wiedervereinigung.

41. Bei seiner, sich über Alles erstreckenden Wachsamkeit hatte indessen Belisarius gleich Kunde erhalten von der in der Hafenstadt von einer Schaar Matrosen

mier Calonymus verübten Plünderung. Der Feldherr ließ den Obersteuermann rufen, gab ihm einen scharfen Verweis und zwang ihn, mit einem Eide zu versprechen, den Beraubten das Ihrige wieder zurück zu geben. Colonymus schwur den Eid, behielt aber demungeachtet das geraubte Gut. Dem Frevel folgte die Strafe auf dem Fuße. Calonymus ging bald darauf nach Constantinopel zurück, verlor gleich nach seiner Ankunft den Verstand, fiel hierauf in wüthenden Wahnsinn, zerfleischte mit den Zähnen sein eigen Gebein und starb in voller Raserei. Nach dem deutlichen und ausdrücklichen Zeugniß des Prokopius, ward das schreckliche Ende des Calonymus allgemein als eine göttliche Strafe für seinen, mit Raub verbundenen Meineid betrachtet.

Proc. B. V. c. 2.

42. Belisär nahm seine Wohnung in dem Palaste. Schon seit drei Tagen waren die Hofbeamten mit den Zubereitungen eines Festes beschäftiget, welches zur Ehre des, nach Besiegung der Römer im Triumphe zurückkehrenden Gelimer's sollte gefeiert werden. Diese Vorbereitungen waren nicht vergebens gewesen; denn sie dienten jetzt, Belisars Siege zu verherrlichen. Zu einem großen Gastmahle, welches auf seinen ausdrücklichen Befehl in dem königlichen Speisesaale, Delphica genannt, mußte gehalten werden, lud Belisarius alle Unterfeldherren und vornehme Officiere seines Heeres ein. Er selbst saß auf dem gewöhnlichen, reich geschmückten und etwas erhabener stehenden, königlichen Sitze und ließ sich von den dazu bestimmten Palastbeamten, unter den nämlichen Ceremonien und mit der nämlichen Ehrfurcht, die sie sonst ihren Königen zu erzeigen pflegten, in goldenen und silbernen Gefäßen bedienen. Es war offene Tafel; Jedem aus dem Heere, Jedem aus dem Volke war der Zutritt gegönnt. Alle Augen waren

auf den glorreichen Befreier Afrika's gerichtet; aber nie ward auch der Neid gegen denselben heftiger geweckt. Jede seiner Mienen, jede Gebärde, jedes Wort ward der boshaftesten Deutung unterworfen, um an dem Hofe von Constantinopel eine Klage des Hochverrathes gegen den großen Feldherrn darauf zu begründen. — Allen in die Kirchen geflüchteten Vandalen gab Belisarius jetzt die Freiheit, mit dem Versprechen voller Sicherheit ihrer Person wie ihres Eigenthums.

43. Den Festen und ihrem leeren Prunke schenkte Belisarius nur einen einzigen Tag; schon an dem folgenden nahmen seine gewohnte Thätigkeit ungleich wichtigere Geschäfte wieder in Anspruch. Sein erstes Augenmerk war jetzt die Befestigung von Carthago. — Als Genserich alle Festungen in Afrika schleifen ließ, machten ganz allein die Festungswerke der Hauptstadt eine Ausnahme. Aber eine beinahe hundertjährige, unter Genserich's schwachen Nachfolgern äußerst schläfrige, matte und kraftlose Regierung hatte auch diese in völligen Verfall gerathen lassen. Belisar beschloß sie wieder herzustellen. Mit ganz unglaublicher Eilfertigkeit ward dabei zu Werke gegangen. Belisar war überall gegenwärtig und ermunterte durch Reden und Belohnungen die Arbeiter. Soldaten, Matrosen und Bürger wetteiferten jetzt mit einander; zusehends erhoben sich Mauern und Thürme, und binnen etwas mehr als drei Monaten war die Stadt, welche noch vor kurzem Gelimer mit einem ganzen Heere nicht zu vertheidigen wagte, in eine beinahe unbezwingbare Feste verwandelt.

XI.

1. Selbst bei völlig entarteten, schon bis zum Verderben gebildeten Völkern erwacht bisweilen, wenn der ganze Staat in Gefahr ist, der ehemalige Gemeingeist wieder. Auch die Vandalen schreckte jetzt die so ganz unerwartete, reißend schnelle, alle Grundfesten ihres Reiches erschütternde Revolution aus ihrem bisherigen Schlummer. Die erschlafften Geister wurden wieder geweckt und die gelähmten Gemüther kamen auf das neue zum Gefühle und zum Gebrauche ihrer Kraft.

2. Gelimer hatte einen Theil seiner Truppen wieder gesammelt und sich damit in den Ebenen von Bula, ungefähr vier bis fünf Tagreisen von Carthago, gelagert. Dahin strömten nun aus allen Provinzen des Reiches die Vandalen mit ihren Schätzen, Weibern und Kindern; und es dauerte nicht lange, so standen, ohne die maurischen Räuberhorden zu rechnen, welche aus Hoffnung der Beute sich seinem Heere anschlossen, mehr als hunderttausend rüstige Krieger unter Gelimer's Fahnen.

3. Vor der Ankunft seines Bruders Tzazon mit den Truppen aus Sardinien wollte indessen Gelimer nichts gegen die Römer unternehmen. Die Wiedereroberung Sardiniens war ihm noch unbekannt; denn der Bote, welcher die Siegesnachricht überbringen sollte, war den Römern in die Hände gefallen. Nach der unglücklichen Schlacht bei Decimus schrieb also Gelimer seinem Bruder einen äußerst kläglichen Brief, in welchem er ihn bat, eiligst mit dem Heere nach Afrika zurück zu kehren, die Wiedereroberung Sardiniens auf eine bessere Zeit aufzuschieben und

dem Usurpator Godas einstweilen seine Beute zu überlassen. „Wenn das Herz des Staatskörpers," sagte Gelimer, „in Gefahr ist; so muß man diesem vor Allem zu Hülfe eilen, und es würde Thorheit seyn, sich zuerst mit einem äußern Gliede desselben zu beschäftigen." — Auf diesen Brief schiffte sich Tzazon mit seinen sechstausend Mann schleunigst ein, landete nach vier Tagen auf der Küste von Mauritanien und eilte in den angestrengtesten Märschen, mit seinen Truppen zu dem Heere seines Bruders zu stoßen. — Traurig und beugend und selbst für Gelimer's Feinde rührend war das Wiedersehen. Gleich den königlichen Brüdern, umarmten schweigend und weinend sich auch die Vandalen. Keine gegenseitigen Fragen wurden gewechselt. Die Eroberer Sardiniens forschten nicht nach den Unfällen in Afrika, und die in Afrika geblieben waren, nicht nach den glücklichen Ereignissen in Sardinien. Das Bild des gegenwärtigen, gemeinschaftlichen Unglücks erfüllte ihre ganze Seele, ließ keiner andern Vorstellung mehr Raum.

4. Nach Vereinigung beider Heere rückte Gelimer vor Carthago, schlug unter den Mauern der Stadt sein Lager auf und bot den Römern die Schlacht an. Aber Belisarius wollte diese nicht liefern, bis die neuen Festungswerke größtentheils vollendet wären. Seiner Seits wagte auch Gelimer keinen Angriff auf eine Stadt, die von fünfzehntausend Römern unter der Anführung eines Feldherrn, wie Belisarius, vertheidiget ward. Er zog sich also wieder zurück, theilte sein Heer in mehrere Haufen, besetzte damit alle Straßen, welche nach Carthago führten, zerstörte eine prächtige Wasserleitung, schnitt der Stadt alle Zufuhren ab und befeindete dieselbe auf alle nur mögliche Weise. Zu gleicher Zeit suchte

Gelimer mit Hülfe einiger seiner in Carthago zurück gebliebenen Anhänger geheime Unterhandlungen mit den, im römischen Dienste stehenden Scythen und Hunnen anzuknüpfen. Er wußte, daß sie, ohnehin im höchsten Grade unzufrieden mit der Strenge der römischen Disciplin, nur mit dem äußersten Widerwillen in diesem Kriege dienten, weil sie in dem falschen Wahne standen, daß auch, nach glücklicher Beendigung desselben, sie als Besatzung in Afrika bleiben, mithin nie mehr ihr Vaterland wiedersehen würden. Durch glänzende Versprechungen gelang es Gelimer'n, sämmtliche Anführer dieser Schaaren in sein Interesse zu ziehen, und sie versprachen ihm, im Augenblicke der Schlacht ihre Waffen gegen die Römer zu wenden. Auch auf den geheimen Beistand der Arianer, besonders jener, welche in dem römischen Heere dienten, setzte Gelimer große und nicht ungegründete Hoffnungen.

5. Zum Glücke ward Belisarius durch einen abermaligen, seinen Waffen günstigen Zufall noch zu rechter Zeit von diesen geheimen Umtrieben in Kenntniß gesetzt. Laurus, einer der angesehensten Einwohner von Carthago, ein Arianer und Gelimer's vornehmster Unterhändler, verlor einen von dem Könige der Vandalen eigenhändig geschriebenen Brief. Ein Officier der Leibwache fand denselben, brachte ihn dem Feldherrn, und das ganze Complott war entdeckt. Laurus ward auf dem großen Marktplatze von Carthago aufgehangen. Dies Beispiel der Strenge schreckte andere von ähnlichen Unternehmungen ab. Gegen die Massageten und Hunnen glaubte Belisarius, noch einige Zeit die Miene der Verstellung annehmen zu müssen. Er ließ sie nicht fühlen, daß er von ihrer Treulosigkeit unterrichtet sey, er zeigte sich im Gegentheile ihnen noch willfähriger als

je, und da sie den Trunk sehr liebten, so ließ er jetzt öfters sehr reichliche Spenden an Wein unter sie vertheilen. Diese liebreiche Behandlung gewann ihm auf das neue wieder die Herzen der Barbaren; sie entdeckten ihm jetzt selbst ihre Verrätherei und gelobten, durch verdoppelten Diensteifer und unverbrüchliche Treue, ihren Fehler wieder gut zu machen. Um ihnen alle Besorgniß zu benehmen, versprach Belisarius unter einem Eide, sie sämmtlich, sobald der Krieg beendiget seyn würde, in ihr Vaterland zurück zu schicken.

6. Auf jeden römischen Kopf hatte Gelimer indessen einen ungeheuern Preis gesetzt; aber er verschwendete unnöthigerweise sein Geld; zwar wurden ihm von den Bauern und Landleuten viele römische Köpfe gebracht; aber es waren keine Köpfe römischer Soldaten, sondern blos von Fuhrknechten und Troßbuben, welche, um zu plündern, bisweilen in den herumliegenden Dörfern umherstreiften. Aber bei allem dem kam dadurch doch einmal in die größte Gefahr ein gewisser Dorotheus, einer der ausgezeichnetesten Officiere des römischen Heeres. Mit einem Detaschement von zwei und zwanzig Reitern hatte ihn Belisarius zu einer Recognoscirung ausgesandt. Er fand weit und breit keinen Feind. Aber durch einen ziemlich langen und beschwerlichen Marsch waren Mann und Roß ermüdet. Dorotheus gönnte ihnen einige Ruhe und beschloß daher, die Nacht in einem Maierhofe zuzubringen. Sich in völliger Sicherheit wähnend, sattelten die Reiter ihre Pferde ab, pflegten sich selbst so gut sie konnten und überließen ihre ermüdeten Körper einem erquickenden Schlafe. Aber den Bauern des Dorfes gelüstete nach den Köpfen der Römer, oder vielmehr nach dem Preis, welcher darauf gesetzt war. Selbst zu schwach oder zu feig,

das kleine Detaschement zu überfallen und zu erschlagen, hatten sie durch einen Eilboten Gelimer'n davon Kunde gegeben. Dieser sandte dreihundert Mann mit dem Befehle, die römischen Reiter wo möglich alle lebendig gefangen zu nehmen. Ungefähr gegen Mitternacht kamen die Vandalen an. Damit aber ja kein Römer, geschützt durch nächtliches Dunkel, ihnen entkommen möchte, verschoben sie den Angriff bis zum Anbruch des Tages und umringten nur einstweilen das Haus. Unglücklicherweise für die Vandalen erwachte einer von den Römern noch vor Tagesanbruch, hörte leises, bisweilen mit Waffengeräusch vermischtes Murmeln auf der Straße, ging an das Fenster, überzeugte sich von dem, was er schon geahnet hatte, und eilte nun seine Kameraden aufzuwecken. In der größten Stille gehen diese in den Stall, satteln ihre Pferde und greifen zu ihren Waffen. Dicht an einander geschlossen, stellen sie sich vor das Thor. Plötzlich wird dieses jetzt geöffnet; mit Ungestüm stürzt der kleine Haufen heraus. Was sich widersetzt, wird rechts und links niedergestoßen und, mit verhängtem Zügel dahin sprengend, entkamen die Römer glücklich den Händen ihrer Feinde. Dorotheus verlor nur zwei Mann; er selbst erhielt vier Wunden, wovon jedoch keine sein Leben in Gefahr setzte.

7. Von seinen Intriguen und geheimen Verbindungen in Carthago nichts mehr hoffend, entschloß sich Gelimer endlich zu einer Hauptschlacht. Bei Tricameron, ungefähr zwanzig römische Meilen von Carthago, zog er seine ganze Macht zusammen. Auch die Römer, stolz auf ihre bisherigen Siege, und daher voll Verachtung gegen den, obgleich zehnmal stärkern Feind, brannten vor Begierde sich zu schlagen. Um die Stellung des feindlichen Heeres genauer zu erkunden und durch kleine Gefechte dasselbe einstweilen

zu beschäftigen, sandte Belisarius den Johann von Armenien mit dem leichten Fußvolk und der gesammten römischen Reiterei voraus. Er selbst behielt nur seine Leibwache, nebst fünfhundert Reitern und mit diesen folgte er dem Johann von Armenien beinahe auf dem Fuße. Das schwer bewaffnete Fußvolk hatte Befehl, erst am folgenden Tag Carthago zu verlassen. Während ihres Marsches wurden die Römer nicht im mindesten von den Vandalen beunruhiget und in einer Entfernung von höchstens drei Stunden von dem Feinde, schlugen sie am Abende des Tages ihr Lager auf.

8. Belisarius war nicht gesonnen, gleich am folgenden Tage schon eine Schlacht zu liefern; auch vermuthete er nicht, von Gelimer'n dazu gezwungen zu werden. Die römischen Soldaten waren also ruhig in ihren Zelten und gerade mit Zubereitung ihres Mahls beschäftiget, als auf einmal von den Vorposten die Nachricht einlief, daß der Feind mit seiner gesammten Macht gegen das römische Lager anrücke. Augenblicklich standen die Römer unter den Waffen. Die römische Reiterei, nebst der Leibwache des Feldherrn mit der Hauptfahne, bildete das Centrum; auf den Flügeln standen die Reitergeschwader der Bundesgenossen. Das leichte Fußvolk, von Belisarius selbst geführt und auf seinen beiden Flanken durch fünfhundert Reiter gedeckt, stand in dem zweiten Treffen. Das Corps der Scythen bildete die Reserve, war aber so gestellt, daß auch nicht die mindeste verrätherische Bewegung dem Auge des Feldherrn hätte entgehen können.

9. Kaum hatte Belisarius seine Linien formirt, als man auch schon die feindlichen Colonnen erblickte. Ein nicht sehr breiter Bach trennte beide Heere. Un-

vor den Augen der Römer entwickelte Gelimer seine Schlachtreihen. Er stellte sein ganzes Heer nur in ein einziges Treffen. Die Linie war unabsehbar und das ganz unverhältnißmäßig schwächere Heer der Römer auf beiden Seiten weit überflügelt. Statt die Römer unverzüglich anzugreifen, erwarteten demungeachtet die Vandalen selbst den Angriff des Feindes; und auf Tzazon, welcher mit dem Kern des Heeres in dem Mittelpunkte desselben stand, beruhete nun einzig und allein, wie es schien, alle Hoffnung Gelimer's und der zum Kampfe ausgezogenen vandalischen Nation.

10. Belisarius, der die Gefahren seiner Stellung wohl einsah, beschloß sogleich mit seiner ganzen Macht das feindliche Centrum anzugreifen. Auf seinen Befehl ging Johann von Armenien mit der gesammten römischen Cavallerie über den Bach und begann die Schlacht. Aber unerschütterlich wie Mauern standen Tzazon's Truppen; sie hatten ihre Wurfspieße und Lanzen von sich geworfen, und empfingen den Feind mit dem blanken Schwerte; und hätten alle übrigen Corps gleichen Muth, gleiche Entschlossenheit gezeiget; so würde an diesem Tage Gelimer auf das neue wieder den Thron von Carthago bestiegen haben. Dreimal wurden die Römer über den Bach wieder zurückgeworfen. Aber nun eilte auch Belisarius mit seinen fünfhundert Reitern herbei. Johannes von Armenien ergriff die Hauptfahne, und unter dem Rufe: „Sieg oder Tod!" stürzen beide Feldherren sich mitten unter den Feind. Unwiderstehlich war jetzt der Angriff der Römer; Tzazon und viele seiner Braven um ihn her wurden erschlagen, und das Centrum des feindlichen Heeres ward völlig gesprengt. — Noch waren Gelimer's beide Flügel nicht zum Gefechte gekommen. Durch eine geschickte

Schwenkung hätten sie nun leicht den kleinen römischen Heerhaufen in die Flanken und den Rücken nehmen können; aber Tzazon's Tod und die Niederlage seiner Truppen verbreiteten solche Bestürzung, daß alle Vandalen die Flucht ergriffen. Das ganze Schlachtfeld war mit Fliehenden bedeckt, die, ohne an einen fernern Widerstand zu denken, blos ihr befestigtes Lager zu erreichen suchten; und Belisarius hatte nun — was wirklich ganz unglaublich zu seyn scheint — blos mit seiner, höchstens in sechstausend Pferden bestehenden Cavallerie, ein Heer von wenigstens hundert und vierzigtausend Mann in die Flucht geschlagen. Der Verlust der Römer war fünfzig, jener der Vandalen ungefähr tausend Mann, wovon jedoch die mehrsten nicht in der Schlacht, sondern erst auf der Flucht den Tod gefunden hatten.

11. Der Feind ward nicht lange verfolgt. Belisarius ließ zum Rückzuge blasen; denn der Tag fing an sich zu neigen, und doch sollten an demselben noch die Römer das Lager der Vandalen erstürmen. Mit Schmerzen erwartete daher Belisarius die Ankunft seines Fußvolkes. Als dieses zu ihm stieß, war die Nacht schon eingebrochen; aber demungeachtet führte Belisarius, ohne Zeit zu verlieren, sein Heer gegen das feindliche Lager. Sobald Gelimer hörte, daß die Römer sogar sein befestigtes Lager stürmen wollten, verfiel er in eine völlige Apathie, und ohne die mindesten Anstalten zu treffen, ohne irgend einen Befehl zu ertheilen, entwischte er heimlich und nur von wenigen seiner Vertrauten begleitet aus dem Lager. Die Flucht des Königs ward bald ruchbar. Die Verwirrung stieg jetzt auf das höchste. Alles hielt man für verloren und ohne auf das Jammergeschrei ihrer Weiber und Kinder zu achten, suchten alle Vanda-

len ihr Heil blos in der Flucht. Mit leichter Mühe wurde das Lager von den Römern erobert; alle Vandalen, die durch schleunige Flucht sich noch nicht gerettet hatten, wurden ermordet, ihre Weiber und Töchter der frechsten Willkühr der Sieger überlassen und der ganze ungeheure, seit länger als einem Jahrhundert aus allen Gegenden der Welt zusammengeraubte und hier aufgehäufte Reichthum ward eine Beute der Römer.

12. Aber für den Feldherrn hatte nun eine schwere und bange Stunde geschlagen. Belisar's ganzes Heer überließ sich der zügellosesten Ausgelassenheit. Zum Unglück verhüllte eine besonders dunkle Nacht mit ihrem schwarzen Schleier die greulvollsten Scenen der Grausamkeit, Raubsucht und Wollust. Dem Feldherrn war es daher durchaus nicht mehr möglich, den rohen Ausbrüchen wilder Leidenschaften zu steuern. Weder Befehle noch Bitten wurden mehr gehört. Ganze Schaaren verließen ihre Fahnen; keine Cohorte, keine Manipel war mehr um ihre Führer versammelt. Die römischen Soldaten, sonst so folgsam der Stimme ihres Feldherrn, aber jetzt taumelnd von Raubsucht und Wollust, zerstreueten sich über die ganze Gegend in einem Umfange von mehrern Meilen. Jeder Wald, jedes Gebüsch, jede Höhle, jedes einzeln stehende Gebäude, kurz jeder Ort, wo sie noch verborgene oder vergrabene Kostbarkeiten vermuthen konnten, ward sorgfältig durchsucht; und das ganze Heer, völlig aufgelöset und zerstreut, streifte in kleinen Haufen von höchstens fünf bis sechs Mann, mit Beute beladen und vom Rauben und Morden ermüdet, ohne Führer und in wilder Unordnung in weiter Ferne umher. Hätten nur einige tausend Vandalen sich wieder ermannt;

hätten sie, wenn auch blos um die Flucht und den Rückzug der Ihrigen zu decken, sich wieder gegen den Feind gekehrt; so würde schwerlich auch nur ein Einziger der siegenden Römer dem Schwerte der besiegten Vandalen entronnen seyn.

13. Kummer- und besorgnißvoll und dabei noch tief gebeugt durch die Schande, womit sein Heer sich bedeckte, durchwachte Belisarius auf dem Schlachtfelde eine lange Nacht. Als der Morgen graute, pflanzte er die Hauptfahne auf einem Hügel auf, sammelte zuerst einige von seiner Leibwache um sich her und brachte dann den Tag damit zu, das Heer nach und nach zu sammeln und Zucht und Ordnung wieder herzustellen.

14. Seine ganze Aufmerksamkeit schenkte hierauf Belisar dem besiegten Feinde. Alle gefangenen Vandalen, so wie auch jene, welche sich in die Kirchen der umliegenden Dörfer und Städte geflüchtet hatten, nahm er in seinen Schutz; begab sich selbst überall hin, sprach ihnen Muth zu, ließ sie jedoch entwaffnen, in mehrern Abtheilungen nach Carthago abführen, und gab Befehl, sie dort mit der größten Schonung und Milde zu behandeln.

15. Belisarius hätte gewünscht, den Gelimer entweder auf der Liste der Todten oder Gefangenen zu sehen; denn mit dem Tode oder der Gefangenschaft dieses Königs hatte der Krieg ein Ende. Dem Johann von Armenien, einem seiner besten und treuesten Unterfeldherren gab er also den Auftrag, mit zweihundert Reitern den fliehenden Gelimer zu verfolgen und wo möglich sich desselben todt oder lebendig

zu bemächtigen. Rastlos verfolgte nun der brave Armenier den flüchtigen Fürsten; und schon war er dem Ziele seiner Wünsche ganz nahe, als ein höchst unglücklicher Zufall ihn einer Ehre beraubte, die er seiner hohen Verdienste wegen vor allen Andern verdient hätte. In dem Gefolge des Johannes von Armenien befand sich auch der oben schon erwähnte Uliaris von der Garde des Belisarius. Er war im Ganzen genommen ein braver Officier, aber leider dem Trunke sehr ergeben und oft, bevor noch die Sonne aufging, schon berauscht. Am sechsten Tage seines Marsches brach Johannes von Armenien sehr frühe auf. Ziemlich nahe hinter ihm ritt Uliaris und war, seiner löblichen Gewohnheit nach, schon wieder besoffen. Ein Vogel flog vorüber und setzte sich auf einen nahe stehenden Baum. Uliaris wollte ihn schießen; aber unvermögend im Rausche den Bogen gehörig zu führen, traf sein Pfeil nicht den Vogel, sondern den Johannes von Armenien; dieser stürzte sogleich vom Pferde; Alles lief herbei; die Wunde war tödtlich, denn der Pfeil hatte ihm den Hals durchbohrt. An fernere Verfolgung des Gelimer's ward nun nicht mehr gedacht; jedermann war blos mit der Erhaltung eines so kostbaren Lebens beschäftigt. Aller angewandten Sorgfalt ungeachtet starb, von dem ganzen Heere schmerzhaft bedauert, der tapfere Johann von Armenien am Abend des dritten Tages. Als Belisarius die traurige Botschaft erhielt, eilte er selbst herbei, vergoß Thränen auf dem Grabe des Edeln, befahl dem Andenken des Verstorbenen ein, dessen Verdiensten entsprechendes Denkmal zu errichten und wies eine jährliche Rente an, welche zur Erhaltung des herrlichen Monuments sollte verwendet werden. — Dem Uliaris hatte Belisarius schon das Urtheil gesprochen, aber alle, welche Augenzeugen des unglücklichen Ereignisses waren, baten für ihn um Gnade;

und als Belisarius hörte, daß sie dem sterbenden Johannes unter einem Eide hatten versprechen müssen, bei dem Oberfeldherrn mit Bitten nicht nachzulassen, bis er den [illegible]aris begnadigt und den unwillkührlichen Mord ihm verziehen haben würde; so gab er nach, und hielt es für heilige Pflicht, der letzten Bitte des Verewigten in ihrem ganzen Umfange zu willfahren. — Johannes von Armenien war Held und Christ, ein Krieger ohne Furcht und Tadel, und keine böse That befleckte je sein Gewissen.

16. Belisarius zog mit dem Heere nach Hippo Regius, dem ehemaligen bischöflichen Sitz des heiligen Augustinus. Hier erfuhr er, daß Gelimer die an den äußersten Grenzen Numidiens, auf einem unzugänglichen Felsen liegende, feste Burg Medeus erreicht habe. Das Schloß konnte nicht erstürmt, blos durch Hunger zur Uebergabe gezwungen werden. Pharas, der Anführer der Heruler, ein Mann von geprüfter Anhänglichkeit an die Römer und der mit seinen Landsleuten keines der ihnen anklebenden Laster theilte, erhielt den Auftrag, mit einer von ihm selbst auserlesenen Mannschaft, auf deren Treue er sich verlassen konnte, Medeus während der Wintermonate zu blokiren.

17. Das den Belisarius auf allen seinen Schritten in diesem Kriege begleitende Glück überlieferte ihm zu Hippo nun auch Gelimer's sämmtliche Schätze und Kostbarkeiten. Gleich im Anfange des Kampfes mit den Römern hatte der König sie dem Bonifacius, einem seiner treuesten Räthe, übergeben mit dem Befehle, sie nach Hippo zu transportiren, dort den Ausgang des Krieges abzuwarten und im Falle, daß derselbe eine für ihn ungünstige Wendung nehmen sollte, damit nach Spanien zu entfliehen. Nach der

unglücklichen Schlacht bei Tricameron hatte also Bonifacius sich mit diesen Schätzen eingeschifft; aber anhaltende Stürme warfen ihn wieder auf die afrikanische Küste zurück. Vergebens wartete er hier einige Zeit auf günstige Winde; und als endlich auch die Matrosen, troß allen Bitten, Geschenken und Versprechungen, nicht mehr zur See gehen wollten; so hielt er dieses für einen Wink der Vorsehung, sandte einige seiner Leute nach Hippo und überlieferte, jedoch erst, nachdem er sich selbst eine nicht unbedeutende Belohnung gesichert hatte, sämmtliche von seinem Könige ihm anvertraute Schätze den Händen des Belisarius.

18. Die Jahreszeit und die Ueberzeugung, daß jetzt nirgends mehr ein Feind zu bekämpfen sey, bewogen den Oberfeldherrn, mit dem Heere nach Carthago zurückzukehren und dort die Winterquartiere zu beziehen. Den Salomon, einen seiner Unterfeldherren, sandte er nach Constantinopel, um dem Kaiser zu melden, daß er binnen drei Monaten die Eroberung Afrikas vollendet und das ehemalige vandalische Reich auf das neue in eine Domaine des römischen Kaisers verwandelt habe. Justinian war gerade mit seiner neuen Gesetzgebung beschäftiget, als er die unerwartete, frohe Siegesbotschaft erhielt. Alle Geschäfte wurden nun auf einige Tage unterbrochen, öffentliche Dankgebete angestellt, und der Kaiser selbst begab sich nach der Hauptkirche, um dort Gott laut für den ihm erwiesenen Schutz zu danken. Aber indem Justinian jetzt that, was jeder gottesfürchtige Monarch thun mußte, erwähnte er nur obenhin und ganz leise der Verdienste seines Feldherrn, und vergaß demnach, auch das Werkzeug geziemend zu ehren, dessen Gott sich bedient hatte, um Afrika wieder mit dem römischen Reiche zu vereinigen. Indessen bekam

er sich doch nachher eines Bessern, und wir werden in der Folge sehen, welche ganz ungewöhnliche Ehrenbezeugungen er dem zweiten Afrikanus nach dessen Rückkehr in Constantinopel erwies.

19. Viele der entlegensten Städte schickten jetzt nach Carthago Deputirte, durch die sie ihrem nunmehrigen Herrn huldigten und den Belisarius ihrer Treue und völligen Unterwürfigkeit versichern ließen. Auch die bisher von den Vandalen abhängigen Inseln ergaben sich ohne Schwertstreich. Nur Sardinien zögerte, sich den Römern zu unterwerfen. Man bezweifelte noch auf dieser Insel die glänzenden Siege des Belisarius und den völligen Sturz des vandalischen Reiches. Aber Cyrillus, ein römischer Hauptmann, ward mit dem abgeschlagenen Kopfe des Tzazon dahin geschickt, und nun erkannte auch diese Insel den römischen Kaiser für ihren Herrn. Von Sardinien ging Cyrillus nach Corsika, und auch hier brachte der Anblick des Hauptes des einst so furchtbaren Tzazon die nämliche Wirkung hervor.

20. Nach Cäsarea in Mauritanien, einer großen, sehr bevölkerten Seestadt, schiffte nur mit einer einzigen Cohorte ein römischer Tribun; ein anderer segelte nach Septum an der Meerenge von Cadix. Willig und ohne Widerstand unterwarfen sich beide Städte der römischen Herrschaft. Von dem Kaiser ward Septum (nunmehr Ceuta) nachher ungemein erweitert und verschönert; denn Justinian's Ehrgeiz fühlte sich geschmeichelt, daß sein Scepter jetzt bis an die Säulen des Herkules reiche.

21. Nach Majorca, Minorca und Ebussa (heut zu Tage Yvicca) ward, um von diesen Inseln ein

Namen des Kaisers Besitz zu nehmen, der verdienstvolle Apollinaris geschickt. Auch diesem war der Ruhm des Belisarius überall vorangeeilet, und nirgends fand er den mindesten Widerstand. Apollinaris war ein Afrikaner und stand ehemals in König Hilderich's Diensten. Als dieser von seinem Vetter Gelimer von dem Throne in das Gefängniß gestürzt ward, entfloh der treue Diener aus Afrika und ging nach Constantinopel, um für seinen unglücklichen Monarchen den Schutz des römischen Kaisers zu erflehen. Er begab sich nachher auf die Flotte des Belisarius, begleitete diesen nach Afrika, diente während des Krieges mit ungemeinem Eifer, erprobte sich stets als einen eben so verständigen, wie redlichen Mann, und erhielt nun von den Römern zur Belohnung seiner treu geleisteten Dienste die Statthalterschaft oben erwähnter Inseln.

22. Als völlig vollendet konnte man zwar jetzt die Eroberung Afrika's noch nicht betrachten; denn Gelimer lebte und war nicht in der Gewalt der Römer. Aber Medene ward von Pharas enge blokirt, und die Treue und Wachsamkeit dieses Heerführers bürgten dafür, daß der vandalische Fürst würde weder entkommen, noch irgend eine Hülfe von außen erhalten können. Um alle Spuren der bisherigen vandalischen Regierung so schnell als möglich zu tilgen, wurde nun die ganze Civil- und Militär-Verwaltung der eroberten Länder auf das neue organisiret, oder vielmehr auf den ehemaligen römischen Fuß wieder gesetzt. Afrika ward in sieben Provinzen getheilt, nämlich in Mauritania Tigitana, Mauritania Cäsarensis, Numidien, die Provinz von Carthago, Bizacene, Tipoli und Sardinien; und man hielt diese neuen, von dem Mittelpunkte des Reiches so weit entlegenen Besitzungen für wichtig genug, um für sie

einen eigenen Präfektus Prätorio zu ernennen.*) Archelaus, der bisherige Intendant der Flotte ward zu dieser Würde erhoben; und da es des Kaisers Wille war, daß die Afrikaner recht bald den Unterschied zwischen der humanen römischen Verwaltung und der drückenden vandalischen Regierung fühlen sollten; empfahl er dem Archelaus nichts dringender, als Gerechtigkeit in der Verwaltung und schonende Milde gegen die Unterthanen. Unter dem Präfektus Prätorio standen sieben hohe Unterbeamten, nämlich vier Consulares und drei Präsidenten, wovon ein jeder in einer der sieben Provinzen seinen Sitz hatte, und unter der Aufsicht und Leitung des Präfekts sämmtliche Civilgeschäfte der Provinz zu besorgen hatte.

23. Damit kein Heer von Beamten das Mark der Provinzen verschlinge, ward die Anzahl derselben, ja sogar das Canzleipersonale, von dem Kaiser genau bestimmt. Mit der nämlichen Genauigkeit regelte Justinian auch die Besoldungen und Sporteln und, eifersüchtig auf die Liebe und Zuneigung seiner neuen Unterthanen, setzte er Todesstrafe auf jede Art der Erpressung, so wie überhaupt auf jeden Mißbrauch

*) Ehemals und nach der alten Eintheilung des römischen Reiches hatte Afrika keinen besondern Präfektus Prätorio. Ein Theil des Landes, nämlich Mauritania Tigitania, war, weil man es als einen Anhang von Spanien betrachtete, der Verwaltung des Präfektus Prätorio von Gallien, und das übrige römische Afrika der Verwaltung des Präfektus Prätorio von Italien überlassen. Da jetzt Spanien und Italien in den Händen der West- und Ostgothen waren, so war theils dadurch, theils wegen der Wichtigkeit und Ausdehnung der afrikanischen Besitzungen, Justinianus gezwungen, für Afrika einen eigenen Präfektus Prätorio anzuordnen.

der obrigkeitlichen Gewalt, entweder um das Volk zu bedrücken, oder das Recht zu beugen, oder gar die Gerechtigkeit an den Meistbietenden zu verkaufen. Justinian setzte ferner eine Frist von fünf Jahren fest, während welcher es einem jeden Afrikaner erlaubt seyn sollte, die ihm von den Vandalen geraubten, oder unrechtmäßig entzogenen Güter wieder zurückzufordern; und dieses Recht sollte sich auch auf die Nachkommen der beraubten Familien erstrecken, selbst bis in das dritte Glied und sogar von der Seitenlinie her. Freilich mehrten und vervielfältigten sich nun dergleichen Forderungen bis in das unendliche, und durch die ungemein verwickelten Rechtsfragen, welche dadurch erzeugt wurden, ward nicht selten der Richter wie der Sachwalter Scharfsinn auf harte Probe gesetzt.

24. Belisarius erhielt den Auftrag, die Land- und Seemacht zu bestimmen, welche nicht blos zur Behauptung der neuen Besitzungen, sondern auch zur Erweiterung ihrer Grenzen nöthig seyn könnte. Fünf Befehlshaber, deren jeder den Titel eines Dux erhielt, wurden demnach ernannt. Sie waren sämmtlich dem Prätorianischen Präfekte untergeordnet; und dieser war, nach dem System der damaligen Zeit, mit der vereinten, höchsten Militär- und Civilgewalt bekleidet. Die Militärposten, welche Belisar jenen anwies, waren: Tripoli, Leptis, Cirta, Cäsarea und Calaris (Cagliari) in Sardinien. Um die Meerenge von Cadix zu bewachen und die Westgothen in Spanien zu beobachten, wurde ein Legions-Tribun mit einer angemessenen Besatzung nach Ceuta geschickt. Er hatte den Befehl, die jenseitige Küste nicht aus dem Auge zu lassen und jede kriegerische Bewegung der Westgothen sogleich dem Dux von Mauritanien zu melden, welcher dann unverzüglich den Oberstatt-

halter in Carthago davon in Kenntniß zu setzen hatte.

25. Justinian ließ auch einige Schiffe bauen, aber es waren blos kleine, leichte Fahrzeuge, mehr geeignet, die Verbindung an den Küsten zu unterhalten, als den Grund zu einer künftigen Seemacht zu legen. Zu Folge seines, ihm so werthen Befestigungssystems glaubte der Kaiser, keiner Kriegsflotte zu bedürfen, und er betrachtete nicht, gleich dem ungleich staatsklügern Genserich, das Meer als die sicherste Vormauer und festeste Grundlage der Größe seines afrikanischen Reiches.

26. Um die vielen, unter der vandalischen Regierung völlig zerfallenen Städte wieder herzustellen, sie mit Mauern zu umgeben, mehrere davon zu befestigen, andere wieder zu erweitern und zu verschönern und selbst einige neue zu erbauen, wies Justinian ungeheure Summen an. Carthago ward mit Kirchen, Klöstern, prächtigen Säulengängen und warmen Bädern geschmückt; desgleichen auf Vaga in der Proconsularischen Provinz. Leptis und Adrumet erhoben sich wieder in ihrer vorigen Pracht. Der von dem Kaiser Septimus Severus in dem Dorfe, wo er geboren ward, errichtete, aber jetzt in schon völlig verwitterten Ruinen liegende Palast ward in dem im Anfange des dritten Jahrhunderts herrschenden Styl und Geschmack wieder erbauet. Ceuta ward eine große, mit einer Menge öffentlicher Gebäude geschmückte Stadt und zugleich auch eine, die Meerenge beherrschende, unbezwingbare Feste. Auch in Sardinien erhielt Forum Trajani, von dem Kaiser dieses Namens erbauet, neue, an Höhe und Festigkeit beinahe jenen der Hauptstadt dieser Insel gleichkommende Mauern. Kurz, man zählte blos in Afrika

mehr als hundert und fünfzig von Justinian theils neu erbaute, theils ungemein erweiterte, verschönerte oder befestigte Städte und Schlösser. Zu Ehren Justinian's und Theodorens ward nun Carthago Justinianea und Vaga Theodorias genannt.

27. Alle diese weisen, den Flor Afrika's und das Glück seiner Völker bezweckende Verfügungen des Kaisers wurden indessen bald von einer gewissen Menschenart vereitelt, welche der Himmel blos zur Züchtigung der gefallenen, sündigen Menschheit geschaffen zu haben scheint. Von Constantinopel waren nämlich zwei kaiserliche Finanzbeamte, Tryphon und Eustacius, nach Afrika geschickt worden. Beide waren Männer, wie es leider! auch heut zu Tage zum Unglücke der Länder noch der Menge und der Fülle gibt; Männer nämlich, deren ganze Finanzkunst blos in der Arithmetik bestand, deren beschränkter, in den engen Kreis einiger wenigen, höchst dürftigen Ideen gebannter Verstand keinen andern Begriff festzuhalten vermochte, als blos jenen des Herbeischaffens, und die endlich, wenn die Staatskassen gefüllt waren, und das Credit und Debet ein günstiges Verhältniß darbot, sich mit der breitesten Selbstgefälligkeit in ihrer hohen Weisheit spiegelten und, gleich einer ausgemachten Sache, sich als die ersten Stützen des Staats und die vollendetsten Geschäftsmänner betrachteten. Um in der Gunst des Kaisers vorzurücken und zugleich für ihre Wirksamkeit einen recht ausgedehnten Spielraum zu erhalten, hatten sie dem Monarchen die übertriebensten Begriffe von dem Wohlstande der afrikanischen Länder und den unversiegbaren Quellen ihres Nationalreichthums beigebracht. Justinian, der ohnehin während seiner ganzen Regierung nichts für das Wohl des Staates so

heilsam und ersprießlich fand, als daß, wenn irgend einer seiner Unterthanen durch Industrie oder Gewerbfleiß vier Obolen gewann, wenigstens drei Viertel davon in die kaiserlichen Kassen fließen müßten, übertrug also dem Tryphon und Eustratius in Afrika ein seiner so eben erwähnten Ansicht vollkommen entsprechendes Steuer- und Finanzsystem aufzustellen. Zum Unglück hatte Genserich die alten römischen Steuer- und Heberollen verbrennen lassen. Es mußte also ein neuer Kataster gefertiget werden, und nun hatte die in zahllose Rubriken zerfallende Liste von direkten und indirekten Steuern, Abgaben, Beiträgen, Gebühren, Zuschüssen rc. gar kein Ende. Alles ward vermessen und noch einmal gemessen, geschätzt und abermals und noch einmal geschätzt; der Städter wie der Landmann in dem Gebrauche seines Eigenthums bevormundet, jedes Aufzucken des Gewerbfleißes sogleich durch eine Abgabe gefesselt und gehemmt; jedes Vermögen wie jede Erbschaft mit dem sogenannten Staate brüderlich getheilet *), und überhaupt jedes

*) Solche brüderliche Theilungen zwischen dem Fiskus und lachenden wie weinenden Erben waren in dem byzantinischen Reiche nichts seltenes. Procopius erzählt uns einen merkwürdigen Fall. Zu Ascalon war ein gewisser Maximilianus mit der einzigen Tochter des Anatolius, eines Rathsherrn dieser Stadt, verheirathet. Nun bestand allda ein uraltes Gesetz, welchem zu Folge, wenn ein Rathsherr ohne männliche Kinder starb, ein Viertel seines Vermögens an die Stadt verfallen war. Dieses abgeschmackte Gesetz war jedoch bis zu Justinian's Zeiten nie in Vollzug gesetzt worden. Da man aber indessen auf den glücklichen Gedanken gefallen war, die Städte der Verwaltung ihres Eigenthums zu berauben und dafür eine Central-Verwaltung zu errichten; so fand auch Justinian jetzt für sehr ersprießlich, jenem alten Gesetze wieder neue Kraft zu geben, und zwar mit

Eigenthum wie jeden Gebrauch geistiger oder physischer Kraft gleichsam als ein Staatsgut betrachtet. Eine Legion von Ober- und Untereinnehmern, von Steuer-, Zoll- und Accisbeamten, von Administratoren, Inspektoren, Visitatoren, Controlleurs u. s. w. ward demnach angestellt, das größtentheils blos dem Scheine und dem Namen nach abgeschaffte Chrysargiron in manchen seiner Zweige wieder in das Leben zurückgeführt; auf Pferde, Ochsen, Schafe und Hunde — warum nicht auch auf Katzen? — schwere Abgaben

---

der unbedeutenden Abänderung, daß in Zukunft statt ein Viertel drei Viertel an den Fiskus sollten bezahlt werden. Als nun Anatolius starb, zahlte seine Tochter, Maximilians Gattin, die durch das Gesetz geforderte drei Viertel an die kaiserliche Kasse. Nicht lange nachher ging ihr Gemahl, Maximilianus, mit Todte ab; auch sie starb bald darauf und hinterließ blos eine hochbejahrte, gebrechliche Mutter. Da die Tochter selbst schon dem obigen Gesetze volle Genüge geleistet hätte; so war ihre alte Mutter einzige Erbin. Aber Justinian verstand dies besser und zog ohne weiteres Maximilians und seiner Gattin ganze Verlassenschaft an sich, und zwar aus dem sehr begreiflichen Grunde, daß es eine Schande wäre, wenn eine Frau erst in ihrem hohen Alter blos durch den frühzeitigen Tod ihres Mannes und ihrer Tochter und deren Gatten, zu einem so großen Reichthum gelangen sollte. Da aber der menschenfreundliche Kaiser es nicht über sein sanftes Herz gewinnen konnte, die alte, ehrwürdige Matrone verhungern zu lassen; so wies er ihr ein Jahrgeld an; sagte aber in dem Reskript, welches ihr solches zusicherte, daß er es ihr blos aus Gottesfurcht ertheile, indem die kaiserliche Majestät gewohnt wären, nur fromme und gottesfürchtige Werke zu thun. — Es ist schwer zu entscheiden, in welcher Eigenschaft Justinian hier größer und glänzender erscheint: als Jurist oder als Ascet.

gelegt und endlich gar die Luft besteuert*); kurz, es ward so trefflich gewirthschaftet, daß, wenn auch die afrikanischen Provinzen wirklich so reich gewesen wären, als man sie dem Kaiser vorgemalt hatte, sie doch nothwendig in kurzer Zeit bettelarm hätten werden müssen. Natürliche Folgen davon waren allgemeines Mißvergnügen, Unzufriedenheit mit der römischen Herrschaft, Apathie und völlige Theilnahmlosigkeit an dem Wohle wie an allen Ereignissen des Staates, mit unter nicht selten erkünstelte Theurung, übermäßige Marktpreise und endlich zusehende Verarmung der nämlichen Länder, welchen Justinian im Eingange aller seiner Gesetze Bürgerglück und ehemalige römische Freiheit verhießen hatte.

XII.

1. In Medene, auf einem der unzugänglichsten Felsen der hohen und rauhen Gebirge von Papua,

---

*) Auch der Luftzoll war in dem morgenländischen Reiche längst schon eingeführt. Es war eine gesetz- und regellose Taxe, die gar keinen Namen hatte. Der prätorianische Präfekt mußte nämlich dem Kaiser jährlich ein Geschenk von hundert und zwanzigtausend Pfund Goldes machen; wobei es aber jenem überlassen blieb, dieses Geld herbeizuschaffen, wie er konnte und wie er mochte. Da nun die diesfalls zu erhebende Abgabe gewöhnlich keinen bestimmten Gegenstand hatte; so nannte man sie die Luftsteuer. — Es ist wahrlich zu bejammern, daß die byzantinischen Financiers auf halbem Wege stehen blieben. War einmal die Luftsteuer eingeführt, warum, wie heute zu Tage in einigen Ländern üblich ist, nicht auch eine Licht- oder Fenstersteuer?

hatte indessen Gelimer schon seit mehrern Monaten mehr mit Mangel und dem äußersten Elende, als mit den Römern zu kämpfen gehabt. Zwar war Pharas einmal auf den Gedanken gerathen, die Wachsamkeit der Besatzung auf die Probe zu stellen, und einen Versuch zu machen, die Feste bei nächtlicher Weile zu ersteigen; aber nachdem hundert und zehn Römer und Heruler von den Mohren über den Felsen wieder waren hinabgestürzt worden, begnügte er sich damit, die Festung noch enger einzuschließen und das übrige von der steigenden Noth der Belagerten abzuwarten.

2. Gelimer, im Purpur geboren und von der Wiege an schon an Ueberfluß und alle Bequemlichkeiten des Lebens gewöhnt, mußte sich jetzt die Lebensart eines halb wilden, mit den Genüssen civilisirter Völker, ja sogar mit dem Gebrauche des Brodes und Weines noch unbekannten Mohrenvolkes gefallen lassen. Er, der bis jetzt nur prachtvolle, in paradiesischen Gegenden gelegene Paläste bewohnt hatte, sah sich in eine niedrige, von Horden und Lehm errichtete, mit Rauch erfüllte und dem Lichte beinahe völlig verschlossene Mohrenhütte eingesperrt; und derjenige, dem in Ansehung seiner Nahrung bis jetzt das Kostbarste, was drei Welttheile hervorbringen konnten, täglich zu Gebote stand, mußte sich nun mit einem, in der Asche nur halb ausgebackenen Gersten- oder Haferbrod begnügen und selbst auch dieses noch oft entbehren. Zwei seiner Neffen waren vor Elend schon an seiner Seite gestorben. Gelimer's feste Gesundheit trotzte jedem Ungemach; aber mehr als Noth und Mangel beugte ihn der Stolz und Uebermuth seiner rohen Beschützer, und Tag und Nacht quälte ihn der Gedanke, daß das verrätherische Mohrengesindel am Ende ihn doch noch an die Römer verrathen möchte.

3. In diesem völlig verlassenen Zustande erhielt
der tiefgesunkene Gelimer von Pharas einen Brief,
worin ihm derselbe den menschenfreundlichen Rath
gab, sich dem Kaiser zu ergeben und von dessen Groß-
muth ein seiner Geburt und seinem Range angemessenes
Los zu erwarten. „Gleich Dir," schrieb ihm Pharas,
„bin ich kein geborner Römer; bin der Wissenschaften
„wie der Beredsamkeit unkundig. Ich schreibe Dir
„nur, was mein Herz mir eingibt, und gesunder
„Menschenverstand und Erfahrung mich lehren. Wa-
„rum willst Du durch eine zwecklose Hartnäckigkeit
„Dich und Deine Familie zu Grunde richten? Viel-
„leicht aus Liebe zur Freiheit? Aber, theuerster Ge-
„limer! bist Du nicht gerade jetzt der elendeste aller
„Sclaven, der Sclave des nichtswürdigen Mohren-
„volkes? Hältest Du es für eine Schmach, Ju-
„stinian's Unterthan zu seyn? Belisar und Ich,
„dessen Geburt der Deinigen nicht nachsteht, halten
„es für eine Ehre, Diener und Unterthanen des
„römischen Kaisers zu seyn. Dieser edle Monarch
„wird Dir und Deiner Familie ein reiches Einkom-
„men in Ländereien anweisen, Dich in den römi-
„schen Senat aufnehmen und zur Würde eines Pa-
„triciers erheben. Auf das Wort meines Feldherrn,
„auf Belisar's Wort kannst Du Dich mit voller Zu-
„versicht verlassen. Wenn der Himmel uns Leiden
„auferlegt, dann ist es Tugend, sie mit Geduld zu
„ertragen; bietet er uns aber die Mittel an, un-
„sern Leiden ein Ende zu machen, und wir stoßen
„sie von uns; dann ist es Thorheit oder eine gegen
„Gottes Güte sich empörende Verzweiflung."

4. Pharas menschenfreundliches Schreiben machte
einen wohlthätigen Eindruck auf Gelimer's Herz.
Aber noch verschmähete sein Stolz, sich der Gewalt
eines Monarchen zu übergeben, der ihn vom Throne

ihr das äußerste Elend geschildert hatte. Indessen dankte er doch dem Pharas für seine Theilnahme und seinen wohlmeinenden Rath, und bat ihn, ihm drei Stücke zu senden, nämlich ein Brod, um seinen Hunger zu stillen; denn längst schon hatte er keines mehr genossen; einen Schwamm, um seine Thränen zu trocknen; und eine Leier, um durch Saitenspiel die Bilder seiner düstern Schwermuth zu verscheuchen. Pharas schickte dem Gelimer auf der Stelle, was er begehrt hatte; verdoppelte aber auch um so mehr seine Wachsamkeit, nur um desto bälder den vandalischen Fürsten zu dem zu bewegen, was Klugheit, wie sein und seiner Familie Wohl ihm jetzt offenbar zur Pflicht machten.

5. Des edlen Pharas Hoffnungen gingen bald in Erfüllung. Eine, Gelimer'n heftig ergreifende Scene gab dessen noch immer schwankenden Entschluß endlich eine feste Bestimmung. Seinem kleinen Neffen nämlich, einem Knaben von noch sehr zartem Alter, ward in Gegenwart seines Oheims ein Stück verschimmeltes Haferbrod von einem schmutzigen Mohrenjungen aus dem Munde gerissen. Diese Demüthigung und der Jammer des nach Brod schreienden Knaben beugten seinen Starrsinn. Er schrieb an Pharas, daß er jetzt entschlossen sey, seinem Rathe zu folgen, nur fordere er, daß die Bedingungen, die ihm Pharas in seinem letzten Schreiben gemacht hätte, auch von dem Oberfeldherrn unterzeichnet würden. Belisarius zögerte nicht mit der Bestätigung. Ein Tribun, Namens Cyprianus, überbrachte sie dem Pharas. Gelimer verließ nun Medene, und der unglückliche Vandal und der edle Heruler umarmten sich brüderlich am Fuße des Berges.

6. Unverzüglich brach Pharas mit seinem Corps und dem erlauchten Gefangenen nach Carthago auf. Als Gelimer durch die neuen, hohen und festen Mauern seiner ehemaligen Hauptstadt einzog, bewunderte er die Thätigkeit der Römer und bejammerte seine eigene Nachläßigkeit, welche die einzige, einst zahlreichen Heeren trotzende Feste in so gänzlichen Verfall habe gerathen lassen. In dem Palaste, den Belisarius in der Vorstadt Aclas bewohnte, empfing er, von seinen Unterfeldherren und mehreren hohen Beamten umgeben, den gefangenen König. Als Gelimer in den Saal trat, blieb er einen Augenblick an der Schwelle stehen und brach in ein lautes Gelächter aus. Die Umstehenden glaubten, daß seine gehäuften und großen Unglücksfälle ihm den Verstand zerrüttet hätten; aber dem war nicht so. Ein Monarch, der noch unlängst über viele Millionen Unterthanen und einen halben Welttheil zu gebieten hatte, der in der Reihe seiner Ahnen eine Menge mächtiger und gefürchteter Könige zählte, erblickte jetzt zum erstenmal in seinem Leben einen fremden Herrn und Gebieter. In diese, ihm ganz unbekannte Lage wußte er sich nicht zu finden, und seine, von den schmerzhaftesten Gefühlen und Empfindungen gepreßte Brust erleichterte sich in dem mehr furchtbaren als fröhlichen Ausbruch eines wilden Gelächters, welches, indem es seine Verlegenheit deckte, zugleich auch seinem ohnehin schon gebeugten Stolz eine neue Demüthigung ersparen konnte.

7. Belisar sandte einen Officier von dem Heere an Justinian, um demselben Gelimer's Gefangennehmung zu melden, zu gleicher Zeit auch den Kaiser um die Erlaubniß zu bitten, seine Statthalterschaft niederlegen und nach Constantinopel zurück-

kommen zu dürfen. Unstreitig erforderte das Wohl der Länder und selbst Justinian's eigenes Interesse Belisar's längere Gegenwart in Afrika. Nur ein Mann, so allgemein beliebt und bewundert, wie Er, konnte dort die Herrschaft der Römer befestigen und dem Kaiser auch die Herzen seiner neuen Unterthanen unterwerfen; *) und nur ein Held, so gefürchtet wie Belisar, konnte die halb wilden, treulosen mohrischen Fürsten an Unterwürfigkeit gewöhnen und in Ruhe erhalten. Aber Belisar hatte geheime Feinde an dem Hofe, hatte ihrer auch in seinem eigenen Heere; und der Neid, der stets an dem höhern Verdienste naget, weil dasselbe ihn stets und unaufhörlich in Verzweiflung setzt, beschuldigte bei dem Kaiser den Belisarius, daß er damit umgehe, sich selbst zum unbeschränkten Herrn von Afrika zu machen. Da Justinian diesen Einflüsterungen Gehör zu geben schien, wenigstens nicht, wie er hätte thun sollen, sie mit Verachtung und Unwillen zurückwies; so wurden dieselben nun öfters wiederholt, und gerade stand jetzt einer der untern Diener dieser schändlichen Kabale schon wieder im Begriffe, sich mit mehrern, mit ähnlichen Anklagen gefüllten Briefen nach Constantinopel einzuschiffen. Zum Glücke erregten einige etwas zweideutige Handlungen desselben gegen ihn den Verdacht, daß er wohl ein geheimer von den Gothen abgeschickter Spion seyn könnte. Er wurde also in dem Hafen von Carthago verhaftet; seine Papiere und Briefschaften wurden ihm abgenommen, und Belisar kam hinter das ganze teuflische Gewebe von Neid, Bosheit und Lügen. Um die Verläumdungen seiner Neider zu Schande zu

*) Wäre Belisar in Afrika geblieben; so würde man auch schwerlich den Tryphon und Eustacius dahin gesandt haben.

machen, wählte Belisar den kürzesten Weg, und begehrte, wie wir so eben erzählt haben, von dem Kaiser die Erlaubniß, sein Commando niederlegen und an den Hof zurückkehren zu dürfen.

8. Belisar hatte vor einigen Monaten den Salomon nach Constantinopel gesandt; diesen schickte Justinian ihm nun wieder zurück und ließ ihm sagen, daß er es ganz seiner Wahl überlasse, das zu thun, was er für das Beste erachte, in Afrika ferner zu bleiben oder nach Constantinopel zurückzukehren. Belisar, dem Justinian's argwöhnischer Charakter nicht unbekannt war, ließ sogleich die Flotte in segelfertigen Stand setzen, gab Befehl, alle erbeuteten Waffen und Schätze, nebst Gelimer'n und allen gefangenen Vandalen, deren Anzahl sich auf mehrere Tausende belief, einzuschiffen und begab sich hierauf mit Salomon an Bord des Admiralschiffes. Aber noch hatte die Flotte die Anker nicht gelichtet, als Belisarius schon eine ungemein beunruhigende, traurige Nachricht erhielt. Belisarius Namen nämlich hatte ganz allein bis jetzt den wilden, raubgierigen, stets zur Empörung geneigten Geist der mohrischen Fürsten und Völker gezügelt. Als es ruchbar ward, daß Belisarius abreisen werde, verbreitete sich, gleich einer Trauerpost, diese unglückliche Nachricht schnell in allen Provinzen. Auch die mohrischen Fürsten erhielten Kunde davon, glaubten Belisarius sey schon abgereiset, und waren nun mit ihren zahllosen Horden in das römische Gebiet eingefallen, wo sie, ihrer grausamen Art Krieg zu führen gemäß, wieder Alles mit Feuer und Schwert verheerten. Aber selbst die Gefahren, welche jetzt dem römischen Afrika droheten, konnten Belisar nicht bewegen, seine Reise nach Constantinopel zu verzögern. Indessen that er doch, was, da er selbst nicht bleiben wollte, unter diesen Umständen noch das Beste war.

Er befahl nämlich dem Salomo, in Afrika zu bleiben, übertrug ihm den Oberbefehl über das Heer und verstärkte es mit dem größten Theile seiner Leibwache, welche er dem Salomon zurückließ. Ein neuer furchtbarer Krieg nahm jetzt seinen Anfang; er dauerte beinahe fünfzehn Jahre, bedeckte die weiten Ebenen Afrika's mit Leichen und Trümmern, hatte Aufruhr in dem Heere und blutige innere Kriege zur Folge, führte grenzenloses Elend über alle Provinzen herbei, und hätte doch sammt allen seinen Drangsalen so leicht verhütet werden können, wäre Belisarius nicht, durch Justinian's Engherzigkeit und dessen niedere Eifersucht auf seinen Feldherrn, gezwungen worden, Afrika zu verlassen, bevor er noch sein so glorreich begonnenes, mit so vielem Glücke geführtes, und unter dem offenbaren Schutze des Himmels schon so weit und so herrlich gediehenes Werk völlig vollendet hatte.

9. Wind und Wetter ehrten den Helden. Weder Stürme noch Windstillen hemmten oder unterbrachen seine Reise und die Flotte lief in dem Hafen von Constantinopel ein, bevor man allda noch mit Gewißheit wußte, daß sie von Carthago abgesegelt sey. Freudig ward Justinian überrascht; Belisar's edles Benehmen entfernte allen Verdacht, und selbst der Neid mußte jetzt auf einige Augenblicke verstummen. Justinian war nun darauf bedacht, seinen Feldherrn auf eine Art zu ehren, wie seit den Zeiten August's kein Unterthan mehr war geehrt worden. Er gestattete ihm die Ehre des Triumphes; eine Feierlichkeit, welche die zweite Roma, seit ihrer Gründung bis jetzt noch nicht gesehen hatte.

10. Der Kaiser bestimmte den festlichen und merkwürdigen Tag, an welchem das schmachvolle Andenken an den 1. Julius des Jahres 455, wo Gense-

sich mit den geraubten Schätzen und Denkmälern des alten Rom's siegprangend in Carthago einzog, auf immer sollte vertilget werden. — Von dem Palaste des Belisarius ging der feierliche Zug durch die vornehmsten und bevölkertesten Straßen der ungeheuern Hauptstadt nach dem Cirkus. Alle Schätze und Reichthümer der einst so gefürchteten, jetzt völlig in Staub getretenen vandalischen Nation wurden vorangetragen. Prächtige Waffenrüstungen, goldene Throne und Kronen; nicht zu berechnende Kostbarkeiten an Juwelen, edeln Steinen und aus gediegenem Golde und Silber künstlich gearbeitetem Geschirre; eine Menge mit den feinsten Perlen und Edelsteinen gestickter, purpurner Gewänder; alle glänzende Trophäen einer kriegerischen, einst mächtigen Nation; herrliche Bildsäulen, Gemälde und Vasen, unschätzbare Denkmäler alter griechischer und römischer Kunst; sieben große Körbe, gefüllt mit gemünztem Golde, und endlich die einst von Titus erbeuteten und von Genserich aus Rom hinweggeführten, großen, goldenen Gefäße und Leuchter des Tempels von Jerusalem.

11. Hierauf folgte ein langer Zug gefangener Vandalen, der Edelsten aus der Nation, ausgezeichnet durch hohen, germanischen Wuchs und schlanken, männlichen Körperbau. Vor ihnen her ging Gelimer, in Purpur gekleidet. Die Spuren seiner ehemaligen Majestät waren auf seiner Stirne noch nicht erloschen, und in seinem Gange, wie in allen seinen Gebärden, lagen Anstand und Würde.

12. Eines Triumphwagens, gleich den alten römischen Triumphatoren, wollte Belisarius sich nicht bedienen. Gehüllt in das stille Bewußtseyn seiner Größe, ging er zu Fuße, an der Spitze seiner Leibwachen, der treuen Gefährten seiner Thaten wie seines

Ruhms. Er und Gelimer zogen jetzt alle Blicke der staunenden Menge auf sich; denn, unverkennbar dem sinnigen Zuschauer, trugen Beide ein von der Hand der Vorsehung selbst ihnen aufgedrücktes Gepräge an der Stirne. Belisarius als der Ueberwinder, mit höchstens fünf bis sechstausend Reitern,*) eines der mächtigsten Reiche damaliger Zeit; Gelimer, als der Ueberwundene, an der Spitze eines Heeres von mehr als hundert und sechzigtausend Mann. Beide lehrten jetzt die Völker und deren Monarchen, daß es der König der Könige sey, welcher Kronen und Scepter, Macht und Herrschaft, nach seinem weisen und gerechten Wohlgefallen vertheile, und daß alle Nationen und ihre Beherrscher, wie zahlreich auch die erstern und wie mächtig auch die andern seyn mögen, dennoch vor Ihm sind, als — wenn sie nie gewesen wären.

13. Auf zwei goldenen Thronen saßen im Circus Justinian und Theodora. Jetzt betrat Gelimer den Hyppodrom, hielt stille, überschaute stolz und ungebeugt den weiten Kreis, die zahllose Menge des Volkes, den Glanz des Kaisers und die Pracht seines Hofes, und rief dann einigemal laut aus: Vanitas vanitatum et omnia vanitas! langsam und ruhig schritt er dann vorwärts, legte, als er in die Nähe des kaiserlichen Paars gekommen war, den Purpur ab, trat näher hinzu, warf sich auf die Erde und be-

*) In dem ganzen Feldzuge hatte Belisar nie Gelegenheit gehabt, sein Fußvolk zu brauchen; Alles war blos mit der, in fünf bis sechstausend Pferden bestehenden Reiterei geschehen. Nur bei der Einnahme des feindlichen Lagers in der Ebene von Tricameron war das Fußvolk gegenwärtig; aber die Vandalen hatten es schon verlassen, bevor noch der Sturm begann.

rührte mit der Stirne die Stufen von Justinianus und Theodorens Thron. Um dem gestürzten Könige vielleicht die bitterste Empfindung seines Lebens zu lindern, trat nun auch Belisarius in seinem Siegeskranze herbei, warf sich, gleich Gelimer'n, auf die Erde, und erwies denen, die auf dem Throne saßen, gleiche sclavische Ehrenbezeugung: eine Ehrenbezeugung, die dem Geiste des Christenthums Hohn spricht, und welche selbst die Edlern aus den heidnischen Cäsaren stets von sich zurückgewiesen hatten. *)

14. Justinian ernannte jetzt den Belisarius zum alleinigen Consul für das folgende Jahr; und um dessen glänzende Verdienste noch würdiger, durch ein bleibendes Nationaldenkmal zu ehren, ließ er goldene und silberne Münzen prägen, auf der einen Seite mit dem Brustbilde des Kaisers und auf der andern mit jenem des Belisar's und der Aufschrift: Belisarius der Stolz des römischen Reiches. **) Als Belisar am ersten Tage des folgenden Jahres sein Consulat antrat, feierte er einen zweiten Triumph. Auf seinem curulischen Stuhle ward er von gefangenen, edeln Vandalen nach dem senatorischen Palast getragen; auf dem Wege dahin warf er Geld, goldene und silberne Gefäße und andere von den Vandalen erbeutete Kostbarkeiten mit vollen Händen unter

*) Kaiser August wollte sogar nie zugeben, daß man ihn Dominus nenne.

**) Von den Zeiten August's bis auf Justinian hat man nur ein einziges Beispiel, daß diese, nach den Vorstellungen der Römer, nur dem herrschenden Imperator gebührende Ehre auch einem nicht zum Cäsar und Nachfolger ernannten Unterthan erzeiget ward.

das neben und um ihn her wogende Volk. In weit größerer Entfernung als gewöhnlich kamen alle Senatoren in festlicher Kleidung ihm entgegen und nun ward Belisarius abermals durch dreimaligen frohen Zuruf des Senates und des Volkes als Consul, Held und glorreicher Ueberwinder Afrika's begrüßt.

15. Alle von Belisar dem Gelimer im Namen des Kaisers gemachten Verheißungen wurden treulich erfüllt. Er erhielt ausgedehnte und einträgliche Domainen in Galatien, wo er mit seiner Familie bis an das Ende seiner Tage in Reichthum und Ueberfluß lebte. Auch in den Patricierstand würde Justinian ihn erhoben haben; aber ein Gesetz schloß die Arianer von dieser Würde aus; und da Gelimer sich weigerte, seinem arianischen Wahne zu entsagen, so wollte auch der Kaiser sein erst unlängst gegebenes Gesetz nicht brechen. Hilderich's Töchter, des großen Theodosius Sprößlinge in weiblicher Linie wurden von Justinian und Theodora mit Wohlthaten und Reichthümern überhäuft und nachher an dem Hofe von Constantinopel auf eine ihrer erlauchten Geburt anständige Weise versorgt.

16. Aus den gefangenen Vandalen bildete Justinian fünf Reitergeschwader, welche Vandali Justinianei genannt wurden und ihre Standquartiere am Euphrat und Tigris erhielten. Procopius versichert, daß es eine treffliche Reiterei gewesen wäre, die in den persischen Kriegen dem Kaiser mit Eifer und Auszeichnung gedient hätte.*)

---

*) Warum in den persischen Kriegen und nicht damals, als es die Unabhängigkeit und Existenz ihrer eigenen Nation galt? — Weil, wenn es Gottes Wille ist, daß der

17. Vor dem Ausbruche des Krieges zählte die vandalische Nation etwas mehr als sechsmal hunderttausend Seelen. Der Kampf dauerte nur drei Monate, war, wie der Leser weiß, nichts weniger als blutig, und sechs bis achthundert Todte entschieden den Gewinn oder Verlust einer Schlacht. Nur wenige Vandalen wurden daher erschlagen, nur einige Tausende zu Gefangenen gemacht, und dennoch verschwindet gleich nach Beendigung des Krieges die Nation und ihr Name auf immer aus der Geschichte. Nicht aufgerieben ward demnach die Nation, wohl aber unter andere Völker zerstreut und zersplittert; und ohne politischen, bürgerlichen oder religiösen Haltpunkt, vermischten die Vandalen, sowohl die, welche in dem römischen Afrika zurückgeblieben, als auch jene, welche zu den Mohren geflohen waren, sich nun frühzeitig mit den Eingebornen, und die Nation erlosch schnell von selbst, gleich einem Lichte, dem es an nährenden Brennstoffe gebricht.

18. Auf der Fahrt nach Constantinopel errangen sechshundert gefangene Vandalen wieder ihre Freiheit; sie hatten sich auf einem der Schiffe empört, ihre Wachen überwältigt und die Steuerleute gezwungen, nach den Küsten von Afrika zurück zu segeln. Da sie sich aber weder auf dem römischen Gebiete, noch in der Nähe desselben in Sicherheit glaubten; so zogen sie tiefer in das Innere des Landes und suchten sich jenseits der atlandischen Gebirge neue, außer dem Bereiche der römischen Waffen liegende Wohnsitze; und ein gelehrter Engländer,

---

Kranke sterben soll, auch der geschickteste Arzt sich täuschen, oder der Apotheker aus Versehen eine falsche Büchse öffnen wird. —

welcher in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts tiefer, als andere vor ihm, in das Innere von Afrika gedrungen war, glaubte in einem afrikanischen Völkchen, das durch weiße Gesichtsfarbe und langes, blondes, flachsartiges Haar sich auszeichnete, Abkömmlinge jener vandalischen Colonie gefunden zu haben: eine Vermuthung, die, weil auf schlechte Gründe gestützt, auch bis jetzt blos eine, auf ihrem schwachen Werthe beruhende Vermuthung geblieben ist.

19. Unstreitig würde dieses schnelle, ja wohl plötzliche und ganz spurlose Verschwinden eines vor kurzem noch so zahlreichen, mächtigen und weit gebietenden Volkes eine in der Geschichte völlig unerklärbare Erscheinung seyn, wenn der religiöse Geschichtsforscher nicht auch hier wieder mit Staunen und anbetendem Danke den Finger der Allmacht erblickte. Seit Genserich bis auf Gelimer, nur mit Ausnahme Hilderich's, hatten alle vandalischen Könige und ihr Volk die Kirche des Sohnes Gottes ununterbrochen angefeindet, deren Hirten geschlagen, die Heerden zerstreut, sie grausam und tigerartig verfolgt und, Greuel auf Greuel häufend, sich und ihr Volk mit einer furchtbaren Blutschuld belastet. Gottes Langmuth war endlich erschöpft. Die Stunde des Gerichts hatte geschlagen und die auf der Wagschale des Weltrichters zu leicht befundene Nation ward verworfen, der Scepter von Afrika ihr entrissen und ihr Name von dem Erdkreis vertilget.

20. Justinianus, dessen Schwert noch nie einem Feinde in das Auge geblitzt hatte, schmückte sich nun mit den stolzen Titeln: Africanus und Vandalicus; freilich mit etwas größerm Rechte, als mit welchem

er vorher schon den nicht minder strotzenden Beinamen Slavonicus sich beigelegt hatte. *)

---

*) Es ist nicht wohl möglich, die Geschichte des merkwürdigen vandalischen Krieges mit unbefangener Aufmerksamkeit zu lesen, ohne auch in dem ganzen Gange, wie in allen Ereignissen desselben die überall sichtbar vorwaltende, alles leitende, lenkende, züchtigende und schützende Hand der Vorsehung zu erkennen. Wo alle nur gedenkbare Hülfsquellen versieget sind, da wird auch der Held in seiner Entschlossenheit keine neuen entdecken; und die Fesseln, welche Raum, Zeit und die Natur selbst, den Menschen anlegen, vermag nur der Arm der Allmacht zu sprengen. Also blos deswegen und damit diese, aus lebendiger Darstellung der Thatsachen hervorgehende Wahrheit mit aller Zudringlichkeit des Gefühles dem Verstande wie dem Herzen des Lesers sich nähern möge, haben wir bei der Geschichtserzählung dieses merkwürdigen Krieges es für unsere Pflicht gehalten, stets in das vollständigste Detail, sowohl seiner Hauptereignisse als auch der dieselben begleitenden Nebenumstände, einzugehen. Eine Alles in einige wenige Totalvorstellungen zusammenziehende Kürze wäre hier ein historisches Verbrechen gewesen, welches, indem es den Leser nicht mit den Begebenheiten, sondern blos mit dem Resultate derselben bekannt gemacht hätte, gerade eine der wichtigsten, aus der Geschichte zu abstrahirenden Lehren ihm und seinem geistigen Blicke verhüllt haben würde. — Nach allen Lehren der Erfahrung, nach den unwandelbaren, unerläßlichen Forderungen der Kriegskunst und selbst nach der ganz einfachen Logik des gesunden Menschenverstandes, konnte die gegen Afrika unternommene Expedition nicht anders als in allen ihren Theilen scheitern. Offenbar war es das abentheuerlichste, gewagteste und, man darf wohl sagen, tollste Unternehmen, gegen welches auch die öffentliche Meinung, wie die vereinten Stimmen im Staatsrathe, sich laut und ohne Rückhalt erklärt hatten. Einen, von dem Mittelpunkte eigener Macht weit entfernten, jenseits der Meere gelegenen, mächtigen Staat, welcher doch mehr als einmal schon die vereinten höchsten Anstrengungen zweier Kaiserreiche

vereitelt hatte, nun mit fünfzehntausend Mann erobern zu wollen! Mit dieser Handvoll Leute, ohne eine sie begleitende Kriegsflotte, ein Meer zu durchschiffen, auf welchem noch bei Menschengedenken die vandalischen Flaggen überall trotzend und gebietend geweht hatten! Was hätte aus Belisar und seinem Heere werden müssen, wenn er zu einer Seeschlacht wäre gezwungen worden? Warum wußten Gelimer und seine Großen allein nichts von den beinahe sechs Monate dauernden Kriegsrüstungen des Kaisers, und warum war, besonders bei der ungemein langsamen Seefahrt der Römer und deren öfterm und langem Aufenthalte, theils an der thracischen Küste, theils auf den Inseln des ägeischen Meeres, ihnen sogar unbekannt, daß ein sie befeindendes Heer das Mittelmeer durchsegeln würde? War die sorglose Ruhe, in welcher die Vandalen schlummerten, wohl etwas anders, als die über der Nation schwebende, furchtbare Stille der nahenden Gerichte Gottes? — Und endlich, als Belisarius die Küste von Afrika zu Gesicht bekam, wußte er nicht einmal, wo er landen sollte; kein Hafen stand ihm offen, wo er bei der gewöhnlich nun stürmischen Jahreszeit seine Flotte in Sicherheit bringen konnte. Auf dem festen Lande hatte er keine einzige Festung, keinen Stütz- oder Haltpunkt, keine Magazine, keine Quellen seiner Subsistenz; denn diese ihm völlig abzuschneiden, dazu erforderte es, wenn die Feinde nur wollten, keinen großen Aufwand weder an Zeit noch an Kraft. Nichts war, wie Procopius selbst gestehet, den Vandalen leichter, als sich der römischen Flotte zu bemächtigen. Der kleine römische Heerhaufen, auf eine schmale, unfruchtbare Küstenstrecke an das Meer hingedrängt, an den nothwendigsten Bedürfnissen Mangel leidend, auf allen Seiten von einem an Zahl zwanzigmal stärkern Feinde umgeben, allen Entbehrungen ausgesetzt, und noch in einem heißen, den Römern ganz ungewohnten Clima, Tag und Nacht durch ununterbrochene Angriffe und Gefechte immerfort in Athem gehalten, beunruhigt, geplagt, zuletzt völlig erschöpft und ohne Hoffnung, binnen Jahresfrist von Constantinopel Hülfe oder Unterstützung zu erhalten — — was hätte da auch das vereinte Genie eines Cäsar's und Alexander's am Ende ausrichten kön-

nen! Warum mußten die Vandalen bei allen Gelegenheiten gerade das thun, was den Römern das nützlichste, ihnen selbst aber das verderblichste war, und warum mußte, so oft ihnen eine glückliche oder richtige Idee vorschwebte, stets irgend ein sogenannter Zufall deren Ausführung stören und verderbend durchkreuzen? Selbst in den beiden Hauptschlachten bei Decimus und Tricameron, denen wir nur deswegen diesen Namen beilegen, weil die Vandalen in der ersten bei hunderttausend, in der andern über hundert und sechzigtausend Mann in ihren Schlachtreihen stehen hätten: selbst in diesen beiden Schlachten wurden die Römer anfänglich bei Decimus völlig geschlagen, bei Tricameron dreimal mit Verlust wieder zurückgeworfen. Muß man da nicht auf den Gedanken kommen, daß Gott gleichsam den Römern habe zeigen wollen, wie wenig gegen den weit überlegenen Feind ihre schwache Macht vermöge, wenn nicht Er Selbst, der Herr der Heerschaaren, vor ihren Fahnen herzöge und seine Schrecken die Feinde verwirrten, zerstreueten und in die Flucht trieben? Alle Erfolge dieses merkwürdigen Krieges beweisen, daß jener fromme Bischof, der als ein Bote Gottes vor Kaiser Justinian erschien, weder ein Schwärmer, noch ein Träumer war.

Offenbar beruhet wahres Verständniß der Geschichte nur auf einer vollkommen klaren Anschauung ihres Details; und ein Abriß, der überall blos die Grundlinien andeutet, oder eine Abkürzung, die nur hier und da das Einzelne, ausser allem historischen Nexus, aus dem Ganzen herausreißet und hervorhebt, ist nicht Geschichte; denn es vermag nicht den Geist, in welchem das Geschehene geschehen ist, dem Leser wieder zu geben, und wird daher, weil die Vielartigkeit der Erscheinungen mit allen deren mannigfaltigen Eigenthümlichkeiten und Sonderheiten verloren geht, weder die Erkenntniß des Lesers sehr erweitern, noch seinen Geist erleuchten, noch sein Herz erwärmen und daher ihm wenig oder gar kein Interesse einflösen können. Also nur aus lebendiger Darstellung des Besondern gehen die ehrwürdigen Gestalten verflossener, uns fremder Jahrhunderte kennbar hervor, und werden, wenn

XIII.

1. In Afrika hatte indessen der Krieg mit den maurischen oder mohrischen Stämmen begonnen. Dieses eben so zahlreiche als wilde, mit seinen Ochsen, Schafen und Kamelen, in den grenzenlosen Ebenen

---

der Leser die Wahrheiten höherer Ordnung, welche die erleuchtetsten Geister aller Zeiten ihm verkündigen, dann aufzufassen und seine eigene Denk- und Empfindungsweise daran anzuknüpfen vermag, ihm zum Lohne auch ein erhöheteres, selbstständigeres und edleres Daseyn ertheilen. Alle wahre Geschichte ist im Ganzen nichts, als Geschichte der zahllosen, wunderbaren Wege Gottes zur Erziehung des Menschengeschlechts zu einem künftigen, höhern Daseyn; von diesem sind alle unsere irdischen Verhältnisse, von welcher Natur sie auch seyn mögen, nur schwache Schemen und Bilder, aber an welchen unser unsterblicher Geist sich üben soll, an welchen er lernen muß, seine Kräfte zu gebrauchen, zu entwickeln und zu vervollkommnen. In dieser Beziehung gewinnt die Geschichte Bedeutung und ihre eigenthümliche Würde, und hört auf ein subalternes Mittel zu seyn zur Befriedigung müßiger Neugierde, ist mit der speciellen Geschichte der Religion Jesu nicht nur eng verschwistert, sondern fließt mit derselben in ein Ganzes zusammen und bildet eigentlich nur mehrere Abtheilungen eines und desselben erhabenen Gegenstandes. —

Wem jedoch Geschichte nichts ist und nichts seyn soll, als ein steriles Wissen, und der sich daher jene recht enge und kompendiös gepackt und eingeschachtelt wünscht, um sie in eine noch leer stehende Schublade seines Gedächtnisses zu allenfallsigem Gebrauch recht gemächlich einzuschieben: der hat ja unter hundert und abermal hundert Compendien die Wahl; da möge er zugreifen und, unbeschadet ihm und uns, unser Buch aus den Händen legen.

Lybiens *) unstet herumwandernde Hirtenvolk, welches Procop, jedoch ohne überzeugende Gründe, für Nachkommen der von Josua vertriebenen Cananäer hält, dessen Ursprung und frühere Schicksale aber, wie so vieler anderen Völker, in undurchdringliches Dunkel gehüllt sind, war ehemals den Römern, während ihrer Herrschaft in Afrika, größtentheils unbekannt geblieben. Kaum daß die Mohren es wagten, sich bisweilen den römischen Grenzen zu nähern, viel weniger noch dieselben feindlich zu überfallen. Aber unter Genserich's schwachen Nachfolgern trat dies Volk aus seiner Verborgenheit hervor, eroberte einen Theil der fruchtbaren Provinz Byzacene, bemächtigte sich der aurasischen Bergkette, besetzte die ganze Küstenstrecke von Tanger bis Cäsarea; und weder Hunnerich, noch dessen Nachfolger waren im Stande, ihnen diese Eroberungen wieder zu entreißen. **)

---

*) Mit dem Namen Lybien bezeichnen die alten Geographen und griechischen Schriftsteller größtentheils ganz Afrika. Aber Aegypten ward von ihnen nicht zu Afrika, wie die Neuern thun, sondern zu Asien gerechnet. Indessen gab es doch zu Strabo's Zeiten schon einige Geographen, welche den arabischen Meerbusen zur Grenze Asiens und Afrikas machten und folglich Aegypten zu Afrika zogen. — Der Theil von Afrika, welcher den Römern vor den Zeiten Genserich's gehörte, und dessen Grenzen gegen Norden und Westen das mittelländische und atlandische Meer, gegen Osten und Süden aber die Wüsten Lybiens (heut zu Tage die Wüsten Sahra und Barkan) waren, ward gewöhnlich auch Klein-Afrika genannt.

**) Nicht alle mohrischen Stämme führten ein herumziehendes Leben. Die in Numidien wohnten, hatten Dörfer und kleine Städte und baueten das Land. Indessen war ihre Anzahl nicht groß; die Mehresten waren Nomaden, zogen mit ihren Heerden herum und führten ihre Zelte,

2. Durch Belisar's schnelle Fortschritte geschreckt, hatten sie sich, während des kurzen Kampfes mit den Vandalen, ruhig verhalten, sich sogar geschmeichelt und geehrt gefühlt, als Belisar, zum Zeichen der römischen Oberherrlichkeit, ihren Fürsten im Namen des Kaisers die königlichen Insignien übersandte. *) Aber die Abreise des großen Feldherrn war das Signal zu einem allgemeinen Aufstande. Zahllose Schwärme von Mohren fielen raubend und verheerend in Numidien und Byzacene ein. Zwei kleine römische Heer-

---

die bei Sallust mapalia heißen, überall mit sich. Sie hatten, wie die Lybier überhaupt, ungemein schnelle und dabei äußerst zahme Pferde, die sie ohne Zaum und Zügel blos mit einer Spießgerte regierten, und die beinahe eben so zahm und folgsam waren, wie die Hunde. Der Gebrauch des Sattels war ihnen unbekannt; und auf unbedeckten Pferden sitzend, fochten sie mit Lanzen und Schwertern, welche beide Waffen sie wirklich ziemlich gut zu führen verstanden. Jene, welche zu Fuß fochten, waren mit großen, aus Elephantenleder gemachten Schilden bedeckt; sie selbst in Löwen-, Panther- und Bärenfellen gekleidet. Nach Art aller Nomadenvölker war ihre Lebensart äusserst einfach; ihre Nahrung bestand nur in Baumfrüchten, Wurzeln und Käse. Wein tranken sie nicht, blos Wasser; und wenn sie Fleisch aßen, welches höchst selten geschah, so nahmen sie hierzu kein Stück aus ihren Heerden, welche sie ungemein liebten und schonten, sondern blos Thiere, welche sie auf der Jagd erlegt hatten. Sie waren ungemein behende, konnten die größten Beschwerden und Mühseligkeiten ertragen, brachten den größten Theil ihres Lebens unter freiem Himmel zu, waren daher stark, gesund, selten krank und starben, wenn sie nicht im Kriege oder von wilden Thieren aufgerieben wurden, größtentheils in einem sehr hohen Alter.

*) Diese bestanden unter den römischen Kaisern in einem silbernen Scepter, einer mit Gold oder Silber gestickten

haufen, sammt deren tapfern Anführern Augan und Rufinus wurden völlig aufgerieben, und von den Zinnen der Thürme von Carthago konnte man den Rauch der weit und breit umher in Flammen stehenden Städte und Dörfer erblicken.

3. Salomon, welchem, wie der Leser weiß, Belisarius, bevor er Afrika verließ, den Oberbefehl übertragen hatte, stand kaum noch an der Schwelle des männlichen Alters; aber seine Jugend minderte nicht sein Verdienst, und dieses rechtfertigte vollkommen die von Belisarius getroffene Wahl. Salomon versuchte zuerst gütliche Wege, sandte einen Boten des Friedens an die mohrischen Fürsten, ließ aber zugleich ihnen auch drohen, daß, wenn sie seine Anträge verwerfen sollten, ihre Kinder, welche als Geisel in den Händen der Römer waren, zum Tode würden geführt werden. Die Mohren verlachten Salomon's Drohungen und ließen ihm sagen, daß wohl die Römer für die Erhaltung ihrer Kinder besorgt seyn müßten, weil ihnen nur eine Frau zu haben erlaubt wäre; sie aber, die gewöhnlich vierzig bis fünfzig Weiber hätten, wären dieser Sorge überhoben, indem es ihnen nie an Kindern und Nachkommenschaft fehlen könnte. — Salomon zog nun sein kleines Heer zusammen, ging den Mohren entgegen, schlug sie in zwei entscheidenden Treffen, tödtete über sechzigtausend Feinde und jagte sie aus ganz Byzacene und

---

Mütze, einem weißen Mantel, in gestickten Schuhen und einer, ebenfalls durch allerlei in Gold oder Silber verfertigten Stickereien gezierten und mit Figuren bemalten Tunica. In den letzten Zeiten und besonders von den Vandalen erhielten sie gewöhnlich auch noch Geschenke an Geld, welches, nach dem Zeugniß des Procopius, ihnen stets sehr willkommen war.

Proc. Bell. Vand. l. 1. c. 25.

Numidien hinaus. Indessen blieb die Sicherheit der römischen Provinzen doch immer noch gefährdet, so lange die Mohren im Besitze der aurasischen Bergreihe waren. Salomon beschloß, sie auch hier zu vertreiben und den Garten Numidiens wieder mit dem römischen Gebiete zu vereinigen.

4. Von dem im Westen Afrikas sich erhebenden, hohen, bis über die Wolken reichenden und mit ewigem Schnee bedeckten atlandischen Gebirge ist das aurasische einer der niedern Aeste und dennoch in dem römischen Afrika bei weitem das höchste Gebirg; wild und zurückschreckend sind die Aussenwände und der Abhang desselben; man sieht nichts als schroffe Felsen und ungeheure Steinmassen; aber auf dem Gipfel der Berge streckt sich eine weite, von einer Menge kleiner Flüsse und Bäche durchschnittene Fläche hin, die, von der Natur mit ihren schönsten Gaben geschmückt, in einem Umkreise von drei Tagreisen die seltenste Mannigfaltigkeit des Bodens und des Climas in sich vereint; und deren anmuthige Thäler, fruchtbare Hügel, liebliche Auen und schattige Haine, in sanftem, ergötzendem Wechsel, den Freund der Natur eben so sehr entzückten, als die Ueppigkeit und ungemeine Vegetationskraft des Bodens dessen Erstaunen erregte. Alle Getraidearten und edlern Früchte waren hier schöner, größer und geschmackhafter als in dem ganzen übrigen Afrika, und nicht mit Unrecht ward der Gipfel dieses Gebirges das Paradies oder der Garten Numidiens genannt. In den Zeiten der Kraftfülle des römischen Reiches stand hier die Stadt Lambesa, berühmt durch einen Tempel dem Aesculap geweihet, berühmt durch ein großes Amphitheater, öffentliche Bäder und herrliche Säulengänge. Die Stadt soll über vierzigtausend Einwohner gezählt haben; und viel kleiner oder um vieles weniger bevöl-

ters kann sie auch nicht wohl gewesen seyn; denn sie war das Standquartier einer ganzen römischen Legion. *)

5. Auf einem über der Oberfläche beinahe senkrecht sich erhebenden Felsen pflegten die mohrischen Fürsten, besonders Yabdas, einer der mächtigsten derselben, in Zeiten des Krieges und der Unruhe ihre Frauen und Schätze in Sicherheit zu bringen. Gegen jeden Angriff glaubten sie solche hier geschützt; denn es war bei ihnen zu einem Sprichwort geworden, daß derjenige Feuer zu fressen im Stande seyn müsse, der es wagen dürfte, die aurasischen Felsenwände zu erklimmen. Um diese große Naturfeste einem feindlichen Heere desto unzugänglicher zu machen und den Vandalen in der Nähe derselben keinen Waffenplatz zu lassen, hatten die Mohren zu Hunnerich's Zeiten das am Fuße des Gebirges liegende Tamugade zerstört; und auch diese Ruinen zeugten von einer einst blühenden volkreichen Stadt. Um die Mohren in dem Mittelpunkte ihrer Macht anzugreifen, schloß der römische Feldherr mit zwei, von Yabdas beleidigten mohrischen Fürsten einen Bund und zog mit seinem kleinen Heere gegen das aurasische Gebirg. Aber Salomon's Bundesgenossen waren ein treuloses Gesindel; und von deren Wegweisern irre geführt und in allen seinen Bewegungen und Unternehmungen an Yabdas verrathen, mußte er, als die Römer schon einen der Gipfel erstiegen hatten, aus Mangel an Lebensmit-

*) Die römischen Legionen waren nicht in jeder Periode von gleicher Stärke. In den ersten Zeiten der Republik bestand sie aus viertausend, nach dem ersten punischen Kriege aus sechstausend und unter den letzten heidnischen Cäsaren bisweilen gar aus zwölftausend Mann.

Kla von seinem Unternehmen abstehen und unverrichteter Dinge nach Carthago zurückkehren.

6. Besser vorbereitet und der Wege wie der Natur des Gebirges mehr kundig, wollte Salomon im folgenden Frühjahre einen neuen Versuch machen, sich desselben zu bemächtigen. Aber unter der römischen Besatzung in Carthago brach eine furchtbare Empörung aus. Die Aufrührer wählten einen gewissen Stozas, einen gemeinen Soldaten, dem es aber nicht an Verstand und wilder Kühnheit gebrach, zu ihrem Anführer, ermordeten mehrere Officiere von dem ersten Range, plünderten deren Wohnungen und zwangen den Salomon, der, hätte er sich nicht in einer Kapelle verborgen, von den Wüthenden wäre in Stücken zerrissen worden, mit dem Geschichtschreiber Procopius, den Belisarius ihm ebenfalls beigeordnet hatte, aus Carthago zu entfliehen und sich bei nächtlicher Weile ganz heimlich, zuerst nach Sicilien und dann nach Constantinopel einzuschiffen. Die Aufrührer, nicht stark genug, um sich in Carthago behaupten zu können, gingen nach Numidien, überredeten das dort stehende römische Corps, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen, zogen viel mohrisches Raubgesindel und eine Menge noch im Lande zerstreute Vandalen an sich, bildeten auf diese Weise ein ansehnliches Heer und bedroheten Carthago mit einer förmlichen Belagerung; und die Sachen standen schon auf dem Punkte, daß Afrika beinahe jetzt eben so schnell für den Kaiser wäre verloren gegangen, als es von Belisarius für denselben war erobert worden.

7. Zum Glücke hatte Justinian seinen Neffen Germanus zum Nachfolger des Salomon ernannt. Diesem wahrhaft edeln, klugen und tapfern jungen Manne gelang es bald, die Empörung zu dämpfen

und Zucht und Ordnung in dem römischen Heere wieder herzustellen. Nur die Frechsten der Aufrührer wurden bestraft; alle Uebrigen durch die Milde und herablassende Behandlung des Feldherrn wieder zu ihrer Pflicht zurückgeführt. Der verdienten Strafe entzog sich Stozas durch schleunige Flucht, heirathete bald darauf die Tochter eines mohrischen Fürsten, ließ sich in dessen Gebiete nieder und entsagte auf immer dem Namen eines Römers.*) Die römischen Waffen machte Germanus den Mohren wieder furchtbar, gewann aber dabei auch durch seine Freigebigkeit mehrere ihrer Fürsten, hielt sie sämmtlich, so lange er den Oberbefehl führte, in einer gewissen ehrfurchtsvollen Entfernung von dem römischen Gebiete; und unter seiner weisen und gerechten Verwaltung genoß Afrika nun wieder zwei Jahre der Ruhe und des Friedens. Aber Theodorens Haß, die den jungen Germanus stets von allen Staatsgeschäften zu entfernen suchte, verfolgte denselben auch jenseits des Meeres. Nach zwei Jahren ward er schon wieder zurückgerufen; und kaum war er abgereiset, als auch die Mohren wieder Afrikas unglückliche Provinzen auf das neue zum Schauplatze ihrer Verheerungen machten.

8. Mit einer Verstärkung von einigen tausend Mann ward nun Salomon wieder von Justinian nach Afrika geschickt. Er schlug die Mohren in einer blutigen Schlacht, zog hierauf gegen die aurasischen Gebirge und, jetzt glücklicher als das erstemal, erstieg er

*) Aber sein Sohn ward mehrere Jahre nachher ebenfalls als Aufrührer und mit den Waffen in der Hand gefangen genommen, nach Constantinopel geführt und dort aufgehangen, nachdem ihm vorher noch beide Hände waren abgehauen worden.

ohne Verlust den Berg, erklimmte sogar den geminäischen Felsen und bekam alle Frauen und Schätze des mohrischen Königs Jabdas in seine Gewalt. Um den Besitz des Berges den Römern zu sichern, kam Salomon der Natur nun auch noch durch die Kunst zu Hülfe, ließ an einigen Orten kleine Festungswerke errichten und schützte auf solche Weise diese wichtige Bergkette, wie die von derselben beherrschten Ebenen gegen alle fernern Einfälle der Feinde. Numidien ward nun völlig von den Mohren geräumt, worauf Salomon nach Mauretanien zog, und auch das längst schon verlorene Mauretania Sitifiensis*) wieder mit den römischen Besitzungen verband.

9. Den Mohren war jetzt aller Muth entfallen, noch ferner ihre Kräfte mit jenen der Römer zu messen. Aber was sie so kleinmüthig machte, war nicht der Verlust des aurasischen Gebirges, sondern vielmehr der Umstand, daß ihr Ueberwinder Salomon keinen Bart hatte. Sie erinnerten sich nämlich einer alten Prophezeihung, worin ihnen war vorhergesagt worden, daß sie, die damals so glücklich gegen die Vandalen kriegten, doch einst von einem Unbärtigen würden überwunden werden. Durch einen unglücklichen Zufall war Salomon schon in früher Jugend ein Verschnittener geworden, hatte demnach keinen Bart, und die Mohren, welche steif und fest glaubten, daß die Prophezeihung in Erfüllung gegangen sey und, wenn sie sich nicht ruhig verhielten, auch noch ferner in Erfüllung gehen werde, wollten nun um keinen Preis mehr Etwas mit dem bartlosen Feldherrn zu schaffen haben.

---

*) Vor dem vierten Jahrhundert ein Theil und zwar der östliche Theil von Mauritania Cäsarensis.

10. Vier Jahre genoß jetzt das römische Afrika der Ruhe eines ununterbrochenen Friedens; und gewiß würde die Herrschaft der Römer sich nun vollkommen befestiget und dieser glückliche Zustand noch länger gedauert haben, hätte nicht, durch blinde Vorliebe zu seinen drei Neffen, Salomon selbst sein eigenes Werk wieder zerstört. Da der tapfere und in jeder andern Rücksicht alles Lobes würdige Verschnittene keine Kinder haben konnte; so übertrug er die ganze Zärtlichkeit eines Vaters auf seines Bruders drei Söhne: Sergius, Cyrus und Salomon. Er ließ sie nach Afrika kommen und erhielt von Justinian für Sergius die Statthalterschaft von Tripoli und für Cyrus jene der Provinz Pentapolis. Leider waren es drei liederliche, durchaus verdorbene junge Leute, ohne alle Kenntniß und Erfahrung, aber eben daher voll Dünkel und Stolz, dabei äußerst heftig und aufbrausend, und ohne allen Begriff von Tugend, Recht und Gerechtigkeit.

11. Den leucathischen Mohren hatte Sergius die jährlichen, traktatenmäßig ihm gebührenden Geschenke zurückgehalten. Jene klagten darüber, und da man ihren Klagen kein Gehör gab, griffen sie zu den Waffen und bedroheten die Provinz Tripoli mit einem feindlichen Einfalle. Sergius versprach, sie zu befriedigen, und unter dem Vorwande, die gegenseitigen Beschwerden freundlich auszugleichen, begehrte er, daß einige der Vornehmsten von den Leucathen nach Leptis magna, wo der Statthalter seinen Sitz hatte, kommen möchten; er verhieß ihnen volle Sicherheit für ihr Leben, wie für ihre Freiheit, und bekräftigte diese Verheißung durch einen feierlichen, über dem heiligen Evangelienbuch geschwornen Eid. Vier und achtzig der angesehensten Männer aus der Nation kamen nun nach Leptis. Sergius empfing sie sehr

freundlich und lud sie noch am nämlichen Tage zu einem großen Gastmahle ein. Die Leucathen kamen; aber kaum hatten sie sich an Tisch gelegt, als des Sergius Trabanten hereintraten und sie sämmtlich unter den Augen des jungen Tyrannen ermordeten.

12. Diese unerhörte Treulosigkeit empörte alle mohrischen Stämme, sie griffen zu den Waffen und fielen in die Provinz von Carthago ein. In Jahren schon ziemlich weit vorgerückt, schnallte der alte Salomon doch noch einmal den Harnisch an und zog gegen die Feinde. Bei Thebeste stießen beide Heere auf einander. Die Mohren waren ungleich zahlreicher, als Salomon sie vermuthet hatte, und den ungewissen Ausgang einer, gegen einen so sehr überlegenen Feind zu liefernden Schlacht befürchtend, beschloß Salomon, den Weg der Unterhandlung zu versuchen. Sowohl wegen des begangenen Mordes, ließ er ihnen sagen, als auch in Ansehung aller ihrer übrigen Beschwerden wolle er ihnen volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Sie möchten jetzt nur ruhig nach Hause ziehen; er erbiete sich, sein ihnen jetzt gemachtes Versprechen, durch einen über dem Evangelienbuch zu schwörenden Eid zu bekräftigen. Die Mohren ließen ihm zurücksagen, bevor sie wieder einem über dem Evangelienbuch geschworenen Eide trauen könnten, müßten sie erst durch eine Schlacht die Probe gemacht haben, daß das nämliche Buch, welches die Christen für heilig hielten und worauf sie zu schwören pflegten, auch den Meineid zu strafen im Stande sey. Diese Probe ward gleich am andern Tage gemacht, und sie zeugte für die Heiligkeit des Eides; denn die Römer wurden gänzlich geschlagen. Salomon focht mit seiner gewöhnlichen Tapferkeit, trieb überall, wo er war, die Feinde vor sich her; aber endlich ward sein Pferd verwundet, stieg in die Höhe, überschlug

sich mit seinem Reiter und stürzte sammt diesem in einen tiefen felsigen Graben. Am ganzen Körper gerädert und zerquetscht, konnte Salomon sich nicht mehr auf dem Pferde halten, ward daher von den, die fliehenden Römer verfolgenden Mohren bald eingeholet, und von einem derselben ihm der Kopf abgeschlagen. So starb dieser kluge, tapfere, einst mit so vielen Lorbeern bedeckte Feldherr. Affenliebe zu seinen unwürdigen Neffen hatte am Ende seiner Tage seinen Ruhm befleckt, und er fiel als ein trauriges, aber gerechtes Opfer seines blinden, die Wohlfahrt von Millionen Menschen auf ein muthwilliges Spiel setzenden Nepotismus.

13. An die Stelle seines Oheims trat Sergius; er übernahm den Oberbefehl über das gesammte kleine Heer und erhielt von Justinian, der noch nie eine so schlechte Wahl getroffen hatte, die Oberstatthalterschaft über ganz Afrika. Seiner Thorheiten, Gewaltthätigkeiten und Ausschweifungen war nun weder Maß noch Ziel. Aber noch schlechter und verdorbener, als er selbst, war sein jüngerer Bruder Salomon. Dieser hatte von dem Kaiser zwar keine Statthalterschaft erhalten, stand jedoch seines Oheims und seiner Brüder wegen in großem Ansehen, und glaubte daher ebenfalls sich alles erlauben zu dürfen. Bei Thebeste war er gefangen worden, hatte sich für einen gebornen, aber leider! in Sclavenstand versetzten Vandalen ausgegeben, und den Mohren einen nahe bei Thebeste wohnenden Arzt, Namens Pegasius genannt, welcher ihn kennete, sein Freund wäre und sehr gerne das Lösegeld für ihn bezahlen würde. Die Lüge ward geglaubt und Pegasius davon benachrichtiget. Dieser kam eiligst herbei, bezahlte die als Lösegeld geforderten fünfzig Goldstücke und reisete mit dem Sa-

lomon nach Carthago. Unterweges überließ sich der Bube wieder allen und den infamsten Ausschweifungen. Pegasius glaubte, ihm darüber einige gelinde Vorstellungen machen zu müssen, und zum Dank, daß er ihm Leben und Freiheit gerettet hatte, stieß das junge Ungeheuer dem Pegasius nun den Degen durch den Leib. Bald darauf ging Salomon nach Constantinopel. Da die Anverwandten des Ermordeten Klage gegen ihn erhoben hatten, so wollten die Gerichtshöfe sich seiner bemächtigen; aber durch Theodorens Einfluß erhielt er kaiserliche Begnadigungs- und Sicherheitsbriefe, und den Gerichtshöfen ward alles fernere Verfahren gegen ihn untersagt. Dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit war auf diese Weise Salomon glücklich entronnen; aber nicht so jenem des unsichtbaren Richters; denn kaum hatte er den erwähnten kaiserlichen Freibrief erhalten, als er wenige Tage nachher, vom Schlage getroffen, eines plötzlichen und in seiner Lage gewiß höchst bejammernswerthen Todes starb.

14. Durch des Sergius tolles, ungerechtes und gewaltthätiges Betragen war indessen ein allgemeiner Bund aller mohrischen Völkerstämme zu Stande gekommen; selbst Antalas, ein vorzüglich mächtiger Mohrenfürst, welcher bis jetzt den Römern noch am meisten ergeben gewesen war, hatte sich nun ebenfalls zu seinen Landsleuten geschlagen. Er that jedoch diesen Schritt nur mit schwerem Herzen und schrieb daher vorher an den Kaiser, daß er sogleich die Waffen niederlegen und auch seine ganze Nation ein Gleiches zu thun zu bewegen suchen würde, wenn Justinian nur den allgemein verabscheuten, den Römern wie den Eingebornen und diesen wie den Mohren gleich gehässigen Sergius aus Afrika zurückberufen wollte. Leider blieb dies Schreiben unbeantwortet; denn Ser-

gius hatte eine Tochter Antoninens, der bekannten Busenfreundin der Kaiserin, geheirathet, und in Theodorens Augen galt dieser Umstand mehr, als das Wohl von Afrika und die Erhaltung seiner Provinzen.

15. In Afrika stieg indessen mit jedem Tage die Noth und das Elend der Römer wie der Eingebornen. Die Mohren verheerten nicht nur das platte Land, sondern eroberten selbst große und bedeutende Städte, wie z. B. Adrumet, woraus sie jedoch, obgleich nicht durch die Klugheit und Tapferkeit des Sergius, sondern durch die List und Entschlossenheit eines Priesters mit Namen Paulus, wieder vertrieben wurden. In Constantinopel liefen nichts als traurige Berichte und Klagen über Klagen gegen die Verwaltung des Sergius ein. Justinian ward endlich bewogen, zwar nicht den Sergius zurückzurufen, aber doch den Patricier Aërobindus *) mit einigen Truppen nach Afrika zu schicken und in gleicher Würde dem Sergius an die Seite zu setzen; der letztere sollte die Mohren aus Numidien, der erstere aus Byzacene vertreiben. Diese Theilung der Gewalt war den römischen Angelegenheiten in Afrika mehr verderblich als beförderlich. Statt seinen neuen Collegen in dessen Operationen zu unterstützen, suchte Sergius vielmehr sie zu hemmen und zu durchkreuzen, und das ohnehin schon schwache Heer nunmehr in zwei einander beinahe ganz fremde Heere

*) Derselbe darf aber ja nicht mit jenem Aërobindus verwechselt werden, welcher unter Anastasius in den Kriegen gegen die Perser so sehr sich auszeichnete. Dieser war schon vor der Expedition nach Afrika gestorben. Der, von welchem hier die Rede ist, hatte eine Tochter des Vigilantius, Schwester des Kaisers, zur Gemahlin.

haufen getheilt, war jetzt noch weniger als vorher im Stande, den von allen Seiten sie umgebenden zahlreichen Feinden die Spitze zu bieten. Zudem hatte Aërobindus von dem Kriege auch nicht die mindeste Kunde; gerecht, friedliebend und ohne allen Ehrgeiz, hatte er noch nie einen Feind gesehen; und eine durch nichts zu überwindende Feigheit war ein hervorstechender Grundzug seines Charakters. Als er in Carthago angekommen war, und man ihm sagte, daß ein Heer von Mohren nur noch einige Tagreisen von der Stadt entfernt wäre, brachte er einige Tage mit Berathschlagen zu, ob es wohl jetzt schon nöthig sey, daß er selbst in höchst eigener Person sich an die Spitze des Heeres stelle; als die Frage nach langen Debatten endlich bejahend entschieden war, brachte er eine nicht minder lange Zeit damit zu, seine Waffenrüstung zu ordnen, und als auch dieses geschehen war, blieb er dennoch in Carthago zurück. Zum Glück, daß die Mohren sich zurückzogen; aber bei seinen Soldaten ward Aërobindus zum Gelächter, und eben sobald auch den Feinden zum Gespötte. Durch die mit kleinen Truppenabtheilungen in verschiedenen Provinzen stehenden Unterfeldherren, suchte nun der neue Statthalter die Fortschritte der Feinde zu hemmen; aber die Befehle, welche er sandte, wurden wenig geachtet. Jeder der kommandirenden Officiere handelte, wie es seinem eigenen Interesse am zuträglichsten war, und that nicht mehr und nicht weniger, als ihm jedesmal zu thun gerade in den Sinn kam.

16. In Numidien stand ein ziemlich beträchtlicher Heerhaufe unter den Befehlen eines gewissen Gontharis, eines Officiers von vieler Erfahrung im Kriege, der aber mit der Tapferkeit und Kühnheit eines entschlossenen Heerführers einen noch weit höheren Grad von Verwegenheit verband, und bei dem

Gedanken gar nicht erschrak, die gegenwärtige allgemeine Verwirrung zu seinem Vortheile zu benutzen und sich zum unumschränkten, von dem Kaiser unabhängigen Beherrscher von Afrika zu machen. Es gelang ihm, den Antalas in sein Interesse zu ziehen; er versprach demselben, wenn glücklicher Erfolg ihr Unternehmen krönen sollte, ihm die ganze Provinz Byzacene abzutreten. Mit zahlreichen mohrischen Schaaren zog nun Antalas gegen Carthago. Gontharis eilte ihm voran und zog, unter dem Scheine, seinem Oberfeldherrn eine Verstärkung zuzuführen, ungehindert in die Stadt. Des Verräthers Plan war, den Aërobindus zu einem Treffen gegen die Mohren zu bewegen, diese völlig zu schlagen, dann den Aërobindus in dem Getümmel zu ermorden, und auf diese Weise beide Feinde mit einem Schlage zu vertilgen. Aber Aërobindus war um keinen Preis zu bewegen, sich an die Spitze des Heeres zu stellen. Gontharis, der nicht lange zögern zu dürfen glaubte, warf also die Larve ab, versammelte von Carthagos Besatzung so viele Leute als er konnte, hielt eine aufrührerische Rede an sie, ward von ihnen zum Oberfeldherrn ausgerufen und pflanzte nun förmlich die Fahne der Empörung auf. Sobald Aërobindus davon Nachricht erhielt, wollte er sogleich sich einschiffen und nach Constantinopel entfliehen; aber der tapfere Artaban, ein Persarmenier und Anführer des Corps Persarmenier, das mit Aërobindus nach Afrika gekommen war, flößte ihm wieder Muth ein, sammelte die noch treu gebliebenen Soldaten und ging mit diesen und seinen Persarmeniern den Aufrührern entgegen. Um den Muth der Seinigen noch mehr zu befeuern, war Artaban so sehr mit Bitten in den Aërobindus gedrungen, daß dieser ihm endlich versprach, ihn zu begleiten und wenigstens Zeuge des Gefechtes zu seyn. Als die Aufrührer den gefürchteten Artaban gegen sich an-

rücken sahen, entfiel ihnen schon zum Theil der Muth. Es dauerte nicht lange, so fingen sie an zu weichen, und der tapfere Persarmenier hatte beinahe den Sieg in Händen, als Aërobindus, ungewohnt der blutigen Scenen einer Schlacht, plötzlich den Kopf verlor, ohne alle Ursache davon floh und in einer Kirche ausserhalb der Stadt sich verbarg. Als Artaban's Leute dieses sahen, begaben sie sich ebenfalls sämmtlich auf die Flucht; Artaban selbst ward von dem Strome der Fliehenden mit fortgerissen. Gontharis war nun Sieger, bemächtigte sich des Palastes und des Hafens, besetzte alle Thore der Stadt mit seinen Leuten und schickte zu dem Aërobindus den Renatus, Bischof von Carthago, mit dem Auftrage, jenem zu sagen, daß er in voller Sicherheit nach dem Palaste zurückkehren könnte.

17. Leider war damals Meineid ein sehr gewöhnliches, beinahe in allen Ländern herrschendes Laster. Die Kirche trauerte darüber und sann auf allerlei Formen und Ceremonien, welche nur immer der Eidesleistung eine noch größere Feierlichkeit ertheilen, die ganze Seele des Schwörenden ergreifen, seine Sinnlichkeit schrecken und ihm einen hohen und furchtbaren Begriff von der Heiligkeit eines Eides beibringen könnten. Zu diesen Formen gehörte nun auch, daß man damals an manchen Orten vorher ein Kind taufte und dann den Schwörenden über dem Taufsteine und dem getauften Kinde den Eid ablegen ließ. — Aërobindus, der den süßen Worten des Gontharis nicht trauete, begehrte, daß der Bischof die heilige Taufhandlung vornehmen und hierauf die ihm gemachten Versprechungen im Namen des Gontharis durch einen Eid bekräftigen sollte. Renatus that es, und nun legte Aërobindus alle Zeichen seiner bisherigen Würde ab, ging in Sclavenkleidung an

der Hand des Bischofes in den Palast, warf sich dem Gontharis zu Füßen und bat, ihm das getaufte Kind darreichend, in den flehendlichsten Ausdrücken, daß er doch seines Lebens schonen möchte. Gontharis hob ihn auf, wiederholte noch einmal alle vom Bischofe ihm gemachten Zusagen und lud ihn sogar zur Tafel ein, wo er ihm den ersten und vornehmsten Platz überließ. Nach eingenommenem Mahle ward ihm ein prächtiges Gemach in dem Palaste angewiesen. Aërobindus hatte nun alle Furcht abgelegt, er glaubte mit Zuversicht, nach drei Tagen, wie man es ihm versprochen hatte, sich mit seiner Gemahlin nach Constantinopel einschiffen zu dürfen; aber kaum hatte er sich zur Ruhe begeben, als einige Trabanten des Gontharis hereintraten und ihn, ungeachtet des jammervollen Geschreies, welches er erhob, unter vielen Wunden ermordeten.

18. Immer näher rückte jetzt Gontharis seinem Ziele. Mit dem Artaban, den er als einen sehr tapfern und brauchbaren Officier kannte, hatte er sich ausgesöhnt, ihn sogar in seine Dienste genommen; aber wenig oder gar nicht bekümmerte er sich jetzt mehr um seinen Bundesgenossen Antalas; nicht einmal die, im Falle, daß Gontharis Herr von Carthago seyn würde, dem Antalas versprochene Summe ließ er ihm zustellen. Als der mohrische Fürst sich betrogen sah, sagte er sich von dem Tyrannen los und erklärte sich wieder für die Parthei des römischen Kaisers. Gontharis gab dem Artaban den Auftrag, die Mohren zu vertreiben, wo möglich sie zu vernichten. Artaban schlug sie aus dem Felde, hütete sich aber, sie zu verfolgen. Ihr Verlust war daher nur unbedeutend und bei Gontharis entschuldigte sich Artaban mit der, in Ansehung der Zahl, ihm allzugroßen Ueberlegenheit des Feindes. Jener beschloß nun, mit allen

seinen Streitkräften selbst gegen die Mohren zu Felde zu ziehen. Den Pasiphyles, dem treuen Gehülfen aller seiner Greuelthaten, ordnete Gontharis zum Commandanten von Carthago, befahl ihm aber, während seiner Abwesenheit alle wegen allzugroßer Anhänglichkeit an den Kaiser ihm verdächtige Römer ermorden zu lassen; einige davon ließ er selbst noch unter seinen Augen hinrichten.

19. Der Ausmarsch des Heeres aus Carthago war schon auf den folgenden Tag festgesetzt, als es Gontharis einfiel, am Vorabende noch ein großes Gastmahl zu geben und alle höhern Officiere des Heeres dazu einzuladen.

20. Artaban verabscheuete den Gontharis von ganzem Herzen und war nur deswegen in seine Dienste getreten, um desto leichter eine Gelegenheit zu finden, den Tod des Areobindus an dessen Mörder zu rächen und Afrika von einem Tyrannen zu befreien. Mit seinem Vorhaben machte Artaban den Artasires, einen der Vertrautesten seiner Persarmenier bekannt; dieser versprach seinen Beistand und zog noch mehrere andere seiner Landsleute, auf deren Treue man sich verlassen konnte, in die Verschwörung. Da der Tag des Ausmarsches nun festgesetzt war, durften sie mit der Ausführung ihres Vorhabens nicht länger zögern; es ward beschlossen, den Tyrannen während des Gastmahls, wenn er halb berauscht an dem Tische liegen würde, zu ermorden. Als die entscheidende Stunde heranrückte, bat Artasires den Artaban, daß, wenn er unglücklicher Weise in dem gefahrvollen Momente zagen oder erblassen und sein zitternder Arm einen unsichern oder schwachen Streich führen sollte, er ihn doch auf der Stelle tödten möchte, damit ihn die Qualen der Folter

ihm nicht das Geheimniß der Verschwörung und die Namen der Verschwornen entreißen konnten.

21. Aber Artaban selbst, der bei dem Gastmahle an der linken Seite des Gontharis lag, vermochte sich nicht so vollkommen zu beherrschen, daß er nicht, je mehr der Augenblick der Ausführung herannahete, öfters alle Farben seines Gesichtes verändert hätte. Es war so auffallend, daß die mehrsten der anwesenden Gäste es bemerkten, und es wäre ihnen wirklich ein leichtes gewesen, den Gontharis zu retten, weil beinahe alle schon ahneten, was vielleicht jetzt bald geschehen dürfte. Aber durch seine Grausamkeit war ihnen der Tyrann ebenfalls gehässig worden; und so hielten sie es für rathsamer, den Ausgang der Dinge ruhig abzuwarten. Wie gewöhnlich überließ Gontharis sich wieder seinem Hange zum Trunke. Artesires und einer der Mitverschwornen, Namens Georgius, befanden sich als Begleiter des Artaban's unter den übrigen Trabanten des Tyrannen in dem Speisesaale. Gontharis zeigte sich an diesem Tage ungemein gütig gegen seine Trabanten; er nahm öfters ganze Platten mit den köstlichsten Speisen und reichte sie ihnen hin. Als Artesires bemerkte, daß sämmtliche Trabanten bis auf drei hinausgegangen wären, um das, was man ihnen gereicht hatte zu essen, so ging er unter dem Vorwande, daß er dem Gontharis etwas heimlich zu sagen habe, auf ihn zu, zog dann plötzlich sein Schwert und gab ihm einen so gewaltigen Hieb auf den Kopf, daß der vordere Knochen zerschmettert und ein Finger der rechten Hand, mit welcher er den Streich abhalten wollte, ihm abgehauen ward. Dieser Wunde ungeachtet, hatte Gontharis noch so viele Kraft, daß er von seinem Sitze aufsprang und nach dem Schwerte griff; aber in dem nämlichen Augenblicke stieß Artaban, welcher an seiner linken Seite

lag, ihm einen langen, zweischneidigen Dolch bis an das Gefäß in den Leib, und todt sank nun der Tyrann auf seinen Sitz zurück. Während dieß in dem Speisesaale geschah, hatte auch ein schon in Bereitschaft stehender Trupp Armenier die Wachen und Trabanten des Gontharis überfallen, sie überwältigt und sämmtlich ermordet.

22. Die anwesenden Gäste billigten alles, was geschehen war. Der Tod des Tyrannen ward noch in derselben Stunde der Stadt und dem Heere bekannt gemacht, und von letzterm dem Kaiser auf das neue wieder gehuldiget. Pasiphyles und die übrigen vertrautern Freunde des Gontharis theilten dessen Schicksal am folgenden Tage. Ihre Leichen wurden in das Meer geworfen, ihre Wohnungen und ihr Vermögen geplündert.

23. Aber Afrika hatte jetzt keinen Statthalter, das Heer keinen Oberfeldherrn; denn Sergius war kurz vor dem Aufstande des Gontharis nach Constantinopel abgereiset. Es bedurfte aller Klugheit des Artaban's und einiger der angesehensten Officiere, um die Ruhe von Carthago zu sichern und Zucht und Ordnung in dem Heere wieder herzustellen. An Fortsetzung des Krieges gegen die Mohren war unter diesen Umständen nicht zu denken. Zum Glücke, daß jene den gegenwärtigen Zeitpunkt nicht zu benutzen wußten, auch aus Mangel an Belagerungskunde gegen die, ohnehin jetzt mit einer sehr zahlreichen Besatzung, versehene Hauptstadt nichts unternehmen konnten. Indessen lagerten die Mohren ruhig in Byzacene und blieben einstweilen im Besitze dieser Provinz, wie der ganzen mauritanischen Küstenstrecke bis Cäsarea.

24. Um Artaban's geleistete Dienste zu beloh-

nen, übertrug ihm Justinian die Statthalterschaft von Afrika. Aber in Liebe entbrannt gegen Aerobinдus schöne Wittwe, einer Nichte Justinian's, hielt der edle Persarmenier um dieselbe bei dem Kaiser an, und zugleich um die Erlaubniß, nach Constantinopel zurückkehren zu dürfen. Beides ward ihm von Justinian gewährt und Johannes Trogila zu seinem Nachfolger ernannt. Dieser, welchem der Kaiser eine Verstärkung an Truppen mitgegeben hatte, begann sogleich den Krieg mit der größten Lebhaftigkeit gegen die Mohren. Er schlug sie in der ersten Schlacht und ward in der zweiten von ihnen geschlagen; rächte sich aber dafür in der dritten Schlacht durch eine völlige Niederlage der Mohren; beinahe ihr ganzes Heer ward aufgerieben. Johannes benutzte seinen Sieg, wie selbst der ältere Salomon ihn nicht benutzt hatte, verfolgte unablässig Tag und Nacht die Feinde, tödtete eine zahllose Menge derselben, trieb sie weit über die Grenzen des römischen Gebietes hinaus und zwang sie, sich tiefer in das Innere von Afrika zurückzuziehen. Von jetzt an hatte der Krieg mit den Mohren ein Ende; sie wagten keine Einfälle mehr in das römische Gebiet; Ruhe und Ordnung, verbunden mit einem jetzt nicht mehr gestörten Gange der Verwaltung kehrten in die lange gequälten Provinzen zurück; und Klein-Afrika blieb nun über hundert Jahre mit dem oströmischen Reiche vereint, bis endlich nämlich Mohamed's Jünger, mit dem Schwerte in der Hand, auch in Afrika den Koran predigten, durch diesen das Evangelium verdrängten und der Herrschaft der byzantinischen Kaiser allda ein Ende machten.

Da die Ereignisse in Afrika, nach dem Sturze des vandalischen Reiches bis zur vollständigen Consolidirung der römischen Herrschaft allda, in dem großen historischen Drama gleichsam nur als ein Zwischenspiel

zu betrachten sind, so glaubten wir, um den Ueberblick derselben dem Leser zu erleichtern, uns diesen Vorsprung in der Geschichte erlauben zu müssen, und ergreifen jetzt wieder den Faden unserer Erzählung, wo wir ihn am Ende des zwölften Abschnittes auf einige Augenblicke abzubrechen gezwungen waren.

XIV.

1. Afrika's schnelle Eroberung hatte den Occident wie den Orient in Staunen gesetzt; aber das nämliche Jahr, in welchem Belisar, durch seine Siege und seinen Triumph, Justinian's drittes Consulat verherrlichte, sah nun auch das glorreiche Ende einer Unternehmung, welche auf Justinian's Regierung und dessen Jahrhundert einen Glanz warf, den vielleicht selbst die Heldenthaten eines Belisarius oder Narses ihnen nicht zu geben vermochten. Das große Gesetzbuch des Reiches, Justinian's Codex genannt, welches noch heute zu Tage der Gesetzgebung aller civilisirten Völker zum Grunde liegt, ward am 16. November des Jahres 534 von dem Kaiser sanktionirt, und in Constantinopel und allen, dem byzantinischen Scepter unterworfenen Provinzen bekannt gemacht.

2. Durch den Wust zahlloser, bald von Weisheit, bald von menschlicher Thorheit, bald von einer durch Religion und Philosophie erleuchteten Staatskunde, bald von roher, despotischer Willkühr, bald im Geiste der alten römischen Republik, bald wieder nach den Begriffen eines unbeschränkten Monarchismus gegebenen und daher unaufhörlich sich widersprechenden, oft gegenseitig einander bekämpfenden Gesetzen war, in dem Laufe von beinahe vierzehnhundert Jahren, die römische Jurisprudenz ein Labyrinth

geworden, in welchem die Gerechtigkeit sich nicht selten verirrte, und Ungerechtigkeit, Bedrückung und Chikane stets einen festen Rückhalt, einen unzugänglichen Schlupfwinkel und einen gegen Strafe sie schützenden Zufluchtsort fanden. Die Menge der römischen Gesetze, der Zahl nach an sich schon ungeheuer, aber nun noch in Verbindung mit den nicht minder zahllosen, jedoch wegen der in vielen, wo nicht in den mehrsten Verordnungen herrschenden Widersprüche, nothwendig gewordenen Commentarien und Erklärungen, füllten mehrere tausend Bände. Diese zu kaufen, bedurfte es eines mehr als fürstlichen Reichthums; sie alle zu lesen, zu vergleichen, zu würdigen, und alle Antinomien durch analogischen Scharfsinn zu lösen: dazu ward mehr als die gewöhnlichen Lebensjahre eines Menschen erfordert.

3. Diesem, das Eigenthum seiner Unterthanen und das Glück und die Ruhe der Familien so oft der schnödesten Willkühr preisgebenden Unfug beschloß Justinian, sobald er den Thron bestiegen hatte, endlich ein Ende zu machen, und die ganze Gesetzgebung in einem mäßigen, dem Verständnisse des denkenden Mannes sich leicht öffnenden Bande zusammenzufassen. Diesen Entschluß machte er schon im zweiten Jahre seiner Regierung durch ein kaiserliches Edikt dem Senate von Constantinopel bekannt. Unter der Leitung des Trebonianus gab der Kaiser neun der kenntnißreichsten Rechtsgelehrten den Auftrag, sowohl alle, seit Kaisers Hadrians Zeiten, in den Gregorianischen, Hermogenianischen und Theodosischen Gesetzbüchern enthaltene, als auch nachher noch gegebene Gesetze seiner Vorfahren, einer allgemeinen und genauprüfenden Revision zu unterwerfen. Er ertheilte dieser Commission unbeschränkte Vollmacht, von jenen Gesetzen zu unterdrücken, daran zu ändern, oder andere

hinzuzufügen, wie ihre Einsicht und das Resultat ihrer Forschungen es mit sich bringen würden. Von allen Antinomien oder Widersprüchen sollten sie dieselben reinigen, die in verschiedenen Gesetzen enthaltenen, aber auf den nämlichen Gegenstand sich beziehenden Verordnungen in einem und demselben Gesetze zusammenfassen, die ganz unnöthigen und eben daher desto längern Einleitungen, wie überhaupt alles Ueberflüssige abschneiden; aber dafür alles hinzusetzen, was dem Gesetze eine grössere Klarheit, Deutlichkeit und festere Bestimmung geben könnte, und so aus dem ungeheuern, alles erdrückenden Wust von Gesetzen und gesetzlichen Verordnungen, einen allgemein verständlichen, auf die gegenwärtige Verfassung des gesellschaftlichen Zustandes passenden Codex entwerfen.

4. Unstreitig machte dieses Unternehmen, ward es von einem glücklichen Erfolge gekrönt, den Justinian zum Wohlthäter und wahren Vater seiner Unterthanen. Aber eine in des Kaisers Eigenliebe und Eitelkeit wurzelnde Ungeduld übereilte das ganze Geschäft; und Trebonian und seine Gehülfen hatten nach vierzehn Monaten schon eine Arbeit beendiget, die offenbar eine Reihe von Jahren erfordert hätte.

5. Der Verfertigung des neuen Codex folgte ein ungleich schwereres Unternehmen. Die alten und ältern römischen Juristen hatten eine zahllose Menge Bücher über das römische Recht hinterlassen; blos von den berühmtesten ihrer Verfasser zählte man mehr als zwanzigtausend Schriften oder Abhandlungen. Sehr viele von diesen waren auf ausdrücklichen Befehl der Kaiser verfertigt, mithin die darin enthaltenen Erklärungen und Entscheidungen zur gesetzlichen Richtschnur gemacht worden. Auch alle diese befahl der Kaiser dem Trebonian, zu durchsehen, genau zu

prüfen, das Nützliche und Brauchbare herauszuziehen, es in einem besondern Werke zusammenzustellen, und auf solche Weise in gedrängter Uebersicht die Welt mit dem wahren Geiste der ganzen römischen Rechtsgelehrsamkeit bekannt zu machen. Dem Trebonianus ward es überlassen, sich selbst seine Gehülfen zu wählen. Von denen, welche an der Redaktion des Codex gearbeitet hatten, wählte er nur einen einzigen; die übrigen waren Professoren der Rechte oder Advokaten; von den letztern wählte er eilf, von den erstern vier, nämlich zwei aus der Rechtsschule von Constantinopel und zwei aus jener von Berytus. Gleich der ersten mit Verfertigung des Codex beauftragten Commission, erhielt auch diese unbeschränkte Vollmacht, zu unterdrücken, zu verkürzen, hinwegzulassen, hinzuzufügen und abzuändern, was und so viel sie nur immer wollte. *) Keine Celebrität irgend eines Schriftstellers sollte ihnen Fesseln anlegen, blos ihre eigene, auf festen Grundsätzen beruhende Ueberzeugung sie in der Arbeit leiten.

6. Schon nach drei Jahren war auch diese Arbeit fertig: eine Arbeit, die es durchaus nothwendig machte, mehr als zwanzigtausend dicke Bände zu durchlesen, die vielen darin enthaltenen verschiedenen Meinungen und Ansichten mit einander zu vergleichen, sie zu prüfen, zu discutiren, vieles darin selbst zu reformiren, alle noch nicht gelösten Zweifel zu lösen, dem unbestimmt Gelassenen auf immer eine feste Be-

---

*) Daß dadurch manches historische Falsum erzeugt werden mußte, ist einleuchtend; denn es ist und bleibt immer ein Falsum, wenn man durch Zusätze z. B. den Gesetzen der Antonine einen Sinn unterschiebt, den sie nicht hatten, oder diesen Kaisern gar Worte in den Mund legt, die sie nie gesprochen hatten.

stimmung zu geben und endlich das ganze Werk in einer systematischen, strenge wissenschaftlichen Form erscheinen zu lassen. Die Sammlung erhielt den Namen Digesta oder Pandecta; den erstern, weil die Materien, nach der Folge der verschiedenen Titel des Codex, darin geordnet wären; den andern, weil sie alles, was sich auf Jurisprudenz bezog, mithin den Geist und das ganze System der römischen Rechtsgelehrsamkeit enthielt, und demnach ein vollständiges, in allen seinen Theilen harmonisch vollendetes Corpus juris war. Am 16. December 533 erhielt es die kaiserliche Sanktion, und mit dieser zugleich das Gepräg der Unfehlbarkeit; denn es ward strenge verboten, in Zukunft mehr Commentarien, Erklärungen, Noten oder sonst Etwas darüber oder dazu zu schreiben, oder, wäre es auch blos zum Unterrichte in den Schulen, andere Grundsätze, ein anderes System der Rechtswissenschaft, oder diese in einer andern, als der hier befolgten Methode aufzustellen. Selbst Copien, worin man sich auch nur eine einzige Abbreviatur erlaubt hätte, wurden unter der auf ein Falsum gesetzten Strafe untersagt, und sämmtliche Gerichtshöfe in dem ganzen Reiche angewiesen, allen ihren juridischen Verhandlungen und Entscheidungen das neue Corpus juris ausschließlich zum Grunde zu legen; würden ihnen über dieses oder jenes bisweilen doch noch einige Zweifel vorschweben, so sollte die Lösung derselben weder ihrer eigenen Jurisprudenz, noch der Einsicht anderer berühmten Juristen, sondern blos dem unmittelbaren Entscheiden des Kaisers selbst überlassen seyn. — Die Beurtheilung des innern Werthes der Pandekten liegt nicht in dem Gebiete des Geschichtschreibers; es ist die Sache des Rechtsgelehrten und besonders des philosophischen Juristen, und beide, wie man weiß, haben längst schon darüber entschieden.

7. Während Trebonian und seine Gehülfen noch mit den Pandekten beschäftiget waren, erhielt Ersterer von dem Kaiser den Auftrag, mit Zuziehung des Theophilus und Dorotheus, zweier Professoren der Rechte, die ganze Rechtswissenschaft auf kurze und faßliche Anfangsgründe zurückzuführen. Da diese dem ganzen Werke zur Einleitung dienen sollten, und ohnehin nichts natürlicher ist, als daß die Elemente eines Systems der vollständigen Entwickelung desselben vorangehen müssen, so ward mit der Bekanntmachung der Pandekten so lange gezögert; bis auch diese Arbeit beendiget war und, von dem Kaiser bestätiget und sanktionirt, unter dem Namen Institutionen der römischen Welt bekannt gemacht werden konnte. Dieses geschah endlich am 21. November des Jahres 533, folglich fünf und zwanzig Tage vor der Bekanntmachung der Pandekten.

8. Die Institutionen, der Codex und die Pandekten bildeten also jetzt das einzige, in dem ganzen römischen Reiche herrschende System des bürgerlichen Rechtes; und nach dem Urtheile der Kenner sind die Institutionen die bei weitem vollständigste und gelungenste Parthie des ganzen Gebäudes, dessen Errichtung Justinian's Stolz so sehr schmeichelte, daß in dem kaiserlichen Schreiben an den Senat und die Provinzen, seine in das Gewand der Demuth sich hüllende Eitelkeit es der unmittelbaren Hülfe und Eingebung Gottes zuschrieb.

9. Seit der Einführung des Codex hatte man indessen an demselben manches Mangelhafte gefunden; die Antinomien waren noch lange nicht alle verschwunden; auch hatte Justinian, der, wie Procopius versichert, keinen einzigen Tag seiner langen Regierung vorübergehen ließ, ohne entweder ein Gesetz zu geben,

oder an den bestehenden Etwas zu verändern, während dieser fünf Jahre wieder viele neue, in dem Codex nicht enthaltene Gesetze und Verordnungen erlassen. Trebonian erhielt daher jetzt den Auftrag, den Codex einer neuen Revision zu unterwerfen, die nothwendig gefundenen Abänderungen daran zu machen und die indessen gegebenen Gesetze darin aufzunehmen.

10. In dem, durch Afrika's Eroberung und Belisar's Triumph so merkwürdig gewordenen Jahre 535 hatte Trebonian nun auch diese letzte Arbeit vollendet und Justinian ihr die kaiserliche Sanktion ertheilt. Der erste Codex oder vielmehr die erste Ausgabe desselben ward außer Kraft gesetzt, und die zweite Ausgabe, die nämliche, welche wir auch heute zu Tage noch haben, trat an die Stelle der Erstern.

11. Damit nicht eben so anmaßungsvolle, als unwissende Lehrer, in eigenmächtig errichteten Privatschulen, der sie hörenden Jugend ihre verkehrten, oder verschrobenen Begriffe und Ansichten in Zukunft mehr beibringen könnten, hob ein kaiserliches Edikt alle solche Rechtsschulen und namentlich jene in Alexandrien und Cäsarea auf, bestimmte dafür Rom, Constantinopel und Berytus, als die einzigen Städte, wo öffentliche, von dem Kaiser ernannte Lehrer die Rechte vortragen würden, verlängerte den bisher auf vier Jahre festgesetzten Lehrcurs um ein ganzes Jahr, und bestimmte endlich auch die Methode, nach welcher sämmtliche Professoren, als nach einer gemeinsamen Richtschnur, ihre Vorträge halten sollten.

12. Aber auch bei dieser zweiten Ausgabe behielt der Kaiser sich das Recht vor, abzuändern oder hinzuzufügen, was er in Zukunft noch abzuändern oder

hinzuzufügen für nothwendig erachten würde. Wirklich ward auch durch die neuen Verordnungen, welche er nachher noch erließ, Manches in dem Codex theils beschränkt, theils weiter ausgedehnt, theils völlig wieder aufgehoben; und gerade dieses beständige Hin- und Herschwanken, diese Wandelbarkeit in Grundsätzen und Ansichten ist es, welche Justinian und seinem Trebonian die Beschuldigung zuzog, daß sie öfters mehr ihrem Interesse oder der Gunst, als ihren eigenen Grundsätzen und der Stimme der Gerechtigkeit Gehör gegeben hätten.*) Die Anzahl dieser, nach Bekanntmachung der zweiten Ausgabe des Codex, erschienenen kaiserlichen Satzungen, welche Novellen (Novellae sc. Constitutiones) genannt werden, belief sich auf hundert acht und sechzig, wovon jedoch

*) Justinian's Lobredner setzen es auf die Rechnung der so oft wechselnden Launen der Kaiserin Theodora. Aber auch dieses wird bei keinem Vernünftigen den Kaiser rechtfertigen. Statt der vielen von Procopius erzählten Beispiele, hier nur ein einziges. — Ein sehr reicher Einwohner Syriens hatte sein ganzes Vermögen der Kirche von Emsa vermacht. Unter der Verlassenschaft fanden sich Schuldscheine, beinahe seit einem halben Jahrhundert ausgestellt, und welche vielleicht gar noch ein sogenannter frommer, aber eben daher nur desto gottloserer Betrug unter die Papiere des Verstorbenen geschoben hatte. Die angeblichen Schuldner, von welchen man jetzt die nicht wenig bedeutenden Summen einfordern wollte, weigerten sich der Zahlung, beriefen sich auf die eingeführte Verjährung von dreißig oder vierzig Jahren. Die Sache kam vor den Kaiser und Justinian gab nun ein Gesetz, kraft dessen die Verjährungsfrist zum Vortheile der Kirchen auf hundert Jahre verlängert ward, ertheilte hierauf diesem sonderbaren Gesetze zurückwirkende Kraft und zwang die Schuldner zur Zahlung. Als dieser Zweck erreicht war, ward nachher das unnatürliche Edikt wieder zurückgenommen.

nur acht und neunzig eine bleibende gesetzliche Kraft erhielten, und in Justinian's letztem Regierungsjahre, in einem Bande gesammelt, dem Justinianeischen Corpus juris beigeschlossen wurden. Spätere Juristen glaubten noch mehrere andere Novellen aufgefunden zu haben und der sächsische Rechtsgelehrte Holoander z. B. fügte, in seiner im Jahre 1531 veranstalteten Ausgabe der Pandekten, den Novellen noch vierzig hinzu, und Cujas behauptete ebenfalls, noch drei neue entdeckt zu haben.

13. Oft schon ward Justinian beschuldigt, daß er aus Eitelkeit und um sein Gesetzbuch mit einem desto größern Glanze zu umgeben, die Werke der ältern römischen Juristen geflissentlich habe vernichten lassen. Offenbar ist dieser Vorwurf ungegründet; denn gingen so viele der klassischen Schriften, der schönsten Produkte des menschlichen Genies, entweder gänzlich oder auf sehr lange Zeiten verloren; so mußten um so mehr, und ohne Zuthun des Kaisers, in ewige Vergessenheit Werke herabsinken, wovon, der Trockenheit des Gegenstandes wegen, die Lectüre nichts weniger, als sehr anziehend seyn konnte, und wozu also blos Wenige, allenfalls durch ihren Beruf dazu aufgefordert, sich hie und da noch hätten verstehen können.

14. Justinian's glänzende Eroberungen gingen bald wieder verloren. Das stolze Palmyra und mehrere andere herrliche, durch seinen Arm aus ihren Ruinen wieder emporgehobenen Städte fielen wieder in Trümmer. Von den vielen Festungen und festen Schlössern, womit er sein Reich umgürtete, ist auch nicht eine Spur mehr vorhanden, und der zahllosen, von ihm errichteten prächtigen Gebäude, Paläste und Basiliken wird jetzt kaum noch in der Geschichte der

byzantinischen Baukunst erwähnt. Aber sein Gesetzbuch trotzte allen Stürmen der Jahrhunderte, und aller Wandelbarkeit einer, Alles unerbittlich zerstörenden Zeit. Diesem aus ehrwürdigem, grauem Alterthume herüberragenden Monumente zollen auch heut zu Tage noch alle civilisirten Völker den Tribut ihrer Ehrfurcht; und sicher würde Justinian's immer noch so berühmte und allgemein genannte und bekannte Name, gleich den Namen so vieler andern, ihn an Verdienst weit übertreffenden Kaiser und Monarchen, längst schon in Vergessenheit gesunken seyn, hätte seinem Andenken nicht dieses ewige Gesetzbuch die Weihe der Unsterblichkeit ertheilt.

15. Im Orient erhielt sich Justinian's Gesetzbuch bis zu den Zeiten Basilius I. (867.) Dieser Kaiser, eifersüchtig auf den Ruhm des Justinianus, suchte es zu verdrängen, ließ es gänzlich umarbeiten, vieles davon unterdrücken, manches Neue hinzufügen, und in griechischer Sprache als einen neuen Codex, unter dem Namen Basilika bekannt machen. Bis zu dem gänzlichen Untergange des griechischen Reiches durch Constantinopels Eroberung von den Türken, blieben die Basilika das herrschende Gesetzbuch im Orient.

16. Aber aus dem Occident ward der Justinianeische Codex nie völlig verdrängt; und es war nicht die, übrigens von vielen noch sehr bestrittene Entdeckung der Pandekten in Amalfi, sondern es waren die Bemühungen der Gelehrten und besonders des berühmten Irnerius (Werners) zu Bologna gehaltenen Vorlesungen über das römische Recht, welche dasselbe in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts beinahe in allen Ländern Europens wieder in Aufnahme brachten. Von allen europäischen Nationen

ward es entweder förmlich angenommen, oder wenigstens der Verbesserung ihrer Civilgesetze zum Grunde gelegt; und überall, wo es einmal in den Gerichtshöfen und Gerichtsstühlen Eingang gefunden hatte, wußte es sich auch stets durch seinen innern Werth bis auf den heutigen Tag zu behaupten.

XV.

1. So wie die Geschichte eines großen Mannes, ohne Erwähnung aller jener äußern Ereignisse, mit welchen gewöhnlich die feinsten Fäden eines solchen Lebens auf eben so mannigfaltige, als oft verborgene Weise verschlungen sind, weder richtig gedacht, noch mit Klarheit und Wärme geschrieben werden kann; eben so wenig läßt auch die Geschichte der in alle nur gedenkbare menschliche Verhältnisse eingreifenden Religion Jesu, ohne vollständige Uebersicht, nicht nur der weltlichen Ereignisse überhaupt, sondern auch des jedesmaligen Geistes eines Zeitalters, des öffentlichen wie häuslichen Charakters der Völker, ihres moralischen Zustandes, ihrer Verfassung, der Grade ihrer wissenschaftlichen Cultur, ihrer Sitten, Gebräuche und ganzen Lebensweise*), sich weder vollständig noch einleuchtend darstellen.

---

*) Sehr häufig werden diese Gegenstände in den Geschichtbüchern, unter besondern Rubriken geordnet, als eigene, für sich allein bestehende Materien behandelt. Diese Methode scheint uns indessen nichts weniger als ihrem Zwecke entsprechend. Der Geschichtschreiber gibt nämlich in diesem Falle blos die Resultate entweder seiner eigenen, oder auch fremder historischer Forschungen; da nun aber der mit der Geschichte nur unvollständig, das heißt, blos mit ihren äußersten Umrissen bekannte

2. Aus diesem Grunde und unter steter Hinsicht auf jenes Bedürfniß, haben wir daher in den voran-geschickten vierzehn Abschnitten die Begebenheiten des noch immer vorherrschenden, Ton gebenden oströmi-schen Reiches auch mit jener Vollständigkeit vorzutra-gen gesucht, die, obgleich in Manchem noch durch den sparsam zugemessenen Raum dieser Blätter beschränkt, dennoch hinreichend seyn wird, den Leser nicht blos mit einer in sich genau verbundenen Reihe historischer Thatsachen, sondern auch mit dem Geiste, in wel-chem dieselben geschehen sind, so vertraut zu machen, als dessen eigene Empfänglichkeit dafür es nur immer gestatten mag. — In der Hoffnung, diesen Zweck wenigstens einigermaßen erreicht zu haben, wenden

---

Leser den Grund nicht einsieht, auf welchem jene Resul-tate beruhen, auch in der Seele kein Bild hat, mit welchem sie sich vermählen könnten; so werden sie auch stets blos eine Gedächtnißsache für ihn bleiben, mithin weder seinen Verstand belehren, noch sein Herz erwär-men, und nur derjenige, dem es blos mit einem un-fruchtbaren, aus Compendien zusammengetragenen Wis-sen zu thun ist, sich damit begnügen können. Unserer innigsten Ueberzeugung nach ist es die Pflicht des Ge-schichtschreibers, durch ernstes und genaues Studium seines Stoffes, das Verhältniß der Massen zu deren De-tail so zu ordnen, daß alle Züge der Physiognomie des Jahrhunderts, dessen Geschichte er schreibt, aus seiner Darstellung gleichsam von selbst und eben so natürlich, wie der Geruch aus einer Blume, hervorgehen. Alle weitere Nachhülfe scheint uns zwecklos und sogar ziemlich plump; es sey denn, daß es sich blos darum handle, einige in der Reihe der Begebenheiten weniger wesent-liche, aber doch zur völligen Vollendung des historischen Gemäldes nicht ganz unbedeutende Züge hinzuzufügen, welche vielleicht im Zusammenhange der Erzählung nur mit einer Art von Gezwungenheit, oder wenigstens nicht ohne Beimischung manches Ueberflüssigen, eine Stelle würden haben finden können.

wir uns jetzt wieder mit demuthsvollem Vertrauen auf den Beistand von Oben zur eigentlichen Geschichte der fernern Schicksale unserer heiligen Kirche, dieser geliebten, von der Welt zwar stets angefeindeten, aber eben daher auch nur mit desto grösserer Zuversicht und Wonne, an der Brust ihres göttlichen Erlösers ruhenden Braut Jesu. Auf kurze Zeit verließen wir dieselbe in dem vorigen Bande, als Kaiser Justinus die Kirchen des Orients mit jenen des Occidents wieder vereinigt, die heilige Gemeinschaft aller Glieder mit deren ehrwürdigem Haupte wieder hergestellt, und Felix III. und Justinian, der Eine den durch Johannes schmäligen Tod im Gefängnisse, der Andere den durch das Ableben seines Oheims, erledigten Thron nun bestiegen hatten.

3. Um der Kirche, wie seinen Völkern, ein Unterpfand seiner Rechtgläubigkeit zu geben, machte Justinianus gleich nach dem Antritt der Regierung sein Glaubensbekenntniß allgemein bekannt. Mit dem Lehrbegriffe der Kirche war es vollkommen übereinstimmend; nur ward bemerkt, daß, bei dem auf die allerheiligste Dreifaltigkeit sich beziehenden Glaubensartikel, der Kaiser auch noch den, zwar an sich ganz wahren, aber bisher nicht gebrauchten Zusatz machte, daß Eine der drei göttlichen Personen Fleisch geworden sey. Justinianus Glaubensbekenntniß ward in alle Provinzen geschickt und den Statthaltern befohlen, alle gegen Ketzer und Irrlehrer bestehende Gesetze gegen diejenigen in Anwendung zu bringen, welche sich nicht zu den in seinem Glaubensbekenntniß aufgestellten Lehren, weil es auch jene der wahren Kirche wären, bekennen würden.

Barn. 527. § 38 et 39.

4. Ueber der Aufrechthaltung dieser Gesetze wachte Justinian mit unerbittlicher Strenge. Die

zwar wenigen, jedoch leider! noch immer vorhandenen Spuren abgöttischen Wahnes, welche trotz der Bemühungen so vieler christlichen Kaiser sie völlig zu vertilgen, sich doch noch erhalten hatten, verschwanden gleich in den ersten Jahren seiner Regierung. Mitten in dem Schooße eines christlichen Reiches war, unter der verwirrten Regierung eines Zeno und Anastasius, Athen abermals der Sitz des Heidenthums und der Sammelplatz heidnischer Philosophen geworden. Hier, wo so manche ruhmvolle Rückerinnerungen sich an den Namen des ehemals heidnischen Athens anknüpften; wo so viele, obgleich größtentheils in Ruinen liegende Denkmäler aus Griechenlands erträumter Heldenzeit herüberragten; wo einst Sokrates und Plato lehrten, die aber jetzt gewiß sich ihrer vorgeblichen Schüler würden geschämt haben; hier auf diesem sogenannten klassischen, den alten Göttern Griechenlands geweihten Boden, wo noch überdieß durch jene optische Täuschung, welche die weite Entfernung längst verflossener Jahrhunderte erzeugt, nicht selten die erbärmlichsten Gaukeleien in großartige und Staunen erweckende Bilder sich verwandelten; hier mußte es freilich jenen Philosophen ungleich leichter, als an jedem andern Orte, werden, die Phantasie leichtfertiger Jünglinge zu entflammen, ihre Köpfe zu verwirren und jeder Art des Aberwitzes einen neuen und höhern Aufschwung zu geben. Unter Zeno's Regierung hatte der Philosoph Proclus die Erlaubniß erhalten, in der Akademie zu Athen einen philosophischen Lehrcurs zu eröffnen. Weil es etwas Neues war, strömte die Jugend von allen Seiten herbei, und der Zuhörer waren es bald so viele, daß Proclus jeden Tag fünfmal den Catheder besteigen mußte. Indessen war er in mündlichen wie schriftlichen Vorträgen ein erklärter Feind des Christenthums, opferte zu Hause dem Pan, Apollo und der Minerva,

Suid. T. 3. p. 186 etc.

gab vor, in deren Mysterien eingeweihet zu seyn, und war jedem abgöttischen Wahn blindlings ergeben. Da er jedoch seine Schüler versicherte, daß sie unter seiner Leitung bald die tiefsten und schwersten Probleme der Philosophie und Naturlehre ergründen würden, so fand er in der Thorheit wie in dem Stolze seiner Zuhörer was er suchte, immer fließende Quellen nämlich eines sehr reichlichen Einkommens; und das Gewerbe, das er mit so vieler Kunstfertigkeit trieb, machte ihn bald zu einem sehr wohlhabenden Mann. Unstreitig war ein solches Beispiel ganz geeignet einen nicht kleinen Nacheifer zu erwecken. Nach Proclus Tode traten daher seine vorzüglichsten Schüler, Isidor, Priscian, Eulalius, Simplicius, Diogenes 2c., an seine Stelle und verlängerten, wie sie zu sagen pflegten, die goldene Kette Platonischer Lehrfolge bis zu den Zeiten des Justinian's. Aber unter dem Vorgeben, das Wesen der Gottheit und die Geheimnisse der Natur zu entwickeln, ward in ihren Schulen nichts, als der bekannte phantastische, mit Magie und allerlei abergläubischen Alphanzereien vermischte, neuplatonische Unsinn vorgetragen; unter ihren Händen ward die damals ohnehin noch sehr dürftige Astronomie blos eine mit astrologischen Träumen verbundene Wahrsagerkunst; und in ihren Rechtsschulen endlich wurden gerade die unpassendsten, veraltetsten, aber in dem Geiste des Heidenthums erzeugten und nur diesem angeeigneten Gesetze über alles erhoben; nach der Länge und Breite ward unaufhörlich darüber commentirt, und dem Rechtsstudium überhaupt eine dem Charakter des Christenthums ganz entgegenstrebende Theorie zu Grunde gelegt. Diesem unerhörten, der Religion Jesu und ihren Verehrern offenbar Hohn sprechenden Scandal machte nun Justinian ein Ende. Ein kaiserliches Edikt schloß alle Philosophenschulen zu Athen, verbot unter schweren Stra-

Malala T. 2. p. 187.

ften die Lehrvorträge unberufener, weder von der Kirche noch dem Staate dazu ermächtigter Lehrer, und setzte die ganze philosophische Kaste unter eine so scharfe Aufsicht, daß diese Herren, Justinian's Strenge gleich einem über ihrem Haupte schwebenden Schwert fürchtend, sämmtlich mit Sack und Pack aus dem Lande zogen, nach Persien gingen und dort dem philosophischen Chosroës und seinen Magiern ihre hohe Weisheit feil boten. *)

5. In Philä, einer von Aegyptern und Aethiopern bewohnten Stadt auf einer Insel oberhalb dem Wasserfalle, hatte man der Barbaren und vorzüglich der an den Grenzen Aegyptens wohnenden Blemier wegen, bis jetzt einen dem Osiris und Isis geweiheten Tempel stehen lassen. Um ihre Grenzen gegen die öftern Einfälle der räuberischen Blemier zu sichern, hatten die Römer mit diesem Räubervolke in frühern Zeiten einen Vertrag geschlossen, wovon es eine der Hauptbedingungen war, daß es den Blemiern gegönnt seyn sollte, jedes Jahr den Tempel in Philä zu besuchen, das darin befindliche Isisbild mit sich zu nehmen und einige Zeit in ihrem Lande zu behalten. Bei der abgöttischen Verehrung, die sie diesem Bilde

*) Aber auch in Persien fand ihre Waare schlechten Abgang; so daß sie nach einigen Jahren sehr froh waren, wieder in ihre Heimath zurückkehren zu dürfen; nachdem nämlich König Chosroës, welcher gerne für einen großmüthigen Beschützer aller Philosophen und Weisen angesehen seyn wollte, durch einen besondern, einem mit Kaiser Justinian geschlossenen Vertrage, angehängten Artikel, ihnen Sicherheit ihrer Person und ihres Eigenthums erwirkt hatte. Da sie sich ruhig verhielten und durch ihre Philosophie Niemand mehr zu beglücken suchten; so ließ man sie auch bis an ihr seliges Ende ungestört nach ihrer Weise fortphilosophiren.

erzeugten, war das gräßlichste, daß sie ihm auch Menschenopfer brachten. An diesen gottlosen Vertrag wollte Justinian nicht länger gebunden seyn. Er gab dem in jenen Gegenden kommandirenden römischen Feldherrn Narses den Befehl, das wilde Blemier-Volk durch Waffengewalt zum Gehorsam zu bringen, ließ die mit dem Blute erwürgter Menschenopfer befleckten Götzenpfaffen gefangen nach Constantinopel führen, und den Götzentempel in Philä sammt den Bildern der Isis und des Osiris von Grunde aus zerstören.

6. In Augila, einer ziemlich großen, in einer sehr palmenreichen Gegend Lybiens gelegenen Stadt stand ein Tempel, dem Jupiter Ammon und Alexander geweihet. Beiden erzeugten die abgöttischen Einwohner der Stadt göttliche Ehre. Justinian erbarmte sich der Blindheit dieser Menschen, schickte einige Priester als Missionäre dahin; und diese predigten dem gutmüthigen Völkchen das Evangelium mit einem so glücklichen Erfolg, daß in kurzer Zeit Jupiter-Ammons Tempel verschwand und auf dessen Stätte eine christliche Kirche sich erhob. Eben so ward in Borium, einer andern Stadt Lybiens, in der Provinz Cirenaika gelegen, ein jüdischer Tempel, welcher, wie die dortigen Juden behaupteten, schon zu den Zeiten Salomon's erbauet worden seyn sollte, gleichfalls in eine dem Sohne des lebendigen Gottes geheiligte Kirche verwandelt.

7. Justinian's Eifer für die Verbreitung und Erhaltung der christlichen Religion erstreckte sich auch auf viele andere, obgleich seiner Herrschaft nicht völlig unterworfene, aber doch theils von ihm abhängige, theils die Macht der Römer fürchtende Völker. Durch ihn wurden die Lazier zum Christenthume be-

zu deren Unterhaltung gehörigen Ländereien und Einkünfte schenkte er zwar den nächsten Kirchen, aber das gesammte bewegliche und unbewegliche Vermögen derjenigen, welche sich nicht zum Christenthume bekehren wollten, zog er zum Vortheile des kaiserlichen Schazzes ein. Verbannt ward, wer die Taufe anzunehmen sich weigerte; aber gar mit dem Tode bestraft, wer auch nur im Verborgenen oder zu Hause heidnischen Gottheiten geopfert zu haben überführt ward. Diese Strenge, welche durchaus nicht in dem Geiste der Religion Jesu liegt, die bekanntlich noch nie, weder mit der Brandfackel noch dem Schwerte des Nachrichters in der Hand, die Irrenden auf den Pfad der Wahrheit zurückzuführen gesucht hat, veranlaßte große und häufige Auswanderungen, mit unter manche Aufstände und blutige Empörungen, wie z. B. die in einem der vorigen Abschnitte schon erzählte mörderische Schildverhebung der Samaritaner, Juden und Manichäer in Palästina. Indessen wurden dadurch doch die letzten, bis jetzt unzugänglichen Schlupfwinkel des Götzendienstes völlig zerstört; und die Zeit vernarbte bald wieder die Wunden, welche des Kaisers allzugroße Strenge [illegible] in einigen Provinzen seines Reiches geschlagen hatte.

9. Mit etwas mehr Milde verfuhr Justinian gegen die von der allgemeinen Kirche getrennten, jedoch mit dem Namen der christlichen sich schmückenden Sekten. Die Anhänger derselben erklärte er zwar für unfähig, irgend eine Würde oder ein Amt am Hofe, in der Verwaltung oder in den Gerichtshöfen zu bekleiden; verhielten sie sich aber übrigens ruhig und suchten nicht ihre Irrthümer noch weiter zu verbreiten; so konnten sie friedlich unter ihrem Feigenbaume ruhen und ungestört die Früchte desselben verzehren. Wer aber durch Schrift oder Rede auch

andere mit seinen falschen Lehren anzustecken und in das Verderben zu ziehen suchte, der ward mit Güterkonfiskation und Verbannung, und nach Befund der Umstände sogar an dem Leben gestraft. Aus diesem Grunde schloß auch Justinian alle Kirchen der Sektirer, verbot ihre sogenannten gottesdienstlichen Versammlungen in Privathäusern oder andern verborgenen Oertern und setzte schwere Geldbußen auf die erste Uebertretung dieser Gesetze. Eine Ausnahme machte er jedoch mit den arianischen Kirchen, von welchen er sogar eine, welche gänzlich verfallen war, auf eigene Kosten wieder aufbauen ließ. Zarte Rücksicht auf das Loos der in Italien unter arianischer Herrschaft lebenden Katholiken gebot ihm diese Schonung. Aber der Weg zu Staatsämtern blieb den Arianern eben so gut, wie jeder andern Sekte, verschlossen, und jeder neuangehende Beamte mußte, bevor er sein Amt antreten durfte, mit einem Eide erklären, daß er mit dem Herzen wie mit dem Munde sich zu den Lehren der katholischen Kirche bekenne. — In Zeiten, freilich höchst verschieden von den unsrigen, wo bei christlichen Völkern die Religion noch zu den ersten und wichtigsten Nationalangelegenheiten gehörte, war Einheit der Kirche und des Staats stets auch ein von Niemand bezweifelter Grundsatz. Selbst die schwächsten Einwirkungen der Natur in das Verhältniß der Staaten kann die ganze Macht der Politik mit allen ihren Künsten nicht aufhalten, sobald die Regierung den Geist der Völker nicht mehr zu leiten und zu lenken vermag; aber dieses Vermögen erhält sie blos durch die Kraft der Religion, und zwar nur dann, wenn diese den Beherrscher wie die Beherrschten, und vorzüglich alle höhern und niedern Diener des Staates mit einem gemeinschaft-

lichen Bande des Glaubens, und mithin auch der Hoffnung und Liebe umschlingt.

10. In spätern Jahren schärfte Justinian einigemal noch die gegen die Ketzer bestehenden Gesetze. Indessen kann die Religion ihm diese Strenge keinesweges als ein Verdienst anrechnen; denn weder Liebe noch Klugheit leiteten bisweilen seinen Eifer; daher auch die Folgen gar oft nichts weniger, als sehr segenreich waren. Manche der Irrgläubigen wurden zur Verzweiflung gebracht, und dadurch Scenen herbeigeführt, vor welchen die Menschheit schaudernd zurückbebt; wie z. B. als eine ganze Montanistengemeinde sich in ihre Kirche einschloß, das Gebäude in Brand steckte, und die ganze Kirche und mit dieser sich selbst lebendig verbrannte. Eine solche Bekehrungsart, weit entfernt, der Kirche zum Troste zu gereichen, senkt dieselbe vielmehr in tiefe Trauer; die Religion Jesu will nicht den Tod ihrer Feinde; die Waffen, mit denen sie diese bekämpft, sind keine andern, als welche der Geist der Liebe ihr darbietet: Belehrung, Ermahnung, Sorgfalt für das leibliche Wohl der Verirrten, endlich Geduld und vorzüglich anhaltendes Gebet zu dem, aus dessen Händen auch schon der Anfang des Glaubens als ein Geschenk seiner Gnade kömmt, und der, wie der Mund der ewigen Wahrheit uns sagte, auch für das Widerstraubenden noch Mittel hat.

11. Auch die, während der langen Spaltung, beinahe völlig verfallene und bis jetzt noch lange nicht wieder vollkommen hergestellte Kirchenzucht war ebenfalls ein Hauptgegenstand von Justinian's theils blos theologischem, theils auch bisweilen wahrhaft religiösem Eifer. Gleich in den ersten zwei Jahren seiner Regierung gab er mehrere, auf Bischöfe, deren Kirchen und Geistlichkeit sich beziehenden Constitutionen.

Kein Bischof durfte mehr, wenn nicht von dem Kaiser berufen, an dem Hoflager von Constantinopel erscheinen; hatte er eine wichtige Angelegenheit dort zu betreiben, so mußte er solche von seinem Apocrisiarius besorgen lassen. Allen Bischöfen ward verboten, durch Testament, Donation, oder auf irgend eine Art über das, seit dem Antritte ihres bischöflichen Amtes, erworbenes Vermögen zu verfügen, es sey denn, daß sie solches durch Erbschaft von Vater oder Mutter oder einem andern nahen Anverwändten erhalten hätten. In Ansehung der Verwaltung der Kirchengüter erließ der Kaiser ebenfalls sehr umständliche Verordnungen. Justinian glaubte, diesfalls in das geringfügigste Detail eingehen zu müssen. Er schrieb vor, wie die Rechnungen gefertiget und abgelegt werden sollten, zeichnete den Oekonomen der Kirchen mit der größten Genauigkeit den Kreis ihrer Amtsgeschäfte vor, und verbreitete sich eben so weitläufig über die, damals ausschließlich den geistlichen Amtsverrichtungen zustehende Verwaltung der Spitäler. Gegen Simonie und deren Arten und Unterarten, — Frevel, welche damals den höchsten Grad erreicht haben mußten — wurden die Gesetze von Justinian ungemein geschärft und sogar Laien, wenn sie auch nur einer mittelbaren Theilnahme an einem solchen sacrilegischen Handel überführt waren, mit Erstattung des doppelten Werthes und lebenslänglicher Verbannung bestraft. Eben so besorgt zeigte sich der Kaiser auch für die guten Sitten der Geistlichen und deren pünktliche Erfüllung aller kirchlichen Obliegenheiten; aber etwas sonderbar scheint doch dabei der Feuereifer, in welchen Justinian gegen jene Geistlichen geräth, welche Andere bestellen, um an ihrem Platze in der Kirche das Officium zu beten oder zu singen. Der Kaiser fordert alle weltlichen Richter und alle Laien auf, ihm diejenigen anzugeben, welche in der Kirche nicht selbst die Metten, Laudes und Vesper singen würden.

12. Indessen ist es doch nicht zu leugnen, daß man in allem diesem den Kaiser keiner Anmaßung beschuldigen konnte. Er verordnete blos das, was längst schon die Canons verordnet hatten, über deren Aufrechthaltung zu machen es ihm eben so sehr, wie den Bischöfen, geziemte; nur würde es noch ehrenvoller für ihn gewesen seyn und von größerer Lauterkeit seines Herzens gezeuget haben, wenn er, mit etwas mehr Bescheidenheit, nicht gerade die Sprache des eigenmächtigen Gesetzgebers, sondern vielmehr die eines Schirmvogts jener Kirche, deren blos folgsamer Sohn und nicht Oberhaupt er seyn konnte, in seinen Verordnungen geführt hätte.

13. Ueberhaupt legte Justinian einen ungemein hohen Werth in den Ruhm, ein sehr großer, hochgelehrter Theolog zu seyn, und nie gefiel er sich besser, als wenn er, sitzend in dem Kreise mehrerer Bischöfe, seine theologischen Kenntnisse vor ihnen auskramte, über streitige Fragen seine Meinung und Ansichten ihnen entwickelte, darüber disputirte, endlich gar Lehren und Ermahnungen ihnen ertheilte, und die Bischöfe dann auch ihrer Seits, sobald die Catechisation ein Ende hatte, es ebenfalls an pflichtschuldiger Bewunderung der hohen theologischen Weisheit kaiserlicher Majestät nicht im mindesten ermangeln ließen. Aber so wie jede Thorheit, die im Stolz und Dünkel ihre Wurzeln hat, stets auf noch gefährlichere Abwege führt; so blieb auch diese Schwachheit Justinian's nicht lange blos innerhalb der Schranken des Lächerlichen. Er maßte sich zuletzt an, sogar über Dogmen zu entscheiden; und Er, der so scharfe Gesetze gegen Ketzer erlassen, sie so rastlos verfolgt und mit so vieler Härte bestraft hatte, ward gegen das Ende seiner Regierung, wie wir sehen werden, noch selbst ein Ketzer.

14. Wegen des Lasters, das einst verzehrendes Feuer vom Himmel auf Sodom herabgeführt hatte, wurden bald darauf zwei Bischöfe, Isaias von Rhodus und Alexander von Diospolis in Thracien, bei dem Kaiser angeklagt. Unstreitig verdiente dieser unerhörte Frevel eine scharfe Ahnung; aber Justinian bestrafte ihn auf eine Art, worüber die Religion erröthete und das Zartgefühl jedes sinnigen Katholiken sich empörte. Er befahl nämlich, die beiden Bischöfe nach Constantinopel zu bringen, ernannte Richter, welche die Anklage untersuchen sollten; und als die Bischöfe schuldig befunden worden, ließ er sie verstümmeln, unmittelbar nach dieser schmerzhaften Operation auf einen offenen Schlitten setzen, und dem Pöbel zur Schau durch alle Straßen und auf allen öffentlichen Plätzen von Constantinopel herumfahren. Ein Herold ging vor dem Schlitten her und rief von Zeit zu Zeit aus: „Lernt ihr Bischöfe, die Heiligkeit euers Charakters nicht zu besudeln!" — Es liegt so ganz in dem Ideengange nicht nur des gemeinen Mannes, sondern selbst der sogenannten gebildetern Classen, daß sie gewöhnlich die, eine Sache stets und zu jeder Zeit begleitenden Nebenumstände mit der Sache selbst, und so z. B. die Lehrer der Tugend mit der Tugend, die Diener des Altars mit dem Altar und die Verkünder des Evangeliums mit dem Evangelium selbst vermischen und beinahe völlig identificiren. Eine unvermeidliche Folge davon ist, daß, wenn jene einmal anfangen in der öffentlichen Meinung der Menschen zu sinken, ganz gewiß auch bald in den Augen derselben die Religion selbst den größten Theil ihrer Würde und Heiligkeit verlieren wird. Wie ungleich richtiger und erleuchteter, weil frommer und keuscher, war hierin nicht der Sinn des großen Constantinus, der in zahlreicher Versammlung erklärte, daß, wenn der Zufall

Theoph. p. 151.—Malala p. 57—64.—Zon. p. 64.

ihn zum Zeugen einer schändlichen That eines Bischofes machte, er, seinen Purpur rückwärts von seinen Schultern abwerfend, den Verbrecher damit bedecken würde.

15. Bei Gelegenheit des Processes gegen jene Bischöfe erfuhr nun auch Justinian, daß sodomitischer Greul zu den, sowohl in Constantinopel als beinahe allen übrigen grosen Städten seines Reiches, notorisch herrschenden Lastern gehöre. Sogleich ergingen Befehle an den Präfekten von Constantinopel, wie an sämmtliche Präfekten und Statthälter der Provinzen, gegen alle dieses Verbrechens Verdächtige gerichtliche Untersuchungen zu verordnen. Der Schuldigen gab es nun eine ungeheure Menge. Leider befanden sich darunter wieder viele Geistlichen, auch sehr viele vornehme Laien, selbst Männer von senatorischer Würde. Ohne Ausnahme und Rücksicht auf Stand und Rang, wurden alle auf die nämliche Weise, wie Isaias und Alexander, bestraft. Jene, welche die grausame Operation überlebten, wurden noch überdies ihrer sämmtlichen Güter beraubt und lebenslänglich verbannt. — Ohne Berücksichtigung selbst der glänzendsten äußern Verhältnisse des Verbrechers das Verbrechen strafen, beweißt die Gerechtigkeit einer Regierung; ergreift sie aber durchdachte Maßregeln, um nur selten in dem Falle zu seyn, Verbrechen strafen zu müssen; dann zeuget dies für ihre Weisheit und tiefere Einsicht. Justinian wußte nur das Schwert zu gebrauchen; und da ein unmoralisches, in Sittenlosigkeit versunkenes Volk weder durch Zuchthäuser, noch durch Galgen und Rad in ein moralisches, tugendhaftes Volk umgeschaffen werden kann; so finden wir auch, daß Justinian noch oft während seiner Regierung gegen dasselbe Laster neue und geschärftere Edikte erlassen mußte. In jenem, welches er unge-

fähr funfzehn Jahre nachher (544) erließ, erklärte er die Verheerungen jener lange anhaltenden Pest, von welcher wir schon Erwähnung gemacht haben, und die in diesem Jahre noch verderblicher als in den vorigen Jahren wüthete, für ein unmittelbares, durch sodomitischen Greul über das Reich herbeigerufenes Strafgericht Gottes.

16. Ungefähr um die nämliche Zeit, in welcher der auf ächte Catholicität so große Ansprüche machende, gekrönte Theolog Justinian in der Bestrafung jener verbrecherischen Bischöfe die bischöfliche Würde und das äußere Ansehen der Kirche ohne alles Zartgefühl so tief herabwürdigte; gab in Italien der arianische König Athanarich, freilich unter der Leitung der weisen und tugendhaften Amalasuntha, ein Gesetz, kraft dessen die römische Geistlichkeit nicht mehr gehalten war, vor einem weltlichen Gerichtshofe zu erscheinen; wer Klage gegen sie zu führen hätte, sollte solche bei dem geistlichen Gerichte des Pabstes und großen Bischofes von Rom anhängig machen; und erst dann, wenn dieser sich weigern würde, in der Sache zu erkennen, dürfte dieselbe vor den weltlichen Richter gebracht werden.

Cassiod. l. 8. ep. 24.

XVI.

1. Am 12. October 529 starb Pabst Felix III., nachdem er mit erleuchteter Weisheit drei Jahre und zwei Monate der Kirche des Sohnes Gottes vorgestanden hatte. Obschon von der weltlichen Macht und zwar von einem, der arianischen Irrlehre ergebenen König der Kirche gleichsam aufgedrungen, zwang dennoch sehr bald sein weises, gottseliges Regiment der gesammten römischen Geistlichkeit das Geständniß ab, daß sie, wenn auch völlig unbeschränkte Freiheit der

Wahl ihr wäre gelassen worden, dennoch sich und der rechtgläubigen Christenheit kein weiseres, erleuchteteres und heiligeres Oberhaupt hätte wählen können. Die Kirche hat ihn den Heiligen zugezählt und Felix III. schließt die von dem heiligen Petrus bis zu ihm ununterbrochene Reihe heiliger Päbste. *)

2. Während der Regierung Felix III. wurden in Gallien zwey Concilien gehalten; nämlich jenes zu Carpentras in dem Jahre 527, und dann in dem Jahre 529 das in der Geschichte der gallicanischen Kirche so merkwürdige Concilium von Orange. In dem ersten wurde den Bischöfen, welche die zu ihrem Unterhalt nöthigen Einkünfte hatten, verboten, Etwas von den Kirchspielen ihrer Diöcesen zu nehmen. Jenen aber, welche ohne diese Beyträge nicht leben konnten, ward gestattet, sich ferner von Kirchspielen ihrer Diöcesen das reichen zu lassen, was nach Abzug der zum Unterhalt der Priester, welche sie bedienten, erforderlichen Summen noch übrig wäre. — Wegen satzungswidriger Ordination eines Priesters, ward von den in Carpentras versammelten Bischöfen Agrävius von Antibes auf ein Jahr seines bischöflichen Amtes suspendirt.

3. Aber ungleich wichtiger war das Concilium von Orange. Die Veranlassung dazu gaben einige in dem Süden Frankreichs seit einiger Zeit gespürte

*) Um jedem möglichen Mißverständniß zuvorzukommen, wollen wir bemerken, daß dieses ja nicht so verstanden werden müsse, als wenn die Kirche nachher keinen Pabst mehr den Heiligen zugezählt habe, sondern blos, daß die Reihe der von der Kirche der Zahl der Heiligen zugezählten Päbste von jetzt an, nicht mehr wie bisher, ununterbrochen fortlaufe.

Zuckungen des wiederauflebenden Semipelagianismus. Da, wie es scheint, blos Unwissenheit die Ursache war, warum selbst mehrere Geistlichen in den Kirchen des südlichen Frankreichs sich zu diesem alten Irrthume wieder hinneigten; so hatte der heilige Cäsarius von Arles zu deren Belehrung eine, diese wichtige und schwere Materie behandelnde und ganz in dem Geiste der Kirche abgefaßte Schrift bekannt gemacht, solche nach Rom geschickt und zugleich den Pabst von den, obgleich jetzt noch schwachen Spuren der in diesem Theile von Frankreich sich wieder zeigenden Pelagianischen Seuche in Kenntniß gesetzt. Als Richtschnur in Ansehung der auf das neue in Zweifel gezogenen Fragen schickte nun Felix III. dem heiligen Bischofe von Arles, in fünf und zwanzig Artikeln, die über die Materie der Gnade von der Kirche festgesetzte Lehre, mit dem Auftrage, sie den Bischöfen seiner Provinz vorzulegen und von ihnen unterzeichnen zu lassen. *) Von diesen fünf und zwanzig Artikeln oder Lehrpunkten waren die acht erstern in Form der Canons, jedoch ohne beigefügtes Anathema, abgefaßt. Das Wesentlichste derselben ist:

1. Wer behauptet, daß die Sünde Adams nicht dem ganzen Menschen, das heißt, dem Leibe

*) In der Vorrede zu den Akten des Conciliums von Orange drücken selbst die dort versammelten Bischöfe sich folgender Weise darüber aus: Unde id nobis, secundum admonitionem et auctoritatem sedis Apostolicae, justum ac rationabile visum, ut pauca capitula ab apostolica sede nobis transmissa, quae ab antiquis patribus de sanctarum scripturarum voluminibus in hac praecipue causa collecta sunt, ad docendos eos, qui aliter quam oportet sentiunt, ab omnibus observanda proferre et manibus nostris subscribere deberemus. (Mans. Conc. amp. Coll. t. 8. p. 712.)

wie der Seele verderblich war, und daß durch dieselbe blos der Leib dem Tode unterworfen worden sey, die Seele aber an ihrer Freiheit nichts verloren habe; der befindet sich in dem Irrthume des Pelagius und widerspricht der heiligen Schrift.

2. Wer da sagt, daß die Sünde Adams nur diesen allein und nicht dessen ganze Nachkommenschaft in das Verderben gebracht habe, oder daß blos der leibliche Tod, welcher eine Strafe der Sünde ist, und nicht die Sünde selbst, welche der Tod der Seele ist, auf das ganze menschliche Geschlecht übergegangen sey; der beschuldiget Gott einer Ungerechtigkeit und widerspricht dem Apostel, welcher sagt: *durch einen Menschen kam die Sünde in die Welt und durch die Sünde der Tod etc.*

3. Wenn jemand sagt, daß dem Menschen auf sein Gebet die Gnade gegeben werde, und daß es nicht die Gnade sey, welche in uns wirkt und macht, daß wir beten, der widerspricht den Worten des Propheten Isaias und des Apostels: *diejenigen, die mich nicht suchten, haben mich gefunden*, und *Ich habe mich denen gezeiget, die mich nicht um Rath fragten.*

4. Wer sagt, daß Gott, um den Menschen zu rechtfertigen, erst wartet, bis dieser nach der Rechtfertigung verlangt, und mithin nicht erkennt, daß es die Einwirkung des heiligen Geistes ist, welche macht, daß der Mensch nach der Rechtfertigung verlangt: derselbe widerspricht dem heiligen Geiste: welcher durch den Mund des Psalmisten sagt: *der Herr ist es, welcher den Willen bereitet*; er widerspricht auch dem grossen Apostel, welcher ausdrücklich sagt: *Gott ist es, der das Wollen und das Vollbringen gibt.*

5. Wenn jemand sagt, daß, so wie das Wachsthum des Glaubens, also auch der Anfang desselben, und selbst der Affekt, wodurch wir an den glauben, der den Sünder rechtfertiget, und durch den wir durch das heilige Taufbad zur Wiedergeburt gelangen, nicht ein Geschenk der Gnade, das heißt, ein Werk des heiligen Geistes sey, welcher den Willen des Menschen von dem Unglauben zum Glauben, von der Sünde zur Gerechtigkeit wendet; sondern daß alles dieses durch den Menschen selbst auf natürliche Weise erwirkt werde; so bewährt sich ein solcher, der dieses behauptet, als einen Gegner der apostolischen Lehre; indem der heilige Paulus sagt: *wir vertrauen, daſs Der, welcher das gute Werk in uns angefangen hat, es auch bis zu dem Tage unsers Herrn Jesu vollenden wird*; und ferner: *Euch ist es gegeben, nicht nur an Christum zu glauben, sondern auch mit Ihm zu leiden*; und endlich: *aus Gnade seyd Ihr durch den Glauben gerechtfertiget.*

6. Wer sagt, daß Barmherzigkeit diejenigen erhalten werden, welche glauben, verlangen, arbeiten, beten, ringen, suchen, anklopfen, ohne hierzu der Gnade nöthig zu haben, und demnach nicht erkennt, daß es gerade die Gnade und Einwirkung des heiligen Geistes ist, welche macht, daß wir glauben, verlangen, ringen, suchen, anklopfen rc., der ist ein Widersacher des Apostels, welcher sagt: *Was du hast, das hast du empfangen*; und ferner: *nur durch die Gnade Gottes bin ich, was ich bin.*

7. Wer sagt, daß wir aus unsern eigenen Kräften, ohne höhere Erleuchtung und ohne Eingebung des heiligen Geistes, etwas unser Seelen

heil Beförderndes thun oder denken können; der macht sich der Ketzerei schuldig, indem er nicht auf die Stimme Gottes hört, welche in dem Evangelium zu uns spricht: *ohne Mich vermöget Ihr Nichts.*

8. Wer sagt, daß der Mensch zur Gnade der heiligen Taufe auch durch seine eigene freie Wahl und durch seinen eigenen natürlichen Willen gelangen kann, welcher doch in Adams ganzer Nachkommenschaft verdorben ist und sich zum Bösen neiget; der hat nicht den wahren Glauben und widerspricht dem Apostel, welcher sagt: *Niemand kann Jesum Christum Herrn nennen, ohne die Gnade und Eingebung des heiligen Geistes.*

Die übrigen siebzehn Artikel enthalten blos verschiedene aus den Schriften des heiligen Augustinus und heiligen Prospers gezogene Stellen, welche dem Wesentlichen nach alle den Beweis führen, daß der Mensch durch seine eigenen Kräfte durchaus nichts Gutes zu denken, zu wünschen oder zu thun im Stande ist, und daß durch die Sünde des ersten Menschen der freie Wille so sehr geschwächt und verdorben ward, daß Niemand durch seine eigenen Kräfte, sondern blos durch die Gnade des heiligen Geistes, wie es sich gebührt, an Gott zu glauben, ihn zu lieben und aus Liebe zu Ihm etwas Gutes zu thun vermag; so daß selbst die Begierde nach der Taufe nicht ein Werk der Natur, sondern der Gnade Gottes ist.

4. Die Gelegenheit der Einweihung einer von Liberius, damaligen Präfektus Prätorio in Gallien, erbauten Kirche ergreifend, versammelten sich nun in Orange im Anfange des Julius 529 vierzehn Bischöfe zu einem Concilium, bei welchem der heilige Cäsarius als Legat des römischen Stuhles den Vorsitz

führte.*) Alle fünf und zwanzig Lehrpunkte wurden von sämmtlichen Bischöfen angenommen und unterzeichnet. Aus Besorgniß aber, daß die Anhänger des Irrthums der Prädestination nach ihrer Weise an diesen Lehrpunkten deuteln, ihren eigenen Wahn darauf zu begründen suchen möchten, sprach das Concilium allen denen das Anathema, welche lehren oder sagen würden, daß die Menschen durch Gottes Allmacht, die einen zur Seligkeit, die andern zum Verderben, vorausbestimmt sind. — Nach den Bischöfen unterzeichneten auch noch sieben, durch Geburt, Rang und Ansehen ausgezeichnete Laien, welche durch eine besondere Begünstigung dem Concilium, jedoch ohne eine Stimme zu führen, beigewohnt hatten.

5. Indessen fanden die Beschlüsse des Conciliums von Orange doch hier und da Widerspruch. Man wagte es sogar, in Schriften die Lehre des heiligen Cäsarius anzugreifen. Aus diesem Grunde versammelten sich bald darauf auch die Bischöfe der Provinz Vienne zu einem Concilium in Valence. Krankheit halber konnte der heilige Cäsarius nicht dahin gehen; er schickte daher einige seiner Bischöfe; und nun triumphirten auch in Valence die Wahrheit über den Irrthum und die ächte katholische Lehre über Pelagianische oder Semipelagianische Deutelei.

6. Als die Akten des Conciliums von Orange in Rom ankamen, war der heilige Pabst Felix III. nicht mehr am Leben. Sein Nachfolger Bonifacius II. bestätigte also die zu Orange gemachten Beschlüsse;

---

*) In Arausicana Synodo B. Caesarius ex delegatione sedis apostolicae praesedit. (Hincm. Rhem. lib. de praedest. c. 24.)

und da der heilige Cäsarius dem Pabste einen, verschiedene Einwendungen gegen eben diese Beschlüsse, enthaltenden Brief eines Bischofes geschickt hatte; so antwortete Bonifacius dem Bischofe von Arles, daß diese Einwürfe gar keine Widerlegung verdienten, indem das, was über diese Materie wäre gesagt worden, vollkommen hinreichend sey, alle Ab- und Ausschweifungen des Pelagianischen Wahnes zu Schande zu machen.

7. Die päbstliche Bestätigung der Verhandlungen des Conciliums von Orange gab denselben ein solches Ansehen, daß sie von der ganzen Kirche als gemeinsame Richtschnur des Glaubens über die Materie der Gnade angenommen wurden; so daß von jetzt an Niemand, ohne ein offenbarer, von der allgemeinen Kirche und deren heiligen Lehre sich trennender Häretiker zu werden, davon mehr abweichen durfte.

XVII.

1. In dem letzten Jahre seiner irdischen Laufbahn und vielleicht nur wenige Monate vor seinem Tode, ward dem Pabste Felix III. noch der Trost, über der heiligen Sion, deren treuer und unermüdeter Wächter er war, das Aufsteigen eines neuen Sternes zu erblicken, dessen milde und wohlthätige Strahlen sich einst über die gesammte katholische Christenheit verbreiten sollten. Wir sprechen von dem großen Patriarchen aller abendländischen Mönche, von dem heiligen Benedikt, welcher in dem Jahre 529 auf Monte Cassino das vorzüglichste und gleichsam Vater-Kloster eines Ordens gründete, dem bald Europa den größten Theil seiner Cultur, die Kirche eine endlose Reihe gro-

ser und heiliger Päbste, Bischöfe, Prälaten und erleuchteter Kirchenlehrer, die Wissenschaften eine ungeheure Erweiterung ihrer Grenzen, und die Menschheit überhaupt überschwänglichen Segen sollten zu danken haben.

2. Die Idee geistlicher Orden und klösterlichen Lebens liegt so tief in dem, mit göttlicher Kraft anziehenden Charakter des Christenthums, geht so unmittelbar und natürlich aus demselben hervor, daß offenbar das Daseyn des Einen auch das Daseyn des Andern nothwendig bedingt. Wie ist es möglich, daß derjenige, der, von einem Strahle göttlicher Gnade erleuchtet, von der edeln, erhabenen Einfalt des Evangeliums und der höhern Reinheit und Heiligkeit der darin vorgetragenen Lehren ergriffen wird und, entzückt über deren himmlischen Schöne, an der Gluth der darin sich uns hingebenden ewigen Liebe zu gleicher Liebe erglühet: wie ist es möglich, daß ein solcher nicht wenigstens bisweilen den feurigsten Wunsch in seiner Seele nähre, dem in dem Evangelium aufgestellten höchsten Ideal christlicher Vollkommenheit sich doch so weit zu nähern, als es für jetzt noch ihm, dem Sohne des Staubes, hier auf Erden gegönnt ist. Muß er sich nicht oft sehnen, gleich dem Sohne Gottes in eine Wüste zu gehen, und da, wie einst Christus mit seinem himmlischen Vater, sich nun ebenfalls mit seinem göttlichen Erlöser in stillem, dem überströmenden Herzen entquollenen Gebete zu unterhalten; bald im Geiste, gleich dem geliebten Jünger, im Schoße Jesu zu ruhen, bald wieder in heiliger Betrachtung sich in die unerforschlichen Tiefen göttlicher Liebe und Erbarmung zu versenken, oder endlich gar, wenn ein leises Wehen, wie vom Flügelschlage des Engels, ihm die Nähe seines Gottes fühlen läßt, sich in einem gestadlosen Meere von Liebe, Licht, Wahrheit und

Wonne zu verlieren!*) Aber wer vermag dieß bei dem tumultuarischen Geräusche der Welt; erdrückt unter ihrem ewigen, täglich sich wiederholenden Tand; bei dem öftern Anblicke des triumphirenden Lasters; bei der unwiderstehlichen Macht hinreißender gefährlichen Beispiele; bei den zahllosen, sich stets durchkreuzenden und nie zu befriedigenden Foderungen eines nur nach Trábern verlangenden, hungerigen Lebens; von allen Seiten umlagert von äußern und innern Feinden, vorzüglich von Feinden in dem eigenen, mit allen seinen Neigungen an die Erde gefesselten Herzen, in der eigenen, durch eitle Sorgen und noch eitlere Wünsche geschwellten Brust, in der eigenen, mit Bildern der Welt und ihrer Freuden erfüllten Phantasie? — —

3. Nur wer alle, an die Creatur ihn bindende Fesseln abgestreift hat, vermag endlich auch Sich Selbst zu verlassen; und nur wer sich selbst, mithin

*) Von solchen Zuständen der Entzückung sprechen alle Lebensbeschreibungen heiliger Mönche, Einsiedler und Gott geweiheter Jungfrauen. Auch die große heilige Theresia, mit ihrem von dem Pfeile göttlicher Liebe so tief verwundeten Herzen, erwähnt in ihren Bekenntnissen einigemal derselben und sagt davon, was nur immer in menschlicher Sprache sich davon sagen läßt. Die Seele ist dann von ihrem Körper entfesselt, und erhebt sich auf ihren nun losgebundenen, geistigen Schwingen über alles Irdische hinweg zu dem Unendlichen, mit Welchem die in ihr glühende, sie völlig verzehrende göttliche Liebe sie nun gänzlich zu verähnlichen sucht. Freilich sind diese Zustände nur von sehr kurzer Dauer; aber sie gewähren eine Fülle unbeschreiblicher Wonne, und noch mehr als einen bloßen Vorgeschmack jener Seligkeit, welche die vollendeten, seligen Geister, im Anschauen des Ewigen sich verlierend, am Throne des Lammes genießen.

Alles verlassen hat, ist gegürtet, um ein Jünger Jesu zu werden. Und welcher Christ möchte dieses nicht werden; welcher Christ Jesu nicht nachfolgen? und wie lebendig, wie glühend und stürmisch muß dieses Verlangen nicht in der ersten Blüthenzeit des Christenthums gewesen seyn, als es ungleich schwerer war, nicht zu glauben, als zu glauben, weil der Glaube noch kein bloßes historisches Wort, sondern eine, in die ganze Denk- und Empfindungsweise des Christen übergegangene, ihn beseelende, treibende und drängende Ueberzeugung geworden war; wo mithin auch die Hoffnung, wenn selbst der Erde Grundfesten wären erschüttert worden, dennoch nicht schwankte, und endlich noch nicht wie jetzt, bei völlig erkalteten, von der starren Hand des Egoismus verengten Herzen, auch aller Eifer erkaltet und jede Gluth des Herzens erstorben war. Wie ernst und furchtbar mußte da nicht jedem treuen Bekenner des Evangeliums das aus dem Munde der ewigen Wahrheit geflossene Wort ertönen: „Von den Zeiten Johannes an leidet das Himmelreich Gewalt, und nur mit Gewalt dringt man in dasselbe ein." — Also nur mit Gewalt und schwerer, sehr schwerer Anstrengung; also nicht durch ein gemächliches, bei Befriedigung aller anwandelnden Wünsche und Launen, auf weich gepolsterten Sophas ruhig und sorgenlos hingebrachtes Leben; — nicht unter Tanz und Musik und frohem Scherze; — nicht an reich besetzten Tafeln, üppigen Gelagen und beim fröhlich greisenden Becher; — nicht unter den melodischen, die Seele in tiefen Schlummer wiegenden Tönen verführerischer Sirenenstimmen; — nicht auf Geldkästen und Geldsäcken, und unter dem ununterbrochenen, unruhigen und sorgenvollen Gewühl wucherische Zinsen eintragender Geld- und Handelsgeschäfte; — auch nicht beim beständigen Schwelgen in geistigen Genüssen, welche

die Schätze klassischer Jahrhunderte, Künste und Wissenschaften und vorzüglich das dem Stolze so schmeichelhafte, jeden Tag sich erneuende Gefühl einer höhern intellektuellen Kraft und geistigen Superiorität zu gewähren pflegen, und worüber, während man in dem Gebiete des menschlichen Wissens neue Eroberungen zu machen wähnt, gerade das Einzige, Nothwendige vergessen wird; und das Herz an Demuth und Liebe leer und bettelarm bleibt, während der Verstand Reichthümer aufhäuft, die nicht minder vergänglich als der metallene Reichthum, öfters noch früher ein Raub der Motten und Maden werden; — nicht unter dem täglichen Götzendienste, den man seinem Ehrgeitze, seiner Schwungsucht oder dem Verlangen nach Celebrität und einem großen Namen erzeiget; — nicht in dem mühseligen Frohndienste um den Beifall der Welt und die flüchtige Gunst der Götter dieser Erde; kurz nicht in den Reihen und Gliedern derjenigen, welche die Welt selig preiset, obschon das Evangelium ihnen deutlich das Urtheil der Verwerfung spricht. — — Der zum Verderben führende Weg ist breit und lachend, und unzählich Viele, wie die Schrift sagt, wandeln darauf. Die durch die enge Pforte ziehende Straße, welche zum Leben führt, ist eng, und nur Wenige finden sie, weil nur Wenige sie suchen wollen; denn sie ist im Anfange rauh und mit Dornen bestreuet, und man wandelt darauf nur unter beständigem, höchst beschwerlichem, Kampfe mit der völlig verdorbenen Natur, mit der stets nach der Oberherrschaft über den Geist strebenden Sinnlichkeit, mit den Leidenschaften, und vorzüglich mit der, gleich der Erbsünde dem Menschen angebornen, und dessen ganzes Innerstes unaufhörlich zerrüttenden Eigenliebe.

4. Eine der schrecklichsten Folgen des Sünden-

falles und des dadurch auf Adams ganze Nachkommenschaft herabgezogenen Fluches ist unstreitig die Eigenliebe; *) sie ist die Alles verschlingende Schlange, die der Mensch in seinem eigenen Busen nährt, und die, wie jene Schlange im Paradies, ihn ohne Unterlaß von Gott und allem Guten abzieht und, selbst jede seiner Tugenden mit ihrem giftigen Geifer befleckend, dieselbe völlig entstellt und ihr allen Werth vor Gott benimmt. Ertödtung der Eigenliebe, welche jedoch hier auf Erden nur in dem, von Gott in höherm Maße begnadigten Heiligen gänzlich vollendet wird, ist daher die schwerste, obgleich unerläßliche Forderung des Christenthums, und der distinktive Charakter des wahrhaft frommen Christen. Was diesen also vorzüglich von dem getauften und ungetauften Nichtchristen unterscheidet, ist, daß jener Alles blos in Beziehung auf Gott, dieser nur in Beziehung auf Sich Selbst sieht und thut. Der Erstere allein ist ein Thäter der Wahrheit; denn nur Gott allein ist wahr und Wahrheit; und alles in Beziehung auf Gott und wegen Gott thun, ist das, was das Evangelium so schön, wie bedeutungsvoll nennt: „die Wahrheit thun." —

5. Die Welt fröhnt blos ihrer Eigenliebe; diese macht sie zu ihrer Gottheit; aber vermöge eines angebornen, moralischen Instinktes sich dennoch dieser Gott-

*) Wir nehmen dieß Wort hier nicht in der scharf abgemarkten philosophisch-theologischen Bedeutung, in welcher der große Bossuet in seinem Streite mit Fenelon es genommen hat; sondern in dem Sinne, in welchem es gewöhnlich und auch von sehr vielen frommen Asceten, unter andern von dem, mit allen Zügen und Winkelzügen des menschlichen Herzens so innigst vertrauten, seligen Thomas von Kempis genommen wird.

heit schämend, erfand sie, besonders in den Zeiten der höchsten Feier des Triumphes der Philosophie, jene bekannte Menge von Banalausdrücken, unter welchen sie ihre, sie beherrschende Gebieterin zu verlarven sucht, als z. B. Ehrgefühl, Humanität, gerechtes und daher stolzes Bewußtseyn eigener Kraft, Wohl des Staats, Vaterlandsliebe 2c. Der Christ hat kein anderes Vaterland, als das, welches ihm jenseits des Grabes winkt. Dahin pilgert er über die Erde hinweg; erfüllt aber während seiner Wanderschaft mit Liebe und Treue den Willen seines Herrn und Gottes, gibt daher willig und gerne, sobald Pflicht es gebeut, auch sein Leben her für das Wohl des gesellschaftlichen Verbandes, in welchem er lebt, sey es im Kampfe gegen auswärtige Feinde, oder bei gestürzter innerer Ordnung im tobenden Aufruhre. Er verlangt keinen irdischen Lohn, keine Auszeichnung, kein glänzendes Kinderspielwerk. Er begehrt nicht, über andere sich zu erheben, weil er weiß, daß nur der wahrhaft Demüthige wird erhöhet werden, und freut sich sogar der Schmach, stets eingedenk, daß auch sein göttlicher Herr und Meister einst auf Erden geschmähet ward, und leider! selbst auch jetzt noch immer geschmähet wird. Aus Liebe zu Diesem duldet und leidet er Alles, schweigend und ohne zu klagen; denn wird Trost ihm nothwendig; so weiß er, wo er ihn allein zu suchen hat, und wo früher oder später in überschwänklichem Maße er ihm auch zu Theil werden wird; und bedarf er bisweilen einiger Freuden des flüchtigen Lebens; so nimmt er sie mit Dank und kindlicher Einfalt aus der Hand seines himmlischen Vaters hin. Keines Menschen Knecht, ist der Christ nur einem Herrn unterthan, nämlich Gott; freudig dient er diesem, und zwar mit allen, ihm von Oben geschenkten Kräften der feurigsten Liebe; weil er aber weiß, daß es Gott ist, der die gesellschaft-

lichen Verhältnisse der Menschen auf Erden geordnet hat; so unterwirft er sich auch seinen zeitlichen, irdischen Herren mit gleicher Bereitwilligkeit, gleicher Treue und unerschütterlicher Anhänglichkeit; er weiß gar nicht, wie er ihnen genug Ehrerbietung, Unterwerfung und Gehorsam erzeigen soll; aber wahrhaftig nicht wegen ihrer Person, oder noch viel weniger, weil sie Macht haben, hier auf Erden den Körpern zu schaden oder zu nützen, vergängliche, ein paar Handvoll Jahre dauernde Würden und Ehrenstellen zu vertheilen, sondern blos deswegen, weil er in der Ueberzeugung steht, daß er eben dadurch auch Gott, seinem einzigen wahren Herrn und König einen Beweis geben kann seiner vollkommenen Unterwerfung und seines aus Liebe erzeugten glühenden Strebens, in Allem und Jedem seinen allerheiligsten Willen zu erfüllen. — Dieß ist das wahre Bild des Christen, wie es uns aus dem Evangelium entgegenstrahlt. Nur in ihm, dem Christen, ist Zuverlässigkeit, wahre Treue und nie schwankende Beharrlichkeit; nur in ihm ist wahre Tugend, indem er alles Zeitliche stets an das Ewige anknüpft, alles nur auf Gott bezieht und in dieser Beziehung auch Alles einzig und allein nur würdiget, und überhaupt alle Erscheinungen dieser Welt, sammt ihrem bunten Wechsel blos als Schemen, als ehrwürdige, obschon nur schwache Schatten göttlicher Allmacht, Weisheit und Liebe betrachtet. Alles Uebrige ist nichts als erbärmliche Mumerei, eine stete, in mannigfaltig durchschlungener Kette ununterbrochen fortlaufende, freche, durch Convenienz zur Scheinwahrheit erhobene Lüge. Wer aber nur einigermaßen die Welt und besonders das Treiben der sogenannten höhern Classen kennt, der durchschaut alle diese, wenn auch noch so schön gemalten Fratzen- und Larvengesichter, und weiß sehr wohl, was und wie

viel jedesmal hinter der, gewöhnlich so freundlich lächelnden Maske steckt.

6. Vergleicht man dieses Bild des Christen mit dem Bilde geistlicher Orden und klösterlichen Lebens; so beweiset uns die treffende Aehnlichkeit aller Züge, daß das Christenthum, welches jedem seiner wahren Bekenner ein eignes Gepräge aufdrückt, sie auch alle, von welchem Stande sie seyn mögen, in einen eigenen, durch gemeinschaftliche Liebe zu Gott und die frömmsten und erhabensten Gefühle geheiligten Orden vereint; und daß das häusliche Leben jeder wahrhaft christlichen Familie kein anderes, als ein klösterliches Leben seyn könne.*) Was war die erste, gleich nach Ausgießung des heiligen Geistes über die Apostel, schon so zahlreiche Gemeinde von Jerusalem, diese heilige Wurzel, welcher nachher alle andern christlichen Gemeinden entsprossen? waren nicht alle Glieder derselben, nach dem Zeugnisse des heiligen Lucas, ein Herz und eine Seele? nannten sie, nur mit Unterschied des Alters oder Geschlechtes, sich nicht alle einander Vater, Mutter, Schwester oder Bruder? entsagten sie nicht, um der evangelischen Richtschnur desto genauer zu folgen, sogar jedem Eigenthum?

---

*) Jene ungemein schweren Abtödtungen, welchen man in den Klöstern einiger, jedoch nur sehr weniger Orden unterworfen war, gehören nicht nothwendig zu dem wesentlichen und eigentlichen Character des klösterlichen Lebens, und waren blos besondere Bußübungen, wodurch die Mönche solcher Klöster sich vor allen übrigen Klostergeistlichen auszeichneten; bringt man diese nun in Abrechnung; so wird man gestehen müssen, daß die gewöhnliche Lebensweise in den Klöstern keine andere war, als jene, welche von rechtswegen auch die Tages- und Lebensordnung jeder christlichen Familie seyn sollte.

legten sie nicht Alles zu den Füßen der Apostel? durchwachten sie nicht ganze Nächte in gemeinschaftlichem Gebete? wurde ihnen nicht, jeden Tag vereint am gemeinschaftlichen, heiligen Mahle der Liebe, von den Aposteln auch täglich das Brod gebrochen?

7. Der Gott geheiligten Gemeinde von Jerusalem heiliger Wandel entflammte bald auch andere christliche Gemeinden zu noch größerm Eifer. Kaum hatte der h. Marcus in Alexandrien das Evangelium geprediget und eine Kirche dort gegründet, als auch gleich darauf und nur wenige Jahre nachher schon eine Menge eifriger Christen, in dem strengsten buchstäblichen Sinne ihres heiligen Taufbundes, aller irdischen Pracht und Eitelkeit entsagten, in stille Abgeschiedenheit sich zurückzogen und da, durch Aneignung jeder höhern Tugend, der höchsten evangelischen Vollkommenheit sich zu nähern suchten. Mit Kindessinn ergriffen sie das Göttliche des Christenthums, verkauften, um die einzige kostbarste aller Perlen zu besitzen, Alles was sie hatten, verließen Familie, Freunde und was nur immer ihrem Herzen theuer seyn konnte, zerrissen alle an die Geschöpfe sie fesselnden Bande, suchten und liebten die Einsamkeit, diese zarte Pflegerin jedes frommen und heiligen Gefühles; flohen daher das Geräusch der Städte und zogen größtentheils auf das Land, wo sie in bald größerer, bald kleinerer Genossenschaft, jedoch anfänglich höchstens nur zu fünf bis sechs eine gemeinschaftliche, zwar geräumige, aber jede Bequemlichkeit entbehrende Hütte bewohnten*), nicht selten den härtesten Abtödtungen

Epiphan. haeres. 29. Bellarm. de mon c. 5. Baron. ann. 64. God h. eq. l.

*) Jedes einzeln stehende Haus oder jede einzelne Hütte, wenn auch nur ein einziger, dem Verkehr mit der Welt entsagender Christ darin wohnte, ward schon in den al-

sich unterwarfen, ungewöhnlich strenge Fasten übten, alle ihre Zeit zwischen Gebet und heiliger Betrachtung theilten, ganze Nächte in gemeinschaftlichem, durch Psalmengesang und heilige Hymnen unterbrochenen Gebete durchwachten, und dennoch bisweilen auch einige Handarbeit verrichteten, aber blos um die Armen und Nothleidenden zu laben, und den Gewinn ihres frommen Fleißes unter dieselben zu vertheilen. Da sie an Allem arm und nur Jesum besitzen wollten, so gab man ihnen auch den Namen Jesener.

Epiph. haeres. 29.

8. Von dieser Zeit an, also von den Zeiten des heiligen Evangelisten Marcus, bis auf uns, zieht sich eine nie unterbrochene, goldene Kette Gott

Baill. V. St. v. d. St. Marc. 25. Apr.

---

lerfrühesten Zeiten Monasterion genannt. Die frommen Bewohner solcher Monasterien hießen Monachi, Solitarii, Eremitä, Theurapeutä ꝛc. Alle diese Benennungen bezeichneten die nämliche Sache und wurden anfänglich auch gewöhnlich als Sinonyme gebraucht. Wenn übrigens von dem h. Amon gesagt wird, daß er der Gründer der ersten Klöster gewesen sey; so ist dieses nur in so weit richtig, als der h. Amon wirklich der erste war, der in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts in den, in der Landschaft Nitria unter seiner Leitung stehenden, Klöstern ungleich mehr Mönche, als bis dahin gewöhnlich war, zu einem gemeinsamen Leben vereinte, den Nutzen und die größern Vortheile solcher zahlreichen Communitäten vor den kleinen, nur aus drei bis vier Mönchen oder Einsiedlern bestehenden Genossenschaften recht fühlbar machte, und endlich auch den klösterlichen Wohnungen eine ihrem Zwecke ungleich mehr entsprechende innere und äußere Einrichtung gab. Man sehe hierüber die Hist. d. ordes monast. relig. etc. T. 1. dissert. prélim, wo dieser Gegenstand mit allen sich darauf beziehenden Materien, unter steter Hinweisung auf die vorzüglichsten Quellenschriften, sehr gründlich behandelt wird.

Hist. d. ord. monast. t. 1. diss.prél.p.20. Boll. v. S.Ant. 17. Jan.

geweihter Mönche, Einsiedler, Eremiten und anderer heiliger Ordensglieder herab. *) Dieß Werk der

---

*) Nicht ganz zweckwidrig möchte es seyn, hier im Vorübergehen auch noch einige Worte über den uralten Orden der Therapeuten in Aegypten zu sagen. Ob derselbe ein jüdischer oder christlicher Orden und mithin eine Folge der Predigten des heiligen Marcus gewesen sey: darüber sind die Meinungen der neuern kirchlichen Schriftsteller sehr getheilt. Eusebius, der heilige Hieronymus, Sozomenes, Cassian ꝛc. zweifeln keinen Augenblick daran, daß es ein christlicher Orden gewesen sey. Dieser Meinung folgten unter den Neuern nicht minder berühmte Männer, als: die beiden Cardinäle Bellarmin und Baronius, der gelehrte Benediktiner Montfaucon, ferner P. Papebroch, Tillemont, und endlich noch einige protestantische Theologen, worunter auch der berühmte Isak Vossius und der Engländer Mackensin sich befinden. Indessen müssen wir doch gestehen, daß, wenn Eusebius, Hieronymus ꝛc. ihre Nachrichten über den Therapeuten-Orden blos aus Philos Buch über das beschauliche Leben, worauf sie sich berufen und es daher öfters anführen, ausschließlich geschöpft und diesfalls gar keine andern gehabt haben, es uns wahrhaft unbegreiflich scheint, wie sie diesem Orden das Prädicat eines christlichen Ordens beilegen konnten. — In der Voraussetzung, daß es uns erlaubt seyn könnte, hierüber ebenfalls eine Meinung hier aufzustellen, so wäre diese etwa folgende: Es ist evident und außer allem Zweifel, daß der Orden der Therapeuten kein christlicher, sondern ein jüdischer Orden war. Da aber die Mitglieder desselben sich dem beschaulichen Leben weiheten, jeden Tag mehrere Stunden dem Gebete oblagen, sich vorzüglich mit Betrachtung göttlicher Dinge beschäftigten, manche selbst den Christen schmückende Tugend übten, in der Abgeschiedenheit lebten, der Welt und ihren Reizen entsagt, selbst ihr Vermögen an Andere vertheilt und von allem Zeitlichen sich losgerissen hatten, nur um mit desto festerm Blicke nach dem Ewigen, Unsichtbaren zu streben; so ergibt es sich von selbst, daß Männer dieser Art für die heiligen Lehren des Christenthums ungleich

Stolb. G. d. R. 3. Th. 4 Abthl.

Kraft Gottes vermochten die grausamsten, am längsten anhaltenden Christenverfolgungen so wenig zu zerstören, daß sie es vielmehr, indem sie die Wüsten Aegyptens, Syriens und Palästinas mit Asceten, Mönchen und Einsiedlern bevölkerten, nur noch um so mehr erweiterten und befestigten; so daß man, nach

---

empfänglicher, als viele Andere seyn mußten. Bedenkt man nun noch, daß die erste christliche Gemeinde in Alexandrien größtentheils aus solchen Christen bestand, welche von dem Judenthume zu dem Christenthume waren bekehrt worden; so ist es leicht begreiflich, daß gewiß sehr viele dieser, dem Therapeuten-Orden angehörenden Juden zu dem Christenthume müssen übergetreten seyn. Waren sie aber einmal Christen; so läßt sich auch nicht von Ferne einsehen, warum sie eine Lebensweise sollten verlassen haben, die doch in vielen Stücken sich schon der christlichen Vollkommenheit so sehr näherte. Im Gegentheile scheint es uns höchst wahrscheinlich, daß ihr Herz durch das ihnen nun leuchtende Licht des Evangeliums nur noch zu größerm Eifer, größerer Verachtung alles Irdischen und überhaupt zu größerer Vollkommenheit und Heiligkeit des Lebens mußte entflammt worden seyn. Der Name Therapeuten konnte und mußte ihnen bleiben; denn derselbe bezeichnet einen besonders eifrigen Verehrer Gottes; in welchem Sinne ihn auch Clemens von Alexandrien braucht und auf Asceten oder vorzüglich fromme Christen anwendet. — Von diesen christlichen Therapeuten konnten nun, durch mündliche Ueberlieferungen frommer Einsiedler und Mönche, Eusebius und Hieronymus manche Nachrichten erhalten und alsdann diese christlichen Therapeuten um so leichter mit dem von Philo beschriebenen Orden verwechselt haben, als es wirklich, wegen des warmen Interesse, das sie an solchen heiligen Sachen nahmen, ihrem Herzen wohlthun mußte, einen, dem Christenthume fremden, von seinem Judenthume eingenommenen, aber sehr gelehrten Schriftsteller als Gewährsmann und Zeugen christlicher, wahrhaft evangelischer Vollkommenheit anführen zu können.

dem Zeugnisse des Rufinus, gleich in den ersten Decennien des vierten Jahrhunderts, als noch kaum die Kirche Gottes unter dem großen Constantin wieder frei zu athmen begonnen hatte, blos in der Wüste von Nitria gegen fünftausend Mönche zählte, welche in fünfzig Klöstern oder Häusern, in gemeinschaftlichem frommen Streben nach evangelischer Vollkommenheit mit einander lebten.

9. Auf dieser, der Welt so rauh und beschwerlich scheinenden Bahn zur höchsten evangelischen Vollkommenheit blieb auch das zarte, für alles Göttliche und Heilige ohnehin so empfängliche andere Geschlecht hinter den Männern nicht zurück. Schon in den frühesten Zeiten und gleichsam an der Wiege des Christenthums, bildeten sich heilige Genossenschaften Gott geheiligter, der Welt und aller ihrer Herrlichkeit entsagender, und daher in völliger Abgeschiedenheit lebender Jungfrauen; und bevor der heilige Antonius, der große Eremit, sich zum erstenmal in eine Wüste zurückzog, übergab er seine noch sehr junge Schwester, zu deren fernern gottseligen Erziehung, einer durch exemplarische Frömmigkeit ausgezeichneten Gemeinde Gott geweiheter und nur Gott dienender Jungfrauen.*)

Tertul. de Virgin. velan.

Till. mem. t. 7. p. 109.

*) Auch die Frauenklöster waren, nach dem Zeugnisse heiliger Kirchenlehrer, von jeher eine der größten Zierden unserer heiligen Kirche, und ein vor Gott höchst wohlgefälliges Opfer zarter, jungfräulicher Reinheit des Herzens. Als die große, heilige Theresia mit Errichtung ihres Klosters nach der neuen Reform beschäftiget war, und von allen Seiten den heftigsten Widerspruch erfahren mußte, hatte sie eine himmlische Erscheinung, in welcher sie getröstet und ihr die Versicherung gegeben ward, daß ihr Gott so wohlgefälliges Werk, trotz allen demselben jetzt entgegenstrebenden Hindernissen, dennoch zu Stande kommen werde. In dieser Vision vernahm

10. Aus dem Orient verbreitete der Geist des Mönchthums, das heißt, eines von der Welt völlig abgeschiedenen, Allem entsagenden, Gott allein ergebenen und nach dem höchsten Ziele strebenden Lebens, sich auch bald nach dem Abendlande; und lange bevor noch Gott den heiligen Benedikt erweckte, hatte es schon mehrere Klöster in Afrika, Ober- und Unter-Italien, Spanien, Gallien, Burgund, diesseits und jenseits des Jura und selbst an den Ufern der Donau gegeben. Aber was einst der heilige Pachomius dem Oriente war, ward Benedikt jetzt dem Abendlande. Auch vor dem heiligen Pachomius hatte es in dem Morgenlande schon eine Menge, bisweilen von sehr zahlreichen Gemeinden bewohnter Klöster gegeben; aber Pachomius hatte das Verdienst, der erste zu seyn, welcher für seine Schüler und Jünger gewisse,

---

sie auch aus dem Munde ihres und unsers göttlichen Erlösers, der aber auch einst aller Welt Richter seyn wird, die merkwürdigen und besonders jetzt vorzüglich zu beherzigenden Worte: „Was würde aus der Welt ohne fromme Klöster werden!" — — Da es jetzt, wenigstens in unserm, auf dem höchsten Gipfel der Aufklärung und Philosophie stehenden Deutschland beinahe gar keine Klöster mehr gibt; so kann es darin auch keine frommen Klöster mehr geben. Was aber nun auch, wenn es so fortgehet, am Ende aus der Welt werden wird, dieß läßt sich gar leicht daraus abnehmen, was sie seit dem Triumphe moderner Weisheit bis jetzt schon geworden ist. — — Wer nicht nur hie und da einige, allenfalls einer sehr großen Reform bedürftige Klöster aufhebt; sondern alle Klöster und selbst die Idee des klösterlichen Lebens zu vertilgen sucht, der untergräbt das Christenthum, trübt und verfinstert die hohe Reinheit und Heiligkeit wahrhaft evangelischer Moral, ist ein Feind der Kirche des Sohnes Gottes und, ohne daß er es vielleicht ahnet, auch ein Feind des Staates und der gequälten, niedergebeugten, nach etwas Höherem sich sehnenden Menschheit überhaupt.

allgemein und zu jeder Zeit bindende Vorschriften und Satzungen entwarf; und da er außer dem Kloster von Tabenna noch andere in der Thebais gründete, und alle, welche in dieselben aufgenommen wurden, der nämlichen von Pachomius seinen geistlichen Kindern in Tabenna gezogenen Richtschnur folgen mußten; so ward er in dem eigentlichen Sinne des Wortes der Stifter eines, aus vielen klösterlichen Gemeinden oder Genossenschaften bestehenden und einem gemeinschaftlichen Oberhaupte, das man Abas (Vater) nannte, unterworfenen Ordens.

11. Nach der Kunde, welche der Priester Cassian von den morgenländischen Einsiedlern und Mönchen, welche größtentheils von ihm waren besucht worden, aus dem Oriente nach dem Abendlande brachte, hatte man zwar allda, so weit die Verschiedenheit der Länder, Zeiten, Sitten und andere äußere Umstände es erlaubten, die Lebensweise in den Klöstern jener der orientalischen Mönche im Allgemeinen einigermaßen zu verähnlichen gesucht; aber diese Versuche wurden einzeln gemacht, und waren selbst für die Klöster, in welchen man sie gemacht hatte, oft nur auf sehr kurze Zeit eine bindende Norm. Man hatte überhaupt keine geschriebenen Klosterregeln und glaubte das Wesentlichste davon schon in dem Evangelium zu finden. Der fromme Gründer eines Klosters ertheilte seine Vorschriften mündlich, änderte daran und fügte hinzu, wie er es nach und nach, durch Erfahrung belehrt, für das Heil seiner Mönche und das Beste des Klosters am zuträglichsten fand. Seinem Nachfolger im Amte ließ er gleiche Freiheit, und wurde seinen Vorschriften auch nach seinem Tode noch einige Zeit nachgelebt; so war dieß gewöhnlich nur die Folge der Ehrfurcht, welche man dem Andenken des nicht selten durch hervorstechende Heiligkeit ausgezeichneten Grün-

ders schuldig zu seyn glaubte. Daß dieser Zustand nicht gerade der wünschenswertheste war; daß wenigstens in jedem Falle dem frommen Dünkel, der, wenn auch fromm, doch immer Dünkel bleibt, ein zu großer Spielraum gelassen war, und daß dadurch der Keim ihrer innern Zerstörung schon in die Klöster gleich bei ihrer Gründung gelegt ward, alles dieß ergibt sich von selbst. Aber eben daher sandte jetzt auch Gott einen seiner Knechte, auf den sich die ganze Fülle seiner Weihe ergossen hatte, der, erleuchtet und angethan mit Kraft von oben und ausgerüstet mit allen Wundergaben eines Apostels, die tiefste Kenntniß in der Wissenschaft des Heils mit eben so tiefer Kenntniß der Welt und des menschlichen Herzens verband, und seinen Schülern und Jüngern nun schriftliche Vorschriften ertheilte, die, von Päbsten und erleuchteten Kirchenvätern bewundert und von ganzen Concilien die heilige Regel genannt, nicht nur von allen damaligen Klöstern als gemeinsame Richtschnur angenommen, sondern auch von vielen der erst nachher entstandenen Orden ihren Institutionen zum Grunde gelegt wurden, und so dem heiligen Verfasser derselben mit Recht den ehrenvollen Titel eines Patriarchen aller abendländischen Mönche, so wie den gerechten Ruhm erwarben, der Stifter des ersten, durch weise und bleibende Gesetze und treffliche hierarchische Einrichtung wohl organisirten Ordens in dem Abendlande gewesen zu seyn.

XVIII.

S. Gregor. M. V. S. Bened.

1. Benedikt ward im Jahre 480 zu Norcia im Herzogthume Spoletto von christlichen, sehr gottseligen Aeltern geboren; sein Vater hieß Eutropius, Abundantia seine Mutter; und es scheint nicht

ohne besondere Fügung Gottes geschehen zu seyn, daß die Eltern dem Kinde, das einst als Mann vor Gott so groß seyn sollte, den Namen Benedikt (der von Gott gesegnete) ertheilten.

2. In den Augen Gottes stehen zwar der Adelige und Unadelige, der Freie wie der Unfreie auf gleicher Linie; Alle wurden durch den Erlöser frei gemacht; Alle durch das Blut Jesu Christi geadelt; und zur Anbetung des neugebornen, in einer Krippe zu Bethlehem Ephrata liegenden ewigen Königes waren nicht blos Könige aus dem Morgenlande, sondern auch einfache, niedrige Hirten von dem Felde berufen worden. Aber geschichtliche Vollständigkeit erfordert es hier zu bemerken, daß die Familie des heiligen Benedikts dem uralten, edeln Geschlechte der **Anicier** angehörte; einem Geschlechte, welchem von den frühesten Zeiten an, durch eine lange Reihe von Jahrhunderten, eine Menge der berühmtesten Staatsmänner, Feldherren, selbst Kaiser und Könige entsprossen waren, und welchem anzugehören es auch damals noch der Ruhm der mächtigsten Monarchen war.

3. Vermöge seiner erlauchten Geburt konnte Benedikt einst auf die ersten Würden und Aemter im Staate Anspruch machen; und seine Eltern, deren Stolz er war, gaben ihm daher eine seinem künftigen Berufe entsprechende Erziehung. Als er das vierzehnte Jahr zurückgelegt hatte, schickten sie ihn nach Rom, um dort seine Studien zu vollenden. Wie in allen unverhältnißmäßig großen Hauptstädten, herrschte auch damals in Rom noch jene Zügellosigkeit der Sitten, welcher selbst die weiseste Gesetzgebung nicht immer zu steuern vermag; und besonders war es die studirende Jugend, welcher man eine gewisse, oft in wahre Frechheit übergehende und stets mit Ver-

letzung alles äußern Anstandes verknüpfte Ungebundenheit in der Lebensweise zum Vorwurf machte. Aber schon als Knabe athmete Benedikt blos in der Furcht des Herrn, und als heranreifender Jüngling floh er, gleich der Pest, nicht nur die Sünde, sondern selbst schon den Schein derselben. Alles, was er jetzt sah und hörte, verletzte daher seinen zarten, keuschen, frommen Sinn. Er beschloß, nicht nur Rom, sondern die Welt zu verlassen und sich auf immer in eine der Einöden der unwirthbaren Gebirge von Sublacum zurückzuziehen. Um in den Wissenschaften einige Fortschritte gemacht zu haben, dazu war Benedikts Aufenthalt in Rom zu kurz gewesen; aber derjenige, den der Geist Gottes selbst unterrichten wollte, bedurfte von jetzt an keines menschlichen Unterrichts mehr.

4. Nach Sitte vornehmer Römer damaliger Zeit hatte Benedikts ehemalige Amme, Cyrilla, ihn nach der Hauptstadt begleitet, und war nun auch wieder auf seiner Flucht aus Rom noch einige Zeit seine Begleiterin. Benedikt kam zuerst in das, ungefähr dreißig italienische Meilen von Rom und zwei Meilen von dem sublakischen Gebirge gelegenen Dorf Enfila (heute zu Tage Afila). Die Einwohner nahmen ihn sehr freundlich auf und wiesen ihm seine Wohnung in einem Nebengebäude ihrer Kirche an. Auch in Enfila hielt sich der junge Benedikt nicht lange auf; aber dennoch war es gerade hier, auf diesem einsam gelegenen Dorfe, wo es Gott zum erstenmal gefiel, seinen treuen Diener, obgleich nur vor wenigen Zeugen, durch ein offenbares Wunder zu verherrlichen.

5. Cyrilla hatte ein aus gebrannter Erde verfertigtes und aus einem benachbarten Hause entlehntes Sieb unglücklicher Weise zerbrochen. Wahrschein-

lich war sie außer Stande, ein anderes zu kaufen. Ihr Schmerz über diesen unglücklichen, auch den gutmüthigen Nachbarn, der es ihr geliehen hatte, in Schaden setzenden Zufall war daher beinahe ohne Grenzen. Benedikt ward durch ihre Klagen gerührt, und da er gerne helfen wollte und es doch nicht vermochte; so wandte er sich zu Gott, warf sich auf die Knie, betete mit Inbrunst über den Stücken des zerbrochenen Gefäßes, und hatte sein kurzes Gebet noch nicht vollendet, als er schon mit heiliger Freude bemerkte, daß die einzelnen Stücke des zerbrochen gewesenen Siebes nun wieder so fest in einander gefügt waren, daß man an diesem nicht die mindeste Spur eines Bruches mehr entdecken konnte. Auch Cyrilla war außer sich vor Erstaunen. Die That ward in dem Dorfe bald ruchbar, und das wunderbare Sieb von den frommen Dorfbewohnern zum ewigen Andenken ober dem großen Thore ihrer Kirche befestiget und aufbewahrt. — — Aus des heiligen Pabstes Gregors des Großen Lebensbeschreibung des heiligen Benedikts haben wir diesen Zug entlehnt; und wir müssen gestehen, daß wir ihn, nicht ohne eine Art peinlicher Empfindung, beinahe in den meisten neuern Lebensbeschreibungen des heiligen Benedikts vermißt haben. Woher diese Scheue? Fand man vielleicht, daß ein zerbrochenes Sieb ein zu geringfügiger, unbedeutender, einer unmittelbaren Kraftäußerung Gottes völlig unwürdiger Gegenstand sey? Aber kann denn Dem, welchem nichts groß ist, irgend etwas klein seyn? Unerschütterlicher Glaube und festes Vertrauen, gepaart mit Lauterkeit des Herzens und kindlicher Demuth, sind Waffen, mit welchen der Ewige sich zu jeder Zeit besiegen läßt; und da Er es war, der dem betenden, reinen Jünglinge diesen Glauben, dieses Vertrauen und diese Liebe in das Herz goß, so ist nichts natürlicher, als daß jetzt auch sogar ein zer-

brochenes irdenes Gefäß der Dollmetscher unendlicher göttlicher Barmherzigkeit, Güte und Vaterhülfe werden mußte. — Es gibt Wahrheiten, deren Licht nur ganz einfältigen, aber dabei auch ganz kindlich liebenden Herzen leuchtet. *)

6. Benedikt, dessen Demuth, durch die vielen Merkmale der Verehrung, welche die Dorfbewohner ihm jetzt gaben, sich verletzt fühlte, beschloß heimlich und ohne selbst Cyrilla etwas davon zu sagen, in die Wüste von Sublaco zu entweichen. Auf dem Wege dahin begegnete er dem Romanus, einem sehr frommen Mönche aus einem benachbarten Kloster, welches unter der Leitung des berühmten Abtes Theodat stand. Von jenem befragt, wo er hinging, entdeckte, ihm Benedikt ganz unbefangen, was er zu thun gesonnen sey. Romanus bestärkte ihn in seinem frommen Entschluß, verhieß ihm Verschwiegenheit, unterrichtete ihn in den vornehmsten Pflichten eines wahrhaft frommen Einsiedlers, verschaffte ihm auch eine Mönchskleidung und zeigte ihm eine in einem hohen herabhangenden Felsen befindliche, sehr niedrige Höhle, welche er zu seinem künftigen Aufenthaltsorte wählen könnte.

---

*) Der heilige Pabst Gregor der Große versichert, daß das Wenige, was er von dem Leben des heiligen Benedikts aufgezeichnet habe, sich auf die ihm gemachten mündlichen Berichte von vier der ausgezeichnetesten Schüler des heiligen Benedikts gründe. Diese vier waren: Constantinus, Valentinianus, Simplicius und Honoratus. Alle vier wurden nachher noch Aebte und nach ihrem Tode von der Kirche den Heiligen zugezählt. Für einen Katholiken im Geiste und in der Wahrheit muß doch wohl das Zeugniß solcher Männer von einigem Gewichte seyn.

7. In gänzlicher Abgeschiedenheit von der Welt lebte Benedikt hier drei volle Jahre; er hatte keine andere Nahrung, als einige Stücke trockenen Brodes, welche Romanus aus seinem Kloster an gewissen Tagen ihm brachte und von der Spitze des Felsens an einem dünnen Seile gegen die Höhle herabließ. Da der gutmüthige Mönch, zu Folge des dem heiligen Benedikt gemachten Versprechens, über dessen Aufenthalt in der Höhle, welche nachher in der ganzen Gegend den Namen der heiligen Gruft erhielt, ein tiefes Stillschweigen beobachtete; so hing auch die Wahl des Tages und der Stunde, wann er ihm seine sparsam zugemessene Portion Brod bringen wollte, nicht von ihm ab. Er befestigte daher an das nämliche Seil eine kleine Glocke, deren Schall dem jungen Einsiedler jedesmal verkündete, daß sein Ernährer oben auf der Felsenspitze angekommen wäre; worauf Benedikt aus der Höhle hervortrat und das, was ihm jener mitgebracht hatte, in Empfang nahm. Unglücklicher Weise zerbrach eines Tages, ohne daß man weiß wie, die kleine Glocke. Dem heiligen Benedikt schien es, als wenn sie durch einen Steinwurf wäre zerschmettert worden. Da jedoch Niemand in diesen Felsenklüften haußte; so hielt man es für den Spuk eines Dämons, der die christliche Nächstenliebe des Romanus auf eine recht harte Probe setzen wollte; denn von nun an konnte der gute Mönch nur auf die mühseligste Weise, und über Felsen hin- und herabklimmend, seinem Pflegesohn die gewohnte Nahrung bringen. Romanus bestand jedoch diese Probe, und obschon er sich jetzt jedesmal auf eine ungleich längere Zeit heimlich aus dem Kloster entfernen mußte; so ward seine Abwesenheit doch die ganze Zeit über auch nicht ein einzigesmal von seinen Obern bemerkt.

8. Aber Gott hatte unsern heiligen Einsiedler

zu höhern Zwecken bestimmt; Er wollte nicht mehr, daß dessen Licht blos im Verborgenen leuchte. Nur ein paar Stunden von der Wüste von Sublacum wohnte ein Gott gefälliger Priester. Als dieser am ersten Festtage der Ostern des Jahres 498 gerade mit Zubereitung seines Mittagmahles beschäftiget war, hörte er auf einmal eine Stimme, welche zu ihm sagte: „du sorgst jetzt, wie du gute Speisen dir zubereiten mögest, während mein Diener in der Wüste vom Hunger hart geplaget wird.“ Der Priester verstand den Sinn dieser Worte, packte eilig alle zubereiteten Speisen zusammen, ging in die Wüste und fand endlich nach langem, mühseligen Suchen die Höhle unsers heiligen Einsiedlers; aber dieser wollte sich nicht eher mit ihm in eine Unterredung einlassen, als bis sie vorher ihr gemeinschaftliches Gebet zu Gott verrichtet hätten. Als dieses geschehen war, belehrte der Priester den heiligen Benedikt, daß heute das Fest der Auferstehung des Herrn gefeiert werde, und daß selbst die Kirche das Fasten an einem so hohen Festtage nicht für gut fände. In brüderlicher Eintracht erquickten sie sich nun an dem gemeinschaftlichen Mahle, sprachen Vieles mit einander von göttlichen Dingen, und trennten sich endlich wieder, nachdem sie ihr Dankgebet verrichtet hatten: Benedikt tief gerührt über die unbegreifliche, sich so tief zu ihm herablassende, liebvolle Fürsorge seines Gottes; und der Priester, den Allmächtigen preisend, daß Er ihn gewürdiget hätte, die Bekanntschaft eines noch so jungen und doch schon so erleuchteten und heiligen Einsiedlers zu machen.

9. Geheimnißvoll bereitet Gottes Geist den Verstand und das Herz derjenigen, die er als vorzügliche Werkzeuge seiner Verherrlichung sich auserwählt hat. Benedikt hatte, wie wir wissen, beinahe keine, oder

wenigstens eine nur höchst unvollständige wissenschaftliche Bildung erhalten; aber während seines dreijährigen Noviciats in der Einöde hatten sich alle Keime eines wahrhaft außerordentlichen Lebens in ihm entwickelt; und nun wollte Gott, daß er, gleich einem andern Johannes dem Täufer, aus der Wüste hervortreten, und aus der Fülle seines Reichthums auch Andern jetzt mittheilen sollte.

10. Der Priester, den eine Stimme von Oben in die Felsenklüfte von Sublacum geführt hatte, war durch keine Verpflichtung gebunden, dasjenige, was ihm begegnet war, als ein Geheimniß zu bewahren. Zu gleicher Zeit ward Benedikt auch von einigen Hirten entdeckt; diese hielten ihn anfänglich für ein wildes Thier, denn sie konnten sich nicht vorstellen, daß die schauerliche Einöde von irgend einem menschlichen Wesen bewohnt seyn könnte. Aber ihres Irrthums bald überführt, schieden sie mit der größten Ehrfurcht im Herzen von der heiligen Grotte und verbreiteten das Gerücht von einem, in einer Höhle der Gebirge von Sublacum wohnenden heiligen Einsiedler in der ganzen umliegenden Gegend.

11. Eine Menge Volkes ging nun hinaus, theils blos aus Neugier, um den Mann Gottes zu sehen, theils auch um über göttliche Dinge ihn sprechen zu hören und seinen Segen zu empfangen. Von jetzt an hatte der bisher so geplagte, gutmüthige Romanus nun Ruhe; seine Pilgerschaften aus dem Kloster zu der Höhle hatten ein Ende; denn Alles, was Benedikt zum Leben bedurfte, ward ihm von dem ihn jeden Tag besuchenden Volke im Ueberflusse gereicht. Mit Liebe und Dank nahm Benedikt Alles an, was

man zu seinen Füßen legte *), gab aber für die leibliche Nahrung, die man ihm brachte, desto köstlichere, geistige Speisen, Brod, welches alle kranke Seelen und wunde Herzen heilte, sie wahrhaft nährte und kräftigte, und oft mit himmlischem Trost erfüllte.

12. Indessen war, wie es scheint, das geheimnißvolle Noviciat des heiligen Benedikts noch nicht völlig beendigt; einen harten und schweren, aber guten Kampf sollte er zuvor noch kämpfen. Das Bild einer jungen und schönen Frau, welche er einigemal in Rom gesehen hatte, stand jetzt plötzlich mit allen verführerischen Reizen einer jugendlich entflammten Phantasie vor seiner Seele. Tag und Nacht verfolgte ihn das lockende Trugbild; und der höllische Zauber hatte ihn schon so sehr umstrickt, daß in dem Hintergrunde seines Herzens ein leises Verlangen sich zeigte, die Höhle zu verlassen und nach Rom zurückzukehren. Zwar flehete aus seinem geängstigten Gemüthe Benedikt zu Gott; aber selbst eine im Gebete durchwachte Nacht vermochte nicht die Gluth aufsteigender Begierden zu löschen. Auf einmal bemerkt Benedikt ganz nahe an seiner Höhle eine Menge Dörner und dorniges Gesträuch. Rasch und ohne sich selbst lange darum zu befragen, reißt er das härne, seine Blöße deckende Gewand von dem Leibe, wirft sich in die Dornen, wälzt sich lange darin herum, und steht

*) Es ist ein bekannter schöner Zug liebvoller Herzen, daß sie sich schon glücklich fühlen, wenn man sich nur einen Dienst von ihnen erzeigen, oder Etwas, daß sie freudig anbieten, eben so freudig von ihnen annimmt. Wie hätte also Benedikt diesen zarten Zug unverdorbener Herzen übersehen und irgend Etwas, das man ihm darreichte, lieblos von sich zurückweisen dürfen!

nicht eher auf, bis sein bluttriefender Körper mit zahllosen, schmerzhaften Wunden bedeckt war. Aber das teuflische Gaukelspiel hatte nun auch ein Ende; Benedikt hatte gesiegt, seine Phantasie war wieder geheilet, und er selbst sein ganzes Leben hindurch nie mehr ähnlicher Versuchung unterworfen.

13. So wie Benedikt jeden Tag an Vollkommenheit zunahm, eben so verbreitete sich auch mit jedem Tage immer mehr und mehr der Ruf seiner Heiligkeit, und in kurzer Zeit ward in der ganzen Provinz nun sein Name mit Ehrfurcht genannt. Den Mönchen eines benachbarten Klosters hatte der Tod ihren Abt entrissen; einstimmig wählten sie den heiligen Benedikt zu ihrem Abte. Einige aus ihrer Mitte wurden an ihn abgeordnet mit der Bitte, die Leitung ihres Klosters zu übernehmen. Lange weigerte sich der heilige Einsiedler des ihm gemachten Antrages. „Meine Lebensweise und meine Grundsätze,“ sagte er zu den Mönchen, „sind zu wenig mit den eurigen übereinstimmend, als daß ich euer Vorsteher werden könnte.“ Aber nur um so heftiger drangen jetzt die Mönche mit ihren Bitten in ihn; Benedikt glaubte endlich nachgeben zu müssen, und unterzog sich im Vertrauen auf Gott der halb mit Gewalt ihm auferlegten Bürde.

14. Aber bald zeigte es sich, wie richtig der Heilige in den Herzen dieser entarteten Mönche gelesen habe. Er wollte durchaus nicht zugeben, daß sie sich auch nur ein Haar breit von der zu evangelischer Vollkommenheit führenden Klosterregel entfernten. Diese Strenge erregte Unzufriedenheit. Das allgemeine Mißvergnügen ward bald bis zu tödtlichem Haß gesteigert, und einige, der Verworfensten beschlossen endlich, sich durch Gift ihres lästigen Abtes

zu entledigen. In einem Glase voll Wein ward ihm, als er am Tische saß, der tödtliche Trank gereicht. Seiner Gewohnheit gemäß, machte Benedikt das Zeichen des heiligen Kreuzes über das Gefäß, und sogleich zersprang es von selbst in tausend Stücken. Ohne nur die mindeste Spur einer Bestürzung oder eines Unwillens blicken zu lassen, stand Benedikt von dem Tische auf, ging in ein anderes Gemach und ließ die Mönche zu sich rufen. „Der allmächtige Gott," sagte er zu ihnen, „möge Euch verzeihen; warum, „Ihr Brüder! habt Ihr das an mir thun wollen? „Habe ich Euch nicht gleich gesagt, daß wir nicht zu „einander passen? Geht und wählt Euch einen an„dern, euerm Sinne mehr entsprechenden Abt; denn „Ich will und kann es fernerhin nicht mehr seyn." Benedikt verließ hierauf sogleich das Kloster, dessen unselige Bewohner wahrscheinlich keiner Belehrung, keiner Besserung mehr fähig waren; und seine alte, ihm jetzt doppelt theuer gewordene Höhle ward nun wieder seine gewöhnliche Wohnung.

15. So wie aber denen, welche Gott von Herzen lieben, Alles zum Guten wirkt; so mußte auch Benedikt's Aufenthalt in jenem Kloster nicht nur für ihn selbst, sondern auch für die ganze Kirche reichhaltigen Segen herbeiführen. Unser Heiliger nämlich hatte sich von dem beinahe gänzlichen Verfall aller Klöster in Italien nun selbst überzeugt, die Quellen erforscht, aus welchen die unter den Klostergeistlichen herrschenden Unordnungen entsprangen, und daher den Entschluß gefaßt, neue Klöster zu gründen, für diese aber solche weise, schriftliche Vorschriften zu entwerfen, die, [illegible] ganz dem Geiste des Evangeliums gemäß, auch unter jedem Wechsel der Zeiten im Stande seyn würden, die frommen Bewohner der

selben unverrückt auf der Bahn evangelischer Vollkommenheit zu erhalten.

16. Diesem Entschluß gab Gott Segen und Gedeihen. Da die Gegend weit umher von dem Geruche der Heiligkeit des Einsiedlers von Sublacum erfüllt war; so strömten, um dem Heiligen ihre Ehrfurcht zu bezeigen, von allen Seiten Hohe und Niedere herbei. Aber unter diesen gab es nun auch viele, die, gelockt durch das Beispiel des Heiligen und getrieben von dem Geiste Gottes, jetzt ebenfalls der Welt zu entsagen und unter Benedikts Leitung ein büßendes, Gott ganz geweihetes Leben zu führen beschlossen. Die Anzahl dieser Jünger war bald so groß, daß Benedikt sich gezwungen sah, ein eigenes klösterliches Gebäude für sie zu errichten. Es war das erste Kloster, welches der Heilige gründete; nur sechzig Schritte von der von ihm bewohnten Höhle ward es erbauet; daher auch einige Schriftsteller ihm bisweilen den Namen sacra specus (die heilige Grotte) geben. Eigentlich hieß es Columbaria, ward aber nachher nach dem Namen des heiligen Clemens genannt.

17. Selbst aus Rom kamen nun viele der angesehensten Einwohner nach Columbaria. Einige davon brachten ihm sogar ihre Kinder und baten ihn, die Erziehung derselben zu unternehmen. Unter diesen letztern befanden sich unter andern auch der, nachher in dem Orden so berühmt gewordene heilige Maurus, ein Sohn des Equitius, eines Mannes von senatorischer Würde, wie auch der noch ganz kleine Placidus, Sohn des Patriciers Tertullus.

18. Aber bald konnten die klösterlichen Mauern von Columbaria die Menge derjenigen nicht mehr

fassen, welche ein glühendes Verlangen zeigten, ebenfalls Jünger des heiligen Benedikts zu werden. Keiner, von welchem Stande, Alter oder von welchen Fähigkeiten er seyn mochte, wurde abgewiesen; so, daß Benedikt in einem Zeitraume von ungefähr siebzehn Jahren in der Provinz Valeria, das heißt, in der Gegend von Sublacum, noch eilf andere, größtentheils nach Heiligen genannte Klöster errichtete. In jedes derselben legte er zwölf Mönche, denen er einen Vorgesetzten ordnete; aber sämmtliche Klöster standen unter seiner obersten Leitung. Er selbst blieb in dem Kloster von Columbaria, wo er gewöhnlich diejenigen bei sich behielt, welche seinem Urtheile nach noch am mehrsten seiner unmittelbaren Führung bedurften. Indessen wurden doch alle übrigen, durch ihn errichteten Klöster sehr fleißig von ihm besucht. Am häufigsten waren seine Besuche in dem, nach der hochheiligen, jungfräulichen Mutter unsers göttlichen Erlösers genannten Kloster. Hier gefiel sich unser Heiliger am besten. Zu den Füßen der Hochbenedeiten ruhete er hier gleichsam von seinen Arbeiten aus, und zu Folge einer uralten, in dem Benediktiner-Orden erhaltenen Ueberlieferung, soll er auch hier ganz vorzügliche Gnaden und höhere Erleuchtung von Gott erhalten haben. — Sehr begreiflich! denn was vermag nicht die Fürbitte jener Makellosen, auf deren flehendes Wort Jesus auf Erden sein erstes Wunder verrichtete, und die Er, der sich herabließ, unser Bruder seyn zu wollen, sterbend am Kreuze seinem geliebten Jünger, und in diesem uns allen, wenn wir seine Jünger seyn wollen, als gemeinsame, liebreiche, huld- und erbarmungsvolle Mutter eben so rührend als troſtreich bezeichnete.

19. Während dieser Zeit, wie Gregor der Große

erzählet; geschahen durch den heiligen Benedikt sehr viele Wunder und Zeichen. Der junge Placidus, Tertullus Sohn, wollte in einem nicht weit von dem Kloster entfernten See Wasser schöpfen; aber der größere Theil seines kleinen Körpers bekam das Uebergewicht und er stürzte in das Wasser. Ohne Rettung schien das Kind verloren, denn die Wellen hatten es schon bis in die Mitte des Sees fortgespühlt. Aber in dem nämlichen Augenblicke sah Benedikt im Geiste die Gefahr, in welchem der junge Placidus schwebte, rief demnach den Maurus, ertheilte ihm seinen Segen und befahl ihm, eiligst an den See zu laufen und den Knaben zu retten. In blindem Gehorsam gegen seinen heiligen Abt eilte Maurus davon, ohne nur daran zu denken, ob es auch in seinen Kräften stehen würde, das Gebot desselben zu erfüllen. Als er noch ungefähr zweihundert Schritte von dem See entfernt zu seyn glaubte, erblickte er schon den Placidus, und wie derselbe alle Kräfte anstrengte, um sich auf der Oberfläche des Wassers zu erhalten. Maurus verdoppelte seine Schritte, kam endlich herbei, faßte den Knaben bei den Haaren, zog ihn heraus und eilte mit ihm nach dem Kloster zurück. Aber kaum hatte er auf dem Rückwege ein paar hundert Schritte gemacht, als er gleichsam auf einmal wieder zu sich kam, und mit dem größten Erstaunen sah, daß er, als er das Kind aus den Wellen gezogen, nicht an dem Ufer des Sees gestanden, sondern in der Mitte auf demselben sich befunden habe, daß mithin das, was er für festes Land gehalten, Wasser gewesen und er, seiner selbst unbewußt, jedoch ohne zu sinken, über den Wellen hinweggelaufen sey. In dem Kloster angelangt, erzählte Maurus dem heiligen Benedikt sogleich das wundervolle Ereigniß. Ohne durch irgend ein Zeichen auch nur das mindeste Staunen zu erkennen zu geben, bemerkte Benedikt bloß dem Maurus, daß

Gott durch dieses offenbare Wunder sein heiligstes Wohlgefallen über den unbedingten Gehorsam eines Untergebenen gegen seinen Obern habe zu erkennen geben wollen. Aber nun kam auch der kleine Placidus herbei und gab der Sache eine ganz andere Wendung, indem er erklärte und versicherte, daß es nicht Maurus, sondern sein lieber Vater, der heilige Abt selbst es gewesen sey, welchen er mit eilendem Schritte über den Wellen einherwandelnd gesehen, und der ihn hierauf bei den Haaren gefaßt, aus dem Wasser gezogen, so lange sie auf dem See gewesen, mit seinem Mantel bedeckt, und erst am Ufer dem Maurus übergeben habe.*)

---

*) Ein ähnliches, von einer dichten Wolke von Zeugen, von Protestanten, Juden und Mohamedanern bekräftigtes und erwiesenes Wunder wird auch von dem heiligen Franziscus Xaverius erzählt. Von dem Schiffe, auf welchem er sich in einem der indischen Meere befand, hatte man ein Boot in die See gelassen und dieses sich sogleich von dem Hauptschiffe getrennt. Aber plötzlich entstand ein heftiger Sturm; furchtbar brauseten die, wie Berge sich erhebenden Wogen und Meereswellen; von den schweren Gewitterwolken war die ganze Luft verfinstert; die Nacht brach endlich herein und die gesammte Schiffsmannschaft hielt nun das Boot für unwiderbringlich verloren. Auch die in dem Boote befindlichen Leute waren von ihrem jetzt unvermeidlichen Untergang überzeugt. Aber auf einmal sehen sie den heiligen Franziscus auf dem Vordertheile des Bootes und wie er ein Ruder ergreift und das kleine, schwankende Fahrzeug mit dem durch die schäumenden Wellen hindurch zu führen sich bemühet. Alle Todesgedanken waren nun plötzlich bei ihnen verschwunden; sie wußten aus Erfahrung, was der Heilige bei Gott vermöge, und überließen sich daher jetzt mit der größten Zuversicht seiner Führung. Nach Mitternacht kam das Boot wieder bei dem Schiffe an. Die ganze, zahlreiche Schiffsmannschaft ist außer sich für Erstaunen über diese gar nicht zu erwartende, durch-

M. Benedikt's heiliges Leben, die auf sein Gebet von Gott gewirkten Wunder, und der tadellose, exemplarische Wandel seiner Mönche führten in wenigen Jahren überschwänklichen Segen über die ganze Provinz herbei. Eine völlige Umwandlung aller Gemüther ward in kurzer Zeit überall fühlbar. Ueberall ward Gott mit größerm Eifer gedient; mit jedem Tage jedes Herz immer mehr und mehr in Liebe zu Gott entflammt. Aber eben deswegen ward unser Heiliger nun auch von dem ewigen Feinde Gottes und der Menschen desto heftiger wieder verfolgt. Satan sah ein, wie gefährlich seinem Reiche dieser Benedikt bis jetzt schon gewesen, wie noch gefährlicher er in der Zukunft demselben werden würde. Von dem strengen Pfade höherer Tugend den Heiligen auf Abwege zu verführen, stand nicht mehr in seiner Gewalt. Er beschloß also, ihm wenigstens recht empfindliche Seelenleiden zu bereiten, wo möglich ihn gar aus der ganzen Gegend zu vertreiben. Zu seinem Geschäftsmann und Gehülfen wählte er sich einen äußerst schlechten, durchaus verdorbenen Priester aus der Nachbarschaft, Namens Florentius. Dieser fing zuerst da-

---

aus unbegreifliche Rettung. Aber eben so sehr und noch mehr erstaunt waren auch die Leute in dem Boote, als sie sahen, daß, so wie ihr Fahrzeug das Schiff erreicht hatte, auch Franziscus auf demselben vor ihren Augen verschwand. Aber jetzt erinnerte man sich auch auf dem Schiffe, daß der Heilige, sobald der Sturm begann, sich in seine Cajüte einschloß; und so erfuhr man nun, daß er, während der ganzen Zeit und so lange das Boot mit Wind und Wellen zu kämpfen hatte, auf seinen Knieen gelegen und um die Erhaltung der in dem Boote von aller Welt Verlassenen, mit aller Inbrunst eines, für das Wohl Anderer besorgten und geängstigten Herzens zu Gott gebetet habe. P. Bour. v. de St. Franc. Xav.

[illegible]) daß er sich aus allen Kräften bemühete, unserm Heiligen alles Zutrauen bei dem Volke zu rauben. Er ersann die boshaftesten Histörchen, wußte sie überall in Umlauf zu setzen, lästerte öffentlich den Heiligen, und verbreitete überall umher die gehässigsten und unerhörtesten Verläumdungen gegen denselben. Dieser Bosheit setzte Benedikt blos Sanftmuth, Geduld und liebreiche Ermahnungen entgegen; auch wollte das Volk sich durchaus nicht täuschen lassen; denn zu fest, zu innig war es von der Heiligkeit des frommen Abtes von Columbaria überzeugt. Florentius machte nun einen Versuch, Benedikt in einem Kuchen, den er ihm als ein kleines Geschenk sandte, zu vergiften. Der Heilige erkannte sogleich wieder die Tücke seines Feindes, erlaubte sich aber auch nicht einen Laut der Klage, sondern ließ im Gegentheil für das ihm gesandte Geschenke dem Florentius noch seine Danksagung machen, befahl aber, dasselbe unverzüglich an einen Ort zu werfen, wo es weder Menschen noch Vieh mehr schädlich werden könnte. Noch mehr erbittert durch die Vereitelung aller Plane seiner Bosheit, fiel Florentius jetzt gar auf den teuflischen Gedanken, Benedikt's fromme Mönche zu verführen, und aus dem Kloster, dem bisherigen stillen Sitz ungeheuchelter Frömmigkeit, einen Ort der Unordnung und Verwüstung zu machen. Zu diesem schändlichen Zwecke erkaufte er mehrere feile Dirnen; auf sein Geheiß mußten diese, halb entblößt und unter den unzüchtigsten, noch nicht völlig erloschene Begierden leicht in Brand setzenden Gebährden und Stellungen, in der Gegend des Klosters herumspringen und herumhüpfen, und zwar so nahe an demselben, daß die Mönche, unter denen sich mehrere Jünglinge befanden, wenn sie in den Garten oder eines Geschäftes wegen aus dem Kloster gingen, auch unwillkührlich wenigstens einen Theil dieser Greul hätten mit an-

schauen müssen. Aus einem Fenster seiner Zelle sah Benedikt diesen unerhörten Scandal. Jetzt glaubte er, sey es Zeit, seinem Gegner zu weichen; das Seelenheil seiner ihm von Gott anvertrauten Jünger ging ihm über alles, und er war überzeugt, daß aller dieser satanische Unfug nur deswegen getrieben würde, um ihn aus dem, bisher von ihm bewohnten Kloster bei der Höhle, so wie aus der ganzen Gegend zu vertreiben. Ohne zu zögern, traf er die nöthigen Anstalten zu seiner Abreise, machte vorher noch einige weise, sehr heilsame Einrichtungen in dem Kloster, ernannte den Mönchen einen würdigen Superior, und zog dann, nur von Wenigen begleitet, worunter auch Maurus und Placidus sich befanden, gegen Monte Cassino.

21. Aber kaum waren einige Tage nach der Abreise des heiligen Benedikt's verflossen, als schon die Hand des unsichtbaren Rächers den nicht mehr zu bessernden Frevler ergriff. Florentius befand sich auf einer bedeckten Gallerie, als er die Nachricht von Benedikt's Abreise erhielt. Laut jubelte der Ruchlose über seinen Sieg; aber plötzlich stürzte die Gallerie ein, und der Elende ward von den Trümmern derselben zerschmettert. Es dauerte nicht lange, so erfuhr auch Benedikt das unselige Ende seines Verfolgers. Es war der junge Maurus, welcher ihm die erste Kunde davon brachte, und zwar mit einer, obgleich sehr unheiligen, aber hier doch gewiß sehr verzeihlichen Miene sichtbarer Zufriedenheit. „Mein „Vater!“ rief er dem heiligen Benedict entgegen, „du kannst jetzt wieder in voller Sicherheit nach dei„nem Kloster zurückkehren, denn der, welcher dich „verfolgt hat, ist nicht mehr.“ — Aber Benedikt las in dem Herzen des jungen Maurus; er gab ihm einen scharfen Verweis, legte ihm sogar eine

Buße auf, und betrauerte aufrichtig den schrecklichen, in Ansehung des Seelenheiles des Verstorbenen, der Hoffnung wenig Raum gebenden Tod des Florentius.

22. Auf dem Gipfel von Monte-Cassino stand noch ein alter, halb verfallener Apollotempel und ein diesem Götzen geheiligter Hain. Zu gewissen Zeiten wurden ihm sogar Opfer gebracht; auch, um nach zukünftigen Dingen zu forschen, noch allerlei anderes heidnisches Gaukelspiel getrieben. Es waren Ueberreste aus dem alten Heidenthume, die, bei dem äußerst dürftigen, oft gänzlich fehlenden Unterrichte in dem Christenthume, unter dem umherwohnenden, rohen und unwissenden Landvolke sich in mancherlei Fabeln, Sagen und mündlichen Ueberlieferungen erhalten hatten.*)

23. Als Benedikt, gleichsam im Mittelpunkte der Christenheit, noch alle diese Greul abgöttischen Wahnes erblickte, jammerte ihn des verirrten, durch elenden Dämonenspuk bethörten Volkes. Vierzig Tage brachte er in beinahe ununterbrochenem Gebete zu, um von Gott die nöthige Kraft zu erflehen, auch diese letzte Feste des Reiches des Satans zu zerstören. Er predigte hierauf dem Volke auf das neue wieder den gekreuzigten Jesum, unterrichtete es in den Lehren des Heils, that mehrere Wunder und Zeichen, zerstörte den Tempel, zerbrach das Götzenbild, ließ alle Bäume des Haines fällen,

*) Da wir in den Akten eines in dem Jahre 483 zu Rom gehaltenen Conciliums die Unterschrift eines Bischofes von Monte-Cassino finden; so läßt sich die ganz sonderbare Erscheinung heidnischer gottesdienstlicher Gebräuche in dem sechsten Jahrhunderte, und noch dazu so nahe an der Hauptstadt der Christenheit, nicht anders, wie es uns deucht, als auf obige Weise erklären.

errichtete da, wo man, wie der Apostel sagt, bisher den Teufeln geopfert hatte, zwei schöne, nach dem großen Täufer und dem heiligen Martinus genannte Kapellen, und legte endlich den Grundstein zu dem, sowohl durch seine ungemein reizende und anmuthige Lage, als auch durch den Reichthum seiner Besitzungen, so wie durch seine mannigfaltigen, merkwürdigen Schicksale und die vielen großen aus demselben hervorgegangenen Männer, nachher so berühmt gewordenen Kloster von Monte-Cassino. Während Benedikt mit dem Baue desselben beschäftigt war, kam auch Tertullus, der Vater des Placidus, nach Monte-Cassino, um seinen Sohn zu besuchen und dem Heiligen seine Ehrfurcht zu bezeigen. Da Monte-Cassino nur ungefähr sechs und dreißig Stunden von Rom entfernt war; so wiederholte Tertullus seine Besuche, und schenkte endlich dem neuen Kloster nicht nur verschiedene von seinen in dieser Gegend liegenden Ländereien, sondern auch ein ungemein schönes und dabei sehr einträgliches Landgut in Sicilien.

24. Ob Benedikt seine heilige Ordensregel auf Monte-Cassino, oder in einem der Klöster von Sublacum geschrieben habe, darüber sind die Meinungen getheilt. Indessen möchten hierüber in einem gewissen Sinne gar wohl beide streitende Theile Recht haben. Nichts ist wahrscheinlicher, denn die Natur der Sache selbst spricht dafür, als daß der heilige Benedikt von dem Augenblicke an, wo er anfing, Klöster zu errichten, auch ganz gewiß sich mit einem, den Geist seines heiligen Verfassers auf alle folgenden Jahrhunderte hinübertragenden, und alle seine geistigen Söhne, auf der nämlichen, von ihm selbst betretenen Bahn evangelischer Vollkommenheit, unverrückt erhaltenden Gesetzbuch wird beschäftiget haben. Aber

nicht wieder erwähnt ist, eben auch auf der andern Seite, daß der erleuchtete Ordensstifter das große Werk gewiß nicht übereilet, sondern als eine völlig reife Frucht vieljähriger Erfahrung und langen Nachdenkens, erst auf Monte-Cassino, und zwar wohl, ganz nahe am Ende seines segensvollen Lebens, gleich dem letzten Vermächtnisse eines sterbenden Heiligen, seinen Religiosen, und durch diese dem ganzen christlichen Erdkreise hinterlassen haben wird.

25. Die Concilien von Douzy und [illegible] (874) erklärten, daß der nämliche Geist, welcher mit herablassender Erbarmung aus den Canonischen Büchern zu uns spricht, auch der Verfasser der Regel des heiligen Benedikt's sey. Beide Concilien nannten sie daher die heilige Regel. Erleuchtete Kirchenlehrer und fromme Asceten betrachteten sie als die sicherste Stufenleiter zur höchsten, hier auf Erden erreichbaren evangelischen Vollkommenheit; und selbst große und berühmte Staatsmänner, wie z. B. der edle Cosmus von Medicis, bewunderten die darin sich überall beurkundende und aus den tiefsten Quellen geschöpfte Kenntniß des menschlichen Herzens. Ganz in dem Geiste des Evangeliums entworfen, umfaßt sie, wie dieses, alle Zeiten, alle Länder, jeden Stand, jedes Alter, jedes Geschlecht *), schmiegt

*) Mabillon setzt die Entstehung der ersten Frauenklöster nach der Regel des heiligen Benedikt's erst gegen den Anfang des siebenden Jahrhunderts. Indessen könnte man doch aus der Erzählung des Pabstes Gregor mit Grunde schließen, daß es schon zu Lebzeiten Benedikt's Frauenklöster nach der Regel dieses Heiligen habe geben müssen; denn wie hätte sonst Benedikt eine Klosterfrau excommuniciren können: eine Handlung, die offenbar das Verhältniß eines Obern zu seinem Untergebenen voraussetzt.

[illegible] jeder Fähigkeit, jeder Kraft einen [illegible] [illegible]. Sie verbindet das beschauliche mit dem thätigen Leben, Gebet mit Arbeit, heilige Betrachtungen mit frommen, wissenschaftlichen Forschen. Um den innern geistigen Sinn zu wecken, gebietet sie bescheidenes Schweigen und Vermeidung eiteln Geschwätzes, und empfiehlt die Einsamkeit als die sicherste und gründlichste Lehrerin des geselligen Lebens. Um ihre Söhne desto freier zu machen, beraubte sie solche alles Eigenthums, wacht aber mit mütterlicher Sorgfalt über jedes ihrer wirklichen Bedürfnisse. Indem sie für die Körper sorgt, stärkt sie den Geist durch Nüchternheit und Mäßigkeit, und das nicht allzustrenge, mit weiser Milde zu gewissen Zeiten verordnete Fasten beugt Krankheiten vor und wird eine Quelle neuer und frischer Lebenskräfte. Keiner von Benedikt's Söhnen ist des Andern Herr oder Diener. Alle haben nur einen Herrn und Meister; und diesen verehren sie durch unbedingten Gehorsam gegen den, von der ganzen Gemeinde gewählten Abt, der jedoch Jenen nur repräsentirt, und mehr durch heiliges Beispiel, als Wort und Rede, gebieten und belehren soll. Weislich ist jeder Willkühr Thür und Thor geschlossen; denn Benedikt's Constitution gestattet nicht, daß ein Abt in irgend einem Falle oder unter irgend einem Vorwande auch nur ein Haar breit von der Regel abweiche. In wichtigen Fällen soll die ganze Gemeinde, in minder wichtigen nur die Aeltesten derselben zu Rathe gezogen werden. Die Mehrheit der Stimmen legt jedoch dem Beschlusse des Abtes keine Fesseln an; ihm bleibt es überlassen, zu entscheiden, wie die Stimme seines Gewissens es ihm gebeut, die, wenn er letzteres rein und lauter zu erhalten weiß, ihn nie oder nur selten irre leiten wird. Alle Arbeiten in dem Kloster werden gemeinschaftlich von den Brüdern verrichtet; Sie

mer ist des Andern Lehrer und Gehülfe; hierin jedoch wird davon zugetheilt nach dem Maße seiner Kräfte, oder den Fähigkeiten seines Geistes; und außer dieser wird hierin keine andere Richtschnur befolgt. Vollkommene Eintracht unter den Brüdern ist auf Demuth gegründet; denn wo diese ist, da fliehen Neid und Scheelsucht, und auf die ganze Gemeinde senkt sich Gottesfriede, gleich einem wohlthätigen Thau auf stille Flur, herab. Kurz Benedikt's heilige Regel stimmt alle Neigungen des menschlichen Herzens, wie die Saiten einer Leier, zu einer wahrhaft himmlischen Harmonie. Sie ist ein in allen seinen Theilen vollendetes Ganze, welches der Geist der Liebe und Demuth zusammenhält, und wovon sich kein Zweig ablösen läßt, ohne daß der ganze Baum absterbe, seine Früchte versage und endlich verdorre.

27. Unwandelbar und unangetastet hat durch eine Reihe von beinahe dreizehn Jahrhunderten hindurch sich die Regel des heiligen Benedikt's erhalten. Wurde auch in dem Laufe der Zeiten hier und da etwas daran geändert; so betrafen diese Abänderungen blos außerwesentliche Dinge, lagen selbst schon, weil der heilige Benedikt sie gleichsam voraussah, in dem Geiste der Verfassung, und waren nichts als blos andere, von den nun veränderten Verhältnissen des gesellschaftlichen Zustandes, geforderte Formen einer und derselben Sache. Auch alle Reformen, zu denen bisweilen geschritten werden mußte, waren ebenfalls nichts, als ein ganz einfaches Zurückführen auf die primitive, von dem heiligen Ordensstifter gegebene Regel.

27. Für die ganze übrige Zeit seines Lebens machte Benedikt nun das Kloster von Monte-Cassino zu seiner bleibenden Residenz. Mit jedem Tage gos-

sen sich jetzt auf den Heiligen neue Gaben und Gnaden von Oben herab. Innigst mit seinem Gott vereint; keinen andern Wunsch in seiner Brust nährend, als daß Gottes allerheiligster Wille überall geschehe; nichts verlangend, als den Urquell aller Liebe und Schönheit immer noch reiner und glühender lieben zu können; und nichts wollend, was nicht auch Gott wolle, nahm Benedikt auf diese Weise schon hier auf Erden Antheil an der Allmacht des Unendlichen. Durch immer größere Verähnlichung mit Gott, ward er Herr der ganzen Natur; alle ihre Gesetze und Kräfte folgten seinem Gebote; Todte erweckte er wieder zum Leben; unheilbare Kranke machte er gesund; die unreinen Geister gehorchten seiner gebietenden Stimme; jedes Herz schloß sich vor ihm auf; des Menschen geheimste Gedanken waren für ihn kein Geheimniß, und nahe und ferne Zukunft lagen entschleiert vor seinem Blicke. Als der Gothen König Totila in dem Jahre 542 mit Vortheil gegen die Römer in Italien focht und mit einem Theile seines Heeres Campanien streifend durchzog, hörte er ebenfalls viel Außerordentliches von dem großen Wunderthäter auf Monte-Cassino. Totila brannte vor Begierde, ihn selbst zu sehen. Als er noch ziemlich weit von dem Kloster entfernt war, ließ er dem heiligen Abte sagen, daß er ihn besuchen würde; kam jedoch nicht gleich selbst, sondern gab, um die Wunderkraft des heiligen Benedikt's zu prüfen, einem, durch körperliche Größe und Schöne ausgezeichneten Officier seiner Leibwache, Namens Riggo, den Auftrag, den Heiligen zu besuchen, aber während des Besuches sich ganz so zu benehmen, als wenn er der König wäre. In königlichem Schmucke, mit einem glänzenden Gefolge und von mehreren Großen des Hofes umgeben, kam Riggo auf Monte-Cassino an. In der ganzen Haltung eines mächtigen Monarchen trat er in die Zelle des

[illegible]; aber kaum hatte dieser einen Blick auf ihn
geworfen, als er ihm schon entgegenrief: „Mein
„Sohn! lege doch diese Kleidung ab, sie ist ja nicht
„die deinige.“ — Riggo warf sich zu den Füßen des
Heiligen; das nämliche thaten auch seine Begleiter;
aber Staunen und Ehrfurcht fesselten ihre Zungen,
und nur schweigend vermochten sie Benedikt die Ge-
fühle ihres Herzens auszudrücken. Eiligst reiseten sie
nun wieder zurück, um, was sie gehört und gesehen
hatten, dem Könige zu hinterbringen.

28. Als Totila von denen, die er gesandt hatte,
diesen neuen Beweis von Benedikt's prophetischem
Geiste vernahm, eilte er selbst nach Monte-Cassino.
Totila war ein zwar wilder und grausamer, jedoch
auch ungemein tapferer und kriegerischer Fürst; Furcht
war seinem Herzen fremd; als er aber den Mann
Gottes zu Gesicht bekam, ward er bei diesem An-
blicke so ergriffen, daß auch er sein stolzes Knie beugte,
und vor dem Heiligen auf dasselbe fiel. Zweimal bat
ihn Benedikt, aufzustehen; da aber demungeachtet der
König in dieser demüthigen Stellung beharrte; so
ging der Heilige selbst zu ihm hin und hob ihn von
der Erde auf. „Du hast, o König!“ sagte nun Be-
nedikt zu Totila, „schon sehr viel Böses gethan, thust
„auch gegenwärtig noch vieles, was nicht gut ist.
„Lasse wenigstens jetzt davon ab. Sey nicht mehr
„grausam, nicht mehr ungerecht. In Rom wirst Du
„siegend einziehen, auch das Meer überschiffen, neun
„Jahre herrschen, aber im zehnten Krone und Leben
„verlieren.“ — Tiefen Eindruck machten diese pro-
phetischen Worte auf das Herz des Königs. Er em-
pfahl sich in das fromme, bei Gott so viel vermö-
gende Gebet des Heiligen, legte seine bisherige Wild-
heit völlig ab, ward ein ganz anderer Mensch; und
als er bald darauf Neapel erstürmte, behandelte er

[illegible] so wahrhaft väterlicher Sorgfalt, als selbst von dem sanftmüthigsten und menschenfreundlichsten Eroberer nicht wäre zu erwarten gewesen. — Wie vollkommen des heiligen Benedikt's, den gothischen König betreffende Prophezeiung in Erfüllung ging, werden wir in der Folge noch hören.

29. In einem Alter von drei und sechzig Jahren starb endlich Benedikt am 21. März des Jahres 543, an einem Samstage, des Morgens gegen drei Uhr. Längst schon hatte ihm Gott das Jahr, so wie den Tag und die Stunde seines Todes geoffenbaret; aber er selbst that erst in dem Jahre, in welchem er das Zeitliche verlassen sollte, diese Offenbarung seinen Söhnen auf Monte-Cassino kund; auch noch einigen Andern, welche in entfernten Klöstern wohnten, machte er dieselbe bekannt, aber zugleich auch Allen zum Gesetze, bis dahin ein tiefes Stillschweigen darüber zu beobachten. Sechs Tage vor seinem Tode befahl er, sein Grab zu öffnen. Kaum war diese Arbeit vollbracht, als er, und zwar zum erstenmale in seinem Leben, krank ward. Mit jedem Tage nahm seine Krankheit zu. Am sechsten hatte die ununterbrochene, heftige Fieberhitze beinahe alle seine Kräfte erschöpft. Er ließ sich daher in die Kirche tragen, empfing hier mit einer Gluth der Liebe und Andacht, wie vielleicht nur ein Seraph vor dem Throne des Lammes sie zu fühlen vermag, das allerheiligste Sacrament, gab hierauf seinen, ihm so theuern und jetzt in Thränen zerfließenden Söhnen noch einige rührende Ermahnungen, stützte sich dann auf den Arm Eines derselben, hob seine sterbenden Hände zum Himmel, betete still zu Gott und übergab so sanft und betend seinen Geist in die Hände seines Erlösers.

30. Wie im Leben, so ward Benedikt auch nach seinem Tode noch von Gott durch viele Wunder vor den Menschen verherrlicht. Ein sehr frommer Mönch von Monte-Cassino, welcher aber abwesend und sehr weit entfernt war — man behauptet, es sey Maurus gewesen — lag, als der heilige Benedikt starb, in einem Kloster vor dem Altare in der Kirche betend auf seinen Knieen; plötzlich ward er im Geiste entrückt und hatte ein Gesicht, in welchem er eine weit strahlende, sich von Benedikt's Zelle gegen Morgen bis an den Himmel ziehende Lichtstraße erblickte; zu gleicher Zeit vernahm er eine Stimme, welche zu ihm sagte: „Dieß ist der Weg, auf welchem Benedikt's Seele sich jetzt zu ihrem Gott und zu den Wohnsitzen aller seligen Geister erhebt." — — Aber besonders war es die heilige Höhle von Sublacum, wo es dem Allmächtigen gefiel, die Fürbitten seines treuen Dieners Benedikt's zu erhören; und die vielen, dort geschehenen wunderbaren Heilungen, nebst andern außerordentlichen Gnadenerweisungen machten diese heilige Stätte bald so berühmt, daß auch viele Jahre nach dem Tode unsers Heiligen noch eine Menge frommer, Benedikt's Andenken verehrender Christen aus allen Gegenden Italiens, Galliens und der Schweiz zu gewissen Zeiten nach Sublacum wallete.

31. In der in dem Kloster von ihm selbst erbauten und nach dem großen Täufer genannten Kapelle fand Benedikt's entseelter Körper seine Ruhestätte. Einige seiner Reliquien wurden in dem siebenten Jahrhunderte nach Frankreich, und zwar nach der berühmten Benediktiner-Abtei Fleury gebracht; der größte Theil blieb jedoch in dem Kloster auf Monte-Cassino, und hier wie in Frankreich wurden sie bis auf unsere Zeiten, wenigstens bis auf die Zeit der, alle göttliche wie menschliche Ordnung stürzenden und ihre ver-

derblichen Folgen auch über die benachbarten Länder verbreitenden Revolution Frankreichs allen andächtigen Seelen gezeiget.

32. Sichtbar waltete Gottes alles erhaltende Vorsehung über dem von Benedikt gestifteten heiligen Orden. Er verbreitete in kurzer Zeit seine Zweige über die gesammte, abendländische Christenheit, und der vielfältige Segen, den er überall mitbrachte, und die reichen, alle Völker labenden Früchte, die er überall in überschwänglicher Fülle trug, machten bald, daß alle Monarchen Europens, so wie die heiligsten und größten Bischöfe, sich bemüheten, den Orden in ihren Staaten oder in ihren Diöcesen einzuführen. Es würde nicht blos eine eigene, sehr weitläufige Abhandlung, sondern ein ganzes Buch erfordern, wenn man auch nur einen Theil von dem aufzeichnen und zu einer klaren Anschauung bringen wollte, was dieser mit Recht berühmte Orden seit seiner Gründung Großes und Außerordentliches zur Verbreitung und Befestigung des Christenthumes, zur Erhebung der Kirche, zur Beförderung wahrer Religiosität, zur Cultur und Civilisirung der Länder, zum Flor der Künste und Wissenschaften und überhaupt zum zeitlichen wie zum ewigen Heile der Menschheit gearbeitet und hervorgebracht hat; und die glänzende, endlose Reihe jener großen und berühmten Männer, die er in seinem Schooße genährt und erzogen hat, und deren Licht in allen Jahrhunderten den Erdkreis erleuchtete und erwärmte, würde, wenn man auch blos die Namen angeben wollte, beinahe allein schon einen Folianband füllen. Eine solche Liste ließ in dem Jahre 1316 Pabst Johann XXII. sich vorlegen, und es ergab sich, daß der Orden des heiligen Benedikt's, seit seiner Entstehung, der Kirche des Sohnes Gottes schon damals vier und zwanzig Päbste, beinahe zweihundert Car-

dinale; siebentausend Erzbischöfe und fünfzehntausend Bischöfe gegeben, und noch überdieß gegen vierzigtausend, von der Kirche theils selig gesprochene, theils den Heiligen zugezählte Ordensglieder hervorgebracht habe.*)

33. Auf alle Vortheile, welche der Glanz einer hohen Geburt, großer Reichthum, körperliche Wohlgestalt und eine mächtige, einflußreiche Verwandtschaft ihm darbieten konnten, hatte Benedikt schon in frühester Jugend verzichtet, allen Lockungen und Freuden der Welt, wie allen Süßigkeiten, ja selbst den gemeinsten Bequemlichkeiten des Lebens schon als Knabe entsagt. Aber wie sehr ward nicht in ihm die große Wahrheit auf das neue wieder bestätiget, daß der, welcher wegen Gott alles verläßt, auch gerade und ganz *allein* derjenige sey, welcher Alles und noch mehr als dieses wieder gewinnt; denn welche unverhältnißmäßige, in gar keinen Vergleich zu bringende Entschädigung erhielt Benedikt nicht von Gott schon hier auf Erden für Alles, was er ihm zum Opfer gebracht hatte. Daß sein Name, wie der Ruf seiner Heiligkeit, in allen Provinzen Italiens erscholl; daß die erlauchtesten Personen und, wie wir gesehen haben, selbst Könige in demuthsvoller Stellung ihm ihre Ehrfurcht bezeigten; daß alles Volk weit und breit mit der größten Verehrung an ihm hing, und in ihm, dem noch im sterblichen Leibe wandelnden Heiligen, schon einen mächtigen Fürsprecher vor dem Throne des Allmächtigen erblickte, daß eine Menge vornehmer Römer und römischer Frauen andachtsvoll nach Monte-Cassino zu ihm pilgerten, und

*) Man sehe Mabillon Annal. Benedict. T. 1. und Veter. analect. T. 3; endlich auch Bulteau hist. de l'ord. de St. Benoit.

gleichsam blos in einem Strahle seiner Heiligkeit sich zu sonnen; daß auf die von ihm gegründeten Klöster schon bei seinen Lebzeiten auch zeitlicher Segen sich in vollen Strömen von dem Himmel herabgoß; daß endlich sogar die Elemente und die ganze Natur ihm unterthan waren: alles dieses, so groß und hehr es auch an sich seyn mag, ist doch nur unbedeutend, nur Kleinigkeit gegen jene ganz unbegreifliche Fülle himmlischen Reichthums, die ihm hienieden schon zu Theil ward; gegen jenen unmittelbaren Verkehr, in welchem er, annoch ein Sohn des Staubes, dennoch jetzt schon mit seinem Gott stand; gegen die, mit jedem Tage von ihm immer mehr und mehr gefühlte unmittelbare Nähe seines Gottes; gegen den Himmel, den er stets in seinem Busen trug; gegen die Lüfte einer andern Welt, die ihn hier schon umweheten; gegen den namenlosen, süßen Schmerz der Liebe, in welchem er hier schon jene grenzenlose Wonne fand, welche die größte Seligkeit vollendeter Geister ausmacht; endlich gegen jene hohe und seltene Erleuchtung, die er von Oben erhielt, und gegen die vielen Blicke, welche es Benedikt gestattet ward, auf die, ihm in ungleich größerm Maße als andern Heiligen sich offenbarende und vor dem geistigen Auge seiner Seele sich beinahe völlig enthüllende Herrlichkeit Gottes zu werfen! — Servantus, ein sehr frommer Abt eines benachbarten Klosters, pflegte den heiligen Benedikt sehr oft zu besuchen. Das Band einer in Liebe zu Gott gegründeten, und dadurch geheiligten Freundschaft hatte beide ehrwürdige Männer innigst mit einander vereint. Eines Tages hatten sie sich in ihren Gesprächen über göttliche Dinge so sehr vertieft, daß die Stunden dahinflohen, ohne daß sie es bemerkten, und es endlich schon Mitternacht war, als Benedikt aufstand, um sich in seine Zelle zu begeben, welche über jener des

Servantus war, durch eine kleine Treppe aber mit derselben in Verbindung stand. Da es bald Zeit war, in den Chor zu gehen, wollte Benedikt sich nicht mehr niederlegen. Er trat an das Fenster und überließ sich wieder auf das neue seinen Betrachtungen. Die ganze Natur war in Nacht und Finsterniß gehüllt. Benedikt stand und betete in seinem Herzen. Plötzlich sieht er gegen Osten am nächtlichen Himmel ein Licht, gleich einer großen Feuermasse, die auf die Erde sich herabzusenken scheint, und über die ganze Gegend eine, selbst die Tageshelle um die Mittagsstunde weit übertreffende Klarheit verbreitete. Benedikt staunte einige Augenblicke das Wunder an; aber bald folgte diesem ein zweites, noch grösseres Wunder. In einem einzigen Strahle des göttlichen Lichtes nämlich lag auf einmal die ganze Welt, aber gleichsam nur wie nach einem verjüngten Maßstabe, vor den Augen unsers Heiligen. Er sah unter andern den Bischof Germanus von Capua sterben und dessen Seele sich zum Himmel erheben. In Staunen und Anbetung war Benedikt versunken. Als er wieder einigermaßen zu sich gekommen war, rief er den Servantus; eiligst kam dieser herauf, sah aber nur einen Theil von dem, was Benedikt's reines geistiges Auge erschauet hatte, nämlich blos einen Theil der noch immer über die Gegend verbreiteten Klarheit, welche jedoch jetzt ebenfalls nach einigen Secunden wieder verschwand. Der Heilige schickte gleich am folgenden Tage einen Boten nach Capua, um sich nach dem Befinden des Germanus zu erkundigen. Als der Bote ankam, sagte man ihm, daß der Bischof vor einigen Tagen gestorben sey. Jener forschte nun nach den nähern Umständen, besonders nach dem Tage und der Stunde seines Todes; und es ergab sich, daß Germanus gerade in der Stunde und ungefähr in der nämlichen Minute verschieden war, in welcher auch

Benedikt auf dem von Capua ziemlich weit entfernten Monte-Cassino es in jener merkwürdigen Nacht gesehen hatte.

Der dieses Wunder erzählt, ist jener Pabst, dem selbst die Gegner unserer Kirche den Beinamen des Großen nicht versagen können; und Er und noch ein anderer, nicht minder erleuchteter Kirchenlehrer, der heilige Bonaventura nämlich, machen darüber ungefähr noch folgende, gewiß tiefgedachte Bemerkung. Hier auf Erden, sagen sie, erblicken wir Gott nur in seinen Schöpfungen und Geschöpfen; daher die materielle Welt uns so groß, so hehr, so unermeßlich erscheint. Wird aber ein Mensch, wie der heilige Benedikt, einer nähern, unmittelbarern Anschauung Gottes gewürdigt; dann werden alle seine Seelenkräfte in dem nämlichen Verhältnisse gesteigert, erhöhet und so zu sagen in das Unendliche erweitert; Er erblickt dann Gott nicht mehr in den Geschöpfen, sondern alle Geschöpfe erblickt er in Gott und alles Geschaffene muß ihm alsdann klein, unbedeutend und wie ein Nichts erscheinen gegen den Unendlichen, der jetzt seine ganze Seele erfüllt, zu sich emporzieht und auf eine gewisse Weise mit sich verähnlicht.

34. Einige Jahre vor seinem Tode sah Benedikt in prophetischem Geiste auch den von ferne nahenden Ruin seines geliebten Klosters von Monte-Cassino. Theoprobus, ein vornehmer Römer, hatte auf den Rath des heiligen Benedikt's die Welt verlassen, sich in das Kloster von Monte-Cassino begeben, und durch lautere, ungeheuchelte Frömmigkeit sich das Zutrauen des heiligen Benedikt's erworben. Als er eines Tages in die Zelle seines heiligen Abtes trat, fand er diesen betend, aber auch ganz in Thränen zerfließend. Anfänglich erkühnte sich Theoprobus nicht, nach der

Ursache zu forschen; aber endlich wagte er es doch, ihn um den Grund seines Kummers zu befragen. „Ach," sagte Benedikt, „dieses Kloster, welches ich „mit so vieler Mühe erbauete, wird zu Folge eines „gerechten Gerichtes Gottes von Ungläubigen zerstört, „und Alles, was ich zum Besten der Brüder darin „gesammelt habe, ein Raub wilder Barbaren wer„den; kaum daß ich noch von Gott das Leben der„jenigen erhalten habe, welche sich darin befinden wer„den." *). — Vierzig Jahre nach dem Tode des heiligen Benedikt's ging die Prophezeiung in Erfüllung. Unter Anführung Zotho's, Herzogs von Benevent, überfielen in dem Jahre 583 die Longobarden das Kloster von Monte-Cassino, raubten und plünderten, was sie darin fanden, und verließen es nicht eher, bis sie es in einen Steinhaufen verwandelt hatten. Der Ueberfall geschah des Nachts. Alle Bewohner des Klosters lagen in tiefem Schlafe; aber ganz unbegreiflicher Weise entrannen demungeachtet doch Alle, sammt dem damaligen Abte Bonitus, glücklich den Händen der schonungslosen Barbaren, gingen nach

*) Die Worte des Pabstes Gregorius sind: animas custodiret. Dieser Ausdruck gab Anlaß zu der lange in dem Kloster von Monte-Cassino sich erhaltenden Sage, daß Gott den heiligen Benedikt des Seelenheiles aller derjenigen, welche in diesem Kloster zu irgend einer Zeit sterben würden, versichert habe. Noch mehr Glauben fand diese Sage, als wirklich einige notorisch große Sünder, welche eines Besuches wegen in das Kloster gekommen waren, aber allda erkrankten und auch starben, noch auf ihrem Todesbette die große, für jene, welche alle Erbarmungen Gottes in ihrem Leben vereitelten, so schwer zu hoffende Gnade einer vollkommenen, aus Liebe zu Gott entspringenden Reue erhielten, mit den heiligen Sakramenten versehen wurden, und so eines, allem Ansehen nach, Gott wohlgefälligen Todes starben.

Rom und erhielten von Pelagius II., der sie sehr wohlwollend aufnahm, ganz nahe bei dem Lateran eine Wohnung, welche sie bald darauf sehr erweiterten und zu einem förmlichen Kloster umschufen. Als Monte-Cassino von den Longobarden zerstört ward, war es schon sehr begütert. Aber von allem Eigenthume des Klosters brachten die flüchtigen Mönche Nichts nach Rom mit, als blos ihre heilige Regel, das von ihrem großen Ordensstifter gegebene Maß für Brod und Wein und endlich einige Reliquien, welche in Kleidungsstücken des heiligen Benedikt's und dessen Schwester, der heiligen Scholastica, bestanden.

35. Man sollte beinahe glauben, über Monte-Cassino habe Satan mit einem Engel des Lichtes lange Zeit gestritten; denn viermal ward es von Grunde aus zerstört; das erstemal, wie wir so eben erzählt haben, in dem Jahre 583 durch die Longobarden; das zweitemal von den Sarazenen in dem Jahre 884; dann von den Normännern in dem Jahre 1046 und endlich von Kaiser Friederich II. in dem Jahre 1239. Aber aus seinen Trümmern erhob es sich jedesmal noch herrlicher und prachtvoller, als es je vorher gewesen war; und nicht mit Unrecht wendet ein Schriftsteller des Ordens auf dasselbe einen Vers aus dem Propheten Haggäus an: Magna erit gloria domus istius novissima plus quam prima.

36. Wie jedem Heiligen, ja wohl jedem denkenden Christen, war auch dem heiligen Benedikt Demuth die Wurzel jeder Tugend, die einzige Quelle reiner Liebe zu Gott und dem Nächsten und endlich der sicherste Weg zur innigsten Vertraulichkeit zwischen dem Geschöpfe und seinem Schöpfer. Wie jede Tugend, hat auch die Demuth ihre Stufen; Benedikt zählt ihrer zwölf; und was er treff-

liches und herrliches darüber in seiner Regel sagt, verdient nicht blos von Ordensgeistlichen, sondern von jeder wahrhaft christlichen Seele gelesen und beherziget zu werden. Da das Aeußere des Menschen blos Reflex seines Innern ist, so bezeichnet es auch Benedikt als die letzte und höchste Stufe jener Wurzeltugend, wenn die ganze äußere Haltung des Menschen seinem wahrhaften, innern Gefühle von Demuth vollkommen entspricht. Laut schallendes Gelächter z. B. ist ihm durchaus zuwider; in den meisten Fällen findet er es auch für den Christen nicht ganz anständig. In der That: Freude sollte eigentlich nur das Erbtheil der Unschuld seyn. Aber seine Unschuld, und mit dieser, Gottes Ebenbild in seiner Brust, hat ja bekanntlich der Mensch längst schon verloren. Welcher Stoff zu immerwährender Trauer; wenigstens welcher Beweggrund zur Vermeidung übermäßiger, gewöhnlich so leicht ihre Grenzen überschreitender, lärmender und geräuschvoller Freude! — Eben so fordert Benedikt auch in allem Uebrigen einen demuthsvollen Anstand, in Gang, Stellung, Blick, Gebärde, Ton der Sprache 2c. Bekanntlich ist die Demuth blos eine dem Paradies des Christenthums entsprossene Blume; das Heidenthum kannte sie nicht, hatte davon keinen Begriff, mithin auch kein denselben bezeichnendes Wort.*) Daß aber auch mit Abnahme des Christenthumes und bei den daher immer mehr erkaltenden Herzen nun ebenfalls diese, Gott so wohlgefällige, für den Menschen selbst, so wie für den innern Frie-

*) Blos aus Mangel eines andern Wortes, brauchten nachher die Christen das Wort humilitas; aber in dem Sinne der heidnischen Römer hieß humilitas eigentlich Niederträchtigkeit, und bezeichnete durchaus keinen Begriff von Tugend, sondern vielmehr von Etwas, das Unehre bringt.

den seines Herzens und den Kreis, in welchem er lebt, so wohlthätige Tugend nach und nach völlig verschwinden und an ihre Stelle eine, alles auf sich beziehende, alles verschlingende und alles befeindende Selbstsucht treten müsse, dieß beweiset offenkundig das beinahe jetzt überall herrschende neue System praktischer Lebensweisheit. Was würde Benedikt sagen, wenn er, noch einmal in seiner irdischen Hülle unter uns wandelnd, diese traurige und furchtbare Umwälzung der Gemüther erblicken sollte; wie würde er schon zurückschrecken, wenn er auch nur den Stolz und die dünkelhafte Selbstzufriedenheit unserer kaum zu Knaben und Jünglingen aufgeschossenen Jugend; ihren oft mit rafinirter Unanständigkeit gewählten, jedes Zartgefühl beleidigenden, cynischen Anzug, ihre über alles urtheilende, entscheidende und höhnisch absprechende Diktators-Miene, ihren frechen, Jedem kühn und unverschämt in das Gesicht stierenden Blick und noch so manches Andere jetzt sehen sollte; aber welches Erstaunen würde ihn erst ergreifen, wenn man ihm gar noch sagte, daß alles dieses jetzt Ton und herrschende Sitte sey, daß man es sogar schön und lobenswerth finde, als einen Beweis innerer aufkeimender Kraft betrachte, als ein sicheres Merkmal der künftigen Selbstständigkeit eines freien deutschen Mannes; und endlich daß man selbst schon laut und öffentlich in Schriften erklärt habe, die Moral des Evangeliums sey eine Schlafhaubenmoral, passe nicht mehr für unsere Zeiten, am wenigsten aber für unsere Jugend. — Welche Bilder der Zukunft würden Benedikt's prophetischem Blicke, wenn er alles dieses sehen und hören sollte, wohl vorschweben: gewiß Bilder, die seine heilige Seele mehr ängstigen würden, als ihn der Anblick seines von Barbaren zerstörten Klosters einst in seiner Zelle auf Monte-Cassino hatte ängstigen können.

37. Wie so viele andere Heiligen, so viele ans dere allein wahrhaft große Männer unserer heiligen Kirche, deren Geschichte doch oft auf den unverwerflichsten, allen Forderungen der Kritik genügenden Urkunden und Zeugnissen beruhet, hat leider! auch Benedikt bis jetzt noch keinen, Seiner würdigen Biographen gefunden. Der Pabst Gregor der Große hat nicht das Leben unsers Heiligen geschrieben, sondern, wie er selbst sagt, nur etliche Züge aus demselben und vorzüglich blos einige der Wunder aufgezeichnet, durch welche es Gott oft gefiel, seinem hochbegnadigten Diener hier auf Erden schon vor den Menschen Zeugniß zu ertheilen. Die spätern Lebensbeschreibungen, größtentheils von Ordensgliedern gefertiget und nicht selten mit einem ungeheuern Ballast kritischer Gelehrsamkeit beladen, sind gewöhnlich blos in dem historischen Interesse des Ordens, oder gar nur als eine, weil es so schicklich schien, gemachte Zugabe geschrieben. Bandreiche, allgemeine Lebensbeschreibungen der Heiligen, so trefflich sie auch seyn mögen, wie z. B. das Leben der Väter von Räß und Weiß, können, ihres Zweckes, ihrer Bestimmung und des Bedürfnisses wegen, dem sie entsprechen müssen, unmöglich etwas Anderes als blos Auszüge liefern. Aber Auszüge, wie schätzbar sie auch an sich seyn mögen, sind doch stets nur historische Schattenrisse und können, wenn sie gelungen sind, in der Seele des Lesers blos den Wunsch erzeugen, alle und auch die kleinsten Züge des ihm ein so warmes Interesse einflößenden Originals, und dieses selbst nicht nur in seinen Lichtpartien, sondern auch mit allen seinen kleinen Schatten, in einer wahrhaft philosophisch motivirten, Leben athmenden, und mit aller Wärme einer glücklichen Farbenmischung gezeichneten Darstellung vor sich zu erblicken.

Wie höchst wünschenswerth wäre es dennoch, wenn ein Mann, ausgerüstet mit ungewöhnlicher Kraft und dem seltensten Talent, ein Mann von umfassender Gelehrsamkeit, tiefem und innigem Gefühle, ächt religiös-philosophischem Sinne, und schöpferischer, alles Geistige versinnlichenden und alles Körperliche vergeistigenden Phantasie: kurz und mit einem Worte, wenn ein Mann, wie Görres, der geistvolle, in ewiger Jugendfülle blühende Verfasser der über den heiligen Franziscus von Assisi und Schwedenborg in dem Katholiken eingerückten Aufsätze, mit dem ganzen Reichthume seines Geistes und seines Herzens, welchen mit verschwenderischer Freigebigkeit die Hand der Vorsehung ihm zugewandt hat, es unternehmen möchte, einige solcher hohen, kräftigen und heiligen Naturen uns ganz so nach dem Leben zu zeichnen, wie dieselben einst auf Erden hier walleten, wandelten und wirkten. Welchen überschwänglichen Segen würde ein solches Werk nicht verbreiten und welche wunderbare, glückliche Revolution würde das contemplative Lesen desselben nicht in den Ideen mancher Leser hervorbringen. Ohne oft ganz umgeändert, in sich erhöhet und veredelt zu seyn, würde gewiß keiner, der noch Sinn für das Höhere und Höchste hat, es sobald aus seinen Händen legen. Möchte dieser hier laut ausgesprochene, einem zwar vielleicht nicht allgemein gefühlten, aber eben daher desto tiefer liegenden Bedürfniß so wohlthätig begegnende, fromme und gewiß herzlich gemeinte Wunsch doch ja recht bald in Erfüllung gehen!

XIX.

1. Sigisvult's Sohn, ein geborner Römer, aber einer gothischen Familie entsprossen, war unter

dem Namen Bonifacius II. dem Pabste Felix III. auf dem Stuhle des heiligen Petrus gefolgt. Ueber seine Wahl war ein Schisma entstanden, und von einer andern Partei ein gewisser Dioscorus zu gleicher Zeit mit Bonifacius gewählt und am 15. October 529 geweihet worden. Das Aergerniß hatte jedoch bald ein Ende; denn Dioscorus starb schon am 12. des folgenden Monates.

2. Bonifacius, in der Meinung oder vielleicht auch Ueberzeugung, daß Dioscorus sich unerlaubter Mittel bedient habe, um zum Pabstthume zu gelangen, versammelte einige Bischöfe und Priester und sprach über den Verstorbenen, der doch jetzt schon im Schooße mütterlicher Erde ruhete, den Bannfluch aus. Dieses Verfahren konnte nicht anders als sehr mißfallen; auch ward es nachher von dem Pabste Agapet für null und nichtig erklärt und das Verdammungsdekret, welches Bonifacius in dem Archive der römischen Kirche hatte niederlegen lassen, in Gegenwart der gesammten römischen Geistlichkeit verbrannt. — Handlungen oder Lehrsätze können wohl, nach dem Tode desjenigen, der sie begangen oder aufgestellt hat, noch anathematisirt werden; aber ungereimt ist es, denjenigen, der einmal in der Kirchengemeinschaft gestorben ist, nach seinem Tode wieder davon ausschließen zu wollen. Leider diente dieser bisher unerhörte Vorgang nachher doch dem Kaiser Justinian zu einem Vorwande, um mit einer ähnlichen und noch unsinnigern Forderung einige Zeit den Pabst Vigilius recht ängstigen zu können. *)

*) Nämlich bei Gelegenheit des eben so ekelhaften, als abgeschmackten und doch die Kirche nicht wenig bewegenden und verwirrenden Streites wegen der drei Kapitel; wovon wir zu seiner Zeit leider! noch ein Mehreres zu sagen gezwungen seyn werden.

3. Der gebietende Einfluß auf die Pabstwahl, dessen sich der gothische König Theodorich angemaßt hatte, und den nun auch dessen Nachfolger als ein ihnen zustehendes königliches Recht betrachteten, lag centnerschwer auf dem Herzen der römischen Geistlichkeit. Um diese Fesseln zu zerbrechen, fiel Bonifacius auf ein Mittel, das offenbar ärger war, als das Uebel selbst. In der St. Peterskirche versammelte er ein Concilium, auf welchem er einen Beschluß durchsetzte, kraft dessen er ermächtiget ward, sich selbst einen Nachfolger zu wählen; er ernannte hierzu den Diacon Vigilius und zwang die anwesenden Bischöfe, ihm schriftlich und unter einem Eide zu versprechen, diesen Diacon als seinen designirten Nachfolger auf dem römischen Stuhle zu erkennen.

4. Diese, allen Canons zuwiderlaufende Handlung gab groses Aergerniß in der Kirche; auch der römische Senat war damit höchst unzufrieden, und der Hof von Ravenna betrachtete diesen Schritt des Pabstes gar als ein an den königlichen Gerechtsamen begangenes Majestätsverbrechen. Bonifacius sah die Nothwendigkeit ein, abermals ein Concilium zu versammeln, legte auf demselben das Geständniß ab, daß er gefehlet habe, und ließ den, Vigilius Erhebung betreffenden Akt in Gegenwart der versammelten Bischöfe und eines Theils der römischen Geistlichkeit öffentlich verbrennen.

Mans. Coll. Con. t. 8. p. 729 — 731.

5. Zur Zeit des Pabstes Bonifacius kam auch das zweite Concilium von Toledo in Spanien zusammen. Dasselbe bestand aus fünf Bischöfen nebst dem Metropolitanbischof Montanus von Toledo, welcher den Vorsitz darauf hatte.*) Es wurden nur fünf

Fleur. h. ecc. t. 7. l. 32. Saccarel. hist. ecc. t. 7. ad 531. §. 4.

*) Während der Sitzungen kamen noch zwei Bischöfe nach

Mans. Coll. Conc. t. 8. p. 784 et seq.

Canons gemacht, wovon der erste sich sehr umständlich über die Interstizien der Weihen verbreitet. Die zu dem geistlichen Stande bestimmten Knaben sollen unverzüglich die Tonsur erhalten und in den Rang der Lektoren eintreten; haben sie das achtzehnte Jahr vollendet, so soll der Bischof in Gegenwart der Geistlichkeit und der ganzen Gemeinde sie fragen, ob sie gesonnen sind, zu heirathen, denn, sagen die Väter des Conciliums, wir können sie nicht einer Freiheit berauben, welche der Apostel ihnen gegeben hat. Versprechen sie aber freiwillig aus göttlicher Eingebung, ewige Enthaltsamkeit zu beobachten, so sollen sie nach zurückgelegtem zwanzigsten Jahre zu Diaconen geweihet werden. Wenn indessen jene, welche nach zurückgelegtem achtzehnten Jahre wirklich in den Ehestand getreten sind, nachher aber bei völlig reifem Alter ihre Gesinnungen diesfalls wieder ändern und nun, mit Genehmigung ihrer Frauen, ewige Enthaltsamkeit geloben; so soll es ihnen alsdann ebenfalls gestattet seyn, sich um die höhern Weihen zu bewerben. In dem zweiten Canon wird verordnet, daß von denen, welche auf solche Weise an einer bischöflichen Kirche erzogen worden sind, es keinem erlaubt seyn soll, ohne Bewilligung seines Bischofes zu einer andern

Toledo, welche nachher ebenfalls die auf dem Concilium gefaßten Beschlüsse unterzeichneten. Diese zwei Bischöfe waren Nebridius von Egara und Justus von Urgel. Beide waren Brüder, beide ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit und gottseligen Wandel. Justus wird den kirchlichen Schriftstellern beigezählt; von seinen Schriften ist jedoch nichts auf uns gekommen, als eine Erklärung des Hohenliedes, die man in dem ersten Bande der Bibliotheca Patrum findet. Aber in dem römischen Martyrologium glänzt Justus Name unter jenen der Heiligen, und sein Andenken wird am 28. Mai von der Kirche gefeiert.

Kirche überzugehen; indem es, wie die versammelten Väter bemerken, höchst ungerecht wäre, wenn einem Bischofe ein Subjekt, das er mit vieler Mühe erzogen und dem Schlamme jugendlicher Roheit und Unwissenheit*) entrissen hat, nun, da es brauchbar ge-

---

*) rurali sensu ac squatore infantiae — — Wir ersehen aus diesem, wie auch aus dem ersten Canon, daß damals öfters Eltern ihre Kinder in noch zartem Alter, zur Erziehung und Bildung für den geistlichen Stand, dem Bischofe übergaben, und dieser sie alsdann in besondern, der bischöflichen Kirche zugehörigen Gebäuden, unter seinen Augen von tüchtigen, von ihm selbst angestellten Lehrern in der Gottseligkeit und den ihrer künftigen Bestimmung entsprechenden Wissenschaften erziehen und unterrichten ließ; ferner daß der Bischof sie nicht nur während dieser Zeit prüfte, ob der geistliche Stand wirklich ihr Beruf sey, sondern sie auch selbst, sobald sie zu einer gewissen Reife des Alters gelangt waren, dem Bischofe hierüber in Gegenwart der ganzen Gemeinde ein öffentliches Geständniß ablegen mußten. Offenbar waren diese Anstalten nichts anderes, als was man heut zu Tage Seminarien nennt; aber es erhellt auch daraus, daß man das große Bedürfniß solcher Anstalten oder Seminarien schon sehr frühe in der Kirche fühlte und demselben nicht mit halben Maßregeln, sondern nach einem sehr tief durchdachten Plan zu begegnen suchte. Eine nicht blos gelehrte, sondern auch wahrhaft fromme, von dem Geiste der Religion Jesu beseelte Geistlichkeit ist nicht nur eine Zierde der Kirche, sondern auch ein großer, ja wohl der größte Segen für jeden Staat. Wünscht man nun, sich eines solchen Segens erfreuen zu können — und wer in einem christlichen Staate wird dieses nicht wünschen! — so muß man auch suchen, ihn zu verdienen durch Errichtung vollständiger, nicht durch eine elende Parsimonie verkrüppelter, sondern mit wahrhaft christlicher Liberalität, geziemend und gebührend dotirter geistlicher Erziehungsinstitute. — Wenn es zweckmäßig und sehr vernünftig ist, daß man, um eine gute Armee zu haben, den Kin-

worden, wieder entzogen und zum Besten einer an

---

dern und Knaben in militärischen Erziehungshäusern schon in frühester Jugend eine Erziehung gibt, welche ihre Körper abhärtet, sie selbst an Subordination, das heißt, blinde und unbedingte Befolgung der Befehle ihrer Obern gewöhnt, und überhaupt ihnen Gesinnungen und Empfindungen beibringt, wie ihr künftiger Stand solche erfordert; so wäre es wahrhaftig doch gleichfalls zu wünschen, daß man eben diese, jedem von selbst einleuchtende Wahrheit auch in Beziehung auf jene andere, einst unter der Fahne des Gekreuzigten streitenden und oft mit noch ungleich größern Gefahren kämpfenden, geistlichen Miliz erkennen und berücksichtigen möchte. Der Abgang guter, unter allen ihren Beziehungen zweckmäßig eingerichteter Seminarien und wovon das Ideal ohnehin jeder ächt christ-katholischen Seele vorschweben muß, kann platterdings durch nichts ersetzt werden, mithin auch nicht und vielleicht am wenigsten durch jenen kalten, isolirten theologischen Lehrunterricht, welcher auf Universitäten und hohen Schulen ertheilt wird. Wissenschaft ist lange nicht das Einzige, dessen der Priester bedarf. Die Kirche und der hehre heilige Beruf eines Geistlichen machen an denselben Forderungen und legen ihm Pflichten auf, deren Erfüllung ihm, wo nicht unmöglich, doch ungemein schwer und lästig werden wird, wenn schon frühzeitig die Welt und ihre reizenden Illusionen sich aller und oft der geheimsten Organe seiner Gedanken bemächtiget haben; wenn nicht schon von dem zartesten Alter an eine der Heiligkeit seines Berufes entsprechende Erziehung seinen Sinn und sein Herz rein und schuldlos erhalten, sein Inneres zu einem künftigen Tempel des heiligen Geistes vorbereitet, und so ihn nach und nach in einen ganz andern, wahrhaft geistigen, mehr dem Himmel als der Erde angehörigen Menschen umgeschaffen hat. — Unsere Mutter, die heilige Kirche, befiehlt ihren Söhnen und Töchtern, viermal im Jahre zu fasten und zu beten, daß Gott tüchtige Arbeiter in seinen Weinberg senden möge. Aber es heißt auch ora et *labora*; und so möchten wohl Jene, denen Gott Kraft und Mittel gegeben hat zur guten Bestellung seines Weinberges thätig mitzuwirken,

dern Kirche verwendet würde. Die übrigen drei Canons bestätigen auf das neue alle ältern, auf die Enthaltsamkeit der Geistlichen, die Erhaltung der Kirchengüter und das Verbot der Ehen unter Anverwandten sich beziehende Satzungen. Dies letztere Verbot ward sogar auf diesem Concilium noch mehr geschärft, und auf jede Anverwandtschaft, die nur immer aufgefunden werden könnte, wie entfernt dieselbe auch seyn möchte, ausgedehnt. Am Ende danken die Bischöfe dem König Amalarich, daß er ihnen, diese Synode zu halten, die Erlaubniß gegeben habe. Sie beten für denselben zu Gott um lange und glückliche Herrschaft, damit er auch künftig noch den Bischöfen erlauben möge, ihre bischöflichen Amtsgeschäfte ungekränkt zu verrichten. — Die versammelten Väter handelten hierin ganz im Geiste der ersten Christenheit, welche selbst für ihre grausamsten Verfolger zu beten nie unterließ; denn Amalarich's Regierung, obgleich sie nicht gerade durch blutige Verfolgung der Rechtgläubigen befleckt ward, war doch nichts weniger als sehr schonend für die Katholiken; und der König selbst fiel endlich als ein trauriges Opfer seiner Unduldsamkeit und seiner, aus arianischem Ketzereifer herrührenden Grausamkeit gegen seine tugendhafte Gemahlin, die fromme fränkische Königstochter Clothildis.

6. Montanus, unter dessen Vorsitze das Concilium gehalten ward, erließ auch ein Schreiben an

---

vielleicht nicht ohne alle Verantwortung bleiben, wenn sie dennoch dabei nichts anders thun, als daß sie zu den jährlichen vier Quatember-Zeiten blos regelmäßig stats des Fleisches köstliche Fische und andere ausgesuchte, den Gaumen reizende, sogenannte Fastenspeisen genießen.

die Priester der Kirche von Palencia, in welchem er sie, und zwar in ziemlich starken Ausdrücken, entweder der Unwissenheit oder stolzer Anmaßungen beschuldigt, indem sie, wie ihm wäre hinterbracht worden, sich erkühnten, das Chrisam (heilige Salböhl) zu bereiten, welche Verrichtung doch blos den Bischöfen zustünde. Dem Allmächtigen, sagt Montanus, sind nur jene Dienste wohlgefällig, welche Ihm von solchen erwiesen werden, die er dazu berufen hat. Unter der Excommunication verbietet Montanus den Priestern, dieses ferner zu thun, und führt aus dem alten Bunde einige Beispiele an, wie strenge Gott bisweilen schon auf der Stelle dergleichen frevelhafte Anmaßungen bestraft habe. Auch wegen des Priscillianismus macht er ihnen starke Vorwürfe; indem sie, wie er vernommen, den Stifter dieser Sekte und dessen Lehre in Ehren hielten. Er verweiset sie auf die Schriften erleuchteter Kirchenlehrer, in welchen sie sich von der Gottlosigkeit dieser Irrlehre und ihres Urhebers überzeugen könnten. — In diesem Schreiben des Montanus, wie auch noch in einem andern eben dieses Bischofes an einen sehr frommen Mönch, Namens Turibius, finden wir die Kirche von Toledo zum erstenmale unter dem Titel einer Metropolitankirche. *)

---

*) Dieser Bischof Montanus, von welchem hier die Rede war, stand bei der römischen Kirche in großem Ansehen, und in Spanien, wo er lange Jahre der Kirche von Toledo vorstand, im allgemeinen Rufe der Heiligkeit. Einst, so erzählt der heilige Ildephons, war Montanus von einigen boshaften Verläumdern des Lasters der Unkeuschheit beschuldiget worden. Um seine Unschuld zu erweisen, nahm der fromme, gottesfürchtige Mann, bevor er an den Altar ging, um das heilige Opfer darzubringen, eine Menge glühender Kohlen in Gegenwart der Gemeinde in sein Gewand. Als die heilige Hand-

Baron. 531. §. 15.

7. Kurz vor seinem Tode sah Pabst Bonifacius sich noch einmal gezwungen, ein Concilium in Rom zusammen zu berufen. Die Veranlassung war eine sehr wichtige, von Stephanus, dem Metropoliten von Larissa in Thessalien, gegen Epiphanius, Patriarchen von Constantinopel, bei dem römischen Stuhle eingereichte Klagschrift.

8. Von dem Oeconomen seiner Kirche, dem Priester Antonius, und noch zwei andern Bischöfen Thessaliens war Stephanus bei dem Patriarchen Epiphanius angeklagt und vor dessen Richterstuhl nach Constantinopel citirt worden. Aber Stephanus hatte sich geweigert, dieser Ladung Folge zu leisten, behauptend, daß, wenn Klage gegen ihn wäre erhoben worden, er, wie alle übrigen Bischöfe Illyriens, nur von dem römischen Stuhle, unter dessen unmittelbarer Gerichtsbarkeit die Provinz Illyrien schon seit undenklichen Zeiten stünde, könnte gerichtet werden. Statt

lung zu Ende war, fand man die Kohlen noch in voller Glut, und demungeachtet das Kleid auch nicht im mindesten versehrt. Die spanischen Geschichtschreiber Mariana und Ferraras versichern, dieses wunderbare Ereigniß sey die Veranlassung gewesen, daß auch bei den damals noch arianischen Westgothen in Spanien nach und nach der Gebrauch aufkam, im Falle einer Anklage wegen Ehebruches, oder eines andern aus Unkeuschheit herrührenden Verbrechens, sich durch Anrührung eines glühenden Eisens zu rechtfertigen. Der Angeklagte mußte zuerst beichten, dann ward eine Messe gelesen, das glühende Eisen von dem Messe lesenden Priester geweihet und dem Beschuldigten in die Hände gegeben; blieb diese unverletzt; so ward er freigesprochen, sein Ankläger aber zur Strafe gezogen. — Diese Art von Ortalien oder Gottesgerichten finden wir indessen auch bei noch andern abendländischen Völkern des Mittelalters.

Marian. hist. Hisp l. 5. Ferrer. part. 2. §. 256.

dieser gerechten Forderung Gehör zu geben, ward der Patriarch Epiphanius nur noch mehr dadurch gereizt. Er glaubte durch die Behauptung des Stephanus sich in seinem Ansehen gekränkt, die Rechte seiner Kirche geschmälert, ließ daher den Bischof von Larissa mit Gewalt nach Constantinopel bringen, übergab ihn der Aufsicht zweier Defensoren der Kirche von Constantinopel, und sprach ihm, ohne ihn gehört zu haben, das Urtheil. Stephanus ward von allen bischöflichen wie priesterlichen Amtsverrichtungen suspendirt, aller Einkünfte seiner Kirche vorläufig beraubt und selbst das zu seiner Subsistenz unumgänglich Nothwendige ihm nicht mehr gereicht. Aus Furcht, er möchte aus Constantinopel entweichen und nach Rom entfliehen, würde der Patriarch ihn sogar in das Gefängniß haben werfen lassen, wenn nicht einige fromme und mitleidige Seelen mit einer sehr bedeutenden Summe für ihn Bürgschaft geleistet hätten.

9. Ungeachtet aller von dem Patriarchen getroffenen Vorkehrungen, daß diese Sache ja nicht vor den römischen Stuhl möchte gebracht werden, war es indessen doch dem Bischofe Theodosius von Echine, einem der Suffragane des Metropolitanbischofes von Larissa, gelungen, nach Rom zu entweichen und dort dem Pabste im Namen des Stephanus und vieler andern Bischöfe Thessaliens, eine Klagschrift gegen das, von dem Patriarchen in Constantinopel, zum Nachtheil der Rechte des apostolischen Stuhles ergangene Urtheil zu überreichen. — Die Sache war von dreifacher Wichtigkeit: Grobe Verletzung heiliger, zur Erhaltung der bischöflichen Würde und der Eintracht unter den Bischöfen durchaus nothwendiger Canons; schmähliche Unterdrückung und gesetzwidrige Beraubung eines Unschuldigen; und endlich frevelhaft stolzer Ein-

griff in allgemein anerkannte, seit Jahrhunderten bestehende Rechte des apostolischen Stuhles über die Kirchen von Illyrien.

10. Das Concilium, welches Bonifacius versammelte, bestand aus vier Bischöfen, wovon einer aus Thessalien, die drei andern aber aus Italien waren, ferner aus vierzig Priestern und vier Diaconen der römischen Kirche. Was darauf beschlossen und entschieden worden, wissen wir nicht; denn nur ein kleiner Theil der Verhandlungen der drei ersten Sitzungen ist auf uns gekommen; indessen weiß man doch, daß die Breven mehrerer Päbste*), so wie auch die Briefe einiger Kaiser, worin die unmittelbare Gerichtsbarkeit der römischen Kirche über die Kirchen Illyriens beurkundet, bestätiget und anerkannt war, in der dritten Sitzung vorgelesen wurden, und daß die versammelten Väter von den Rechten des apostolischen Stuhles auch nicht das Mindeste auf diesem Concilium vergeben haben.

11. Bald darauf starb Bonifacius nach einer Regierung von zwei Jahren und sechs und zwanzig Tagen.**) Er war der erste Pabst, welcher den Orden

*) Unter andern die beiden sehr merkwürdigen Schreiben des Pabstes Damasus an Acholius, Bischof von Thessalonich; ferner die auf diesen Gegenstand sich beziehenden Breven der Päbste Siricius, Innocenz, Bonifacius I., Cölestinus, Sixtus III., Leo des Großen und noch vieler andern mehr.

**) Einige Kirchengeschichtschreiber und unter diesen auch der Cardinal Baronius geben der Regierung Bonifacius II. nur eine Dauer von einem Jahre und einigen Tagen; die meisten übrigen aber, worunter auch Pagius und Mansius, sagen, daß er zwei Jahre und zwölf, nach Andern fünfzehn und nach wieder Andern sechs und zwanzig

des heiligen Benedikt's bestätigte; aber auch der erste unter den Päbsten, dessen weder in dem römischen Breviarium, noch in dem Märtyrerbuche erwähnt wird. Zu Ehren des heiligen Erzengels Michaels erbauete er eine prächtige, mit den kostbarsten Verzierungen ausgeschmückte Kirche; und zur Zeit einer drückenden Hungersnoth ließ er aus seinem eigenen Vermögen einen reichen Vorrath von Lebensmitteln aufkaufen und unentgeldlich unter die römische Geistlichkeit vertheilen.

12. Ueber die Aechtheit oder Unächtheit des Briefes, welchen Bonifacius II. an den Bischof Eulalius von Alexandrien geschrieben haben soll, wäre es überflüssig, ja wohl gar eine Versündigung an der kostbaren, so pfeilschnell dahinfliehenden Zeit, auch nur ein einziges Wort zu verlieren. Schon die mehr als gewöhnliches Maß haltende Absurdität des Inhalts desselben beweiset dessen Unächtheit. Der unbekannte Verfasser sagt darin, daß von Bonifacius I. und Coelestins I. Zeiten an, mithin auch zur Zeit des heiligen Augustinus, die afrikanische Kirche von der römischen getrennt gewesen und erst unter Bonifacius II. mit derselben wieder ausgesöhnt worden sey. — Verdient ein solches Gewäsch auch eine Widerlegung? Uebrigens haben die gelehrtesten Kritiker, Baronius, Binius, Alexander Natalis, Gravesan ꝛc. diesen Brief einstimmig für unterschoben erklärt und dessen Unächtheit handgreiflich erwiesen.

13. Zum Nachfolger des verstorbenen Pabstes

Tage regiert habe, so daß in Ansehung der Täge durchaus nichts mit Gewißheit bestimmt werden kann; ein Unglück, worüber, wie es uns deucht, die Leser höchst wahrscheinlich sich sehr leicht zu trösten wissen werden.

ward Johannes mit dem Beinamen Mercurius, ein geborner Römer, gewählt, und am 22. Jänner geweihet. Indessen war der Stuhl des heiligen Petrus diesmal doch drei bis vier Wochen unbesetzt geblieben; und da das Aergerniß des bei der letzten Pabstwahl entstandenen Schisma vorzüglich angesehenen und einflußreichen Laien zugeschrieben ward, so erließ der römische Senat, gleich in den ersten Tagen nach dem Hinscheiden des Bonifacius, ein sehr scharfes Gesetz gegen solche frevelhafte, nichts als Partheiungen und doppelte Pabstwahlen herbeiführende Umtriebe. Durch Cassiodors Einfluß bestätigte nachher König Athalarich dieses Gesetz auf alle folgende Zeiten, und setzte auch die Strafen darin fest, welche jene treffen sollten, die in Zukunft sich eines solchen Verbrechens wieder schuldig machen würden.

14. Bevor wir jetzt Rom wieder auf einige Augenblicke verlassen, müssen wir noch eines in jeder Hinsicht höchst merkwürdigen Mannes, nämlich des Dionysius mit dem Beinamen Exiguus oder der Kleine, in wenigen Worten erwähnen. Er war in Scythien gebürtig, lebte aber schon seit langer Zeit als Mönch und Priester in Rom; und sein Zeitgenosse, der berühmte Cassiodor, der ihn eben so sehr bewunderte und ehrte, als er ihn seines sanften und trefflichen Herzens wegen liebte, gibt uns einen sehr hohen Begriff sowohl von dem Geiste und der Gelehrsamkeit, als auch der Gottseligkeit und dem heiligen Wandel seines Freundes.

15. Da der österliche Cyclus des heiligen Cyrillus von Alexandrien mit dem Jahre 531 zu Ende gegangen war; so hatte Dionysius, von dem Bischofe Petronius dazu aufgefordert und ermuntert, einen neuen Cyclus von fünf und neunzig Jahren berechnet,

welcher sich an den nun abgelaufenen des heiligen Cyrillus anschloß. Bisher hatte man die Jahre berechnet und gezählet entweder nach den Jahren der römischen Consuls, oder nach der Regierung macedonischer Könige von Alexander dem Großen an, oder auch nach der lange anhaltenden, blutigen Christenverfolgung unter Kaiser Diocletian. *) Diese letztere Methode hatte auch der heilige Cyrillus befolgt. Aber Dionysius wollte nicht das Andenken an einen grausamen heidnischen Christenverfolger durch seinen Cyclus verewigen, oder wenigstens jeden Tag erneuern; er hielt es also für erhabener und des Charakters christlicher Völker würdiger, mit der Geburt unsers göttlichen Erlösers eine neue Aere zu beginnen, und nach diesem großen, das Antlitz der ganzen Erde erneuernden Ereigniß, in Zukunft die Jahre zu zählen und zu bestimmen. Nach seinem Namen ward sie Aera Dionysiana, oder auch vulgaris genannt. Nach ihr rechnen auch bis jetzt noch alle christlichen Völker; und dem Dionysius bleibt das Verdienst, der Erste gewesen zu seyn, welcher die auch heute zu Tage noch übliche christliche Jahrzahl berechnet hatte. **)

16. In die Sammlung der Canons oder den Codex, dessen sich die römische Kirche bediente, hatten sich, durch mangelhafte Uebersetzung mehrerer Canons im Oriente gehaltener Concilien, verschiedene

*) Ueberdieß bediente man sich auch noch anderer Zeitrechnungen; in Spanien z. B. der Aera Imperatoris Augusti, welche acht und dreißig Jahre vor der Geburt Christi ihren Anfang nahm.

**) Gelehrte Chronologen behaupten jedoch, daß Dionysius sich geirret und das Jahr der Geburt Jesu Christi um vier Jahre zu frühe angesetzt habe.

Fehler eingeschlichen. Dionysius unternahm es auf Ansuchen des Stephanus, Bischofes von Salona, eine neue, vermehrte und verbesserte Sammlung der Canons herauszugeben. Zu den Canons, welche in der von der Kirche früher schon gemachten Sammlung sich befanden, nahm Dionysius nun auch noch die sogenannten apostolischen Canons, deren er fünfzig angibt, in seine neue Sammlung auf; ingleichen auch ein und zwanzig Canons des Conciliums von Sardich, welchen die römische Kirche gleiche Autorität, wie jenen des nicänischen Conciliums gegeben hatte; und endlich noch hundert und acht und dreißig Canons der in Carthago und andern Orten Afrikas gehaltenen Concilien. Damit der Vollständigkeit dieser Sammlung nichts fehle, fügte Dionysius auch noch die Decretalen der Päbste hinzu, nämlich von Siricius bis auf Anastasius den Zweiten (385 bis 498). *)

17. Diese Sammlung des Dionysius ward von der römischen Kirche mit dem größten Beifalle aufgenommen; zu noch größerm Ansehen gelangte sie, als bald darauf auch die Kirchen Spaniens, Galliens und noch andere Kirchen des Abendlandes sie annahmen und sich ihrer bedienten. **) Pabst Nicolaus I. nannte

*) Zu der Dionysischen Decretalensammlung kamen nachher auch noch die Decrete anderer Päbste, nämlich des Hilarius, Simplicius, Felix, Symmachus, Hormisdas und Gregors II.

**) In Ansehung der Kirchen Galliens wird dies zwar von Marca fest und standhaft behauptet, jedoch von P. Sirmond und noch einigen andern in Zweifel gezogen. Indessen scheint es doch, daß man schon unter dem Pabste Johannes II. in der Sache des Contumeliosus, Bischofes von Riez in Gallien, sich der Dionysianischen Sammlung bedient habe. In Spanien blieb der Coder

sie einen vollständigen Codex juris canonici und Hadrian I. sandte sie Carl dem Großen, welcher alle Bischöfe seines Reiches darauf hinwies und ihnen befahl, darauf zu sehen, daß die darin enthaltenen Canons überall beobachtet würden.

18. Auch noch von verschiedenen andern kleinern Schriften ist Dionysius der Verfasser; und eine Uebersetzung der Lebensgeschichte des heiligen Pachomius, wie auch eine sehr gut gelungene Lobrede auf die jungfräuliche Mutter unsers Erlösers werden ihm ebenfalls zugeschrieben. — Dionysius war klein von Figur und ziemlich schwachem Gliederbau; aber Alles, was die Natur in Bildung seines Körpers ihm versagt hatte, ward ihm von ihr durch ihre schönsten geistigen Gaben tausendfältig wieder ersetzt. Er war vielleicht der gelehrteste Mann seiner Zeit, Philosoph, Mathematiker, Astronom, gründlicher Theolog und vor Andern mit der Gabe der Beredtsamkeit geschmückt. Der beiden Sprachen — damals eine ziemlich große

des Dionysius in Kraft, bis Martinus, Bischof von Braga, gegen das Jahr 570 eine neue, nachher von einem in der spanischen Provinz Gallicien gehaltenen Concilium, bestätigte Sammlung veranstaltete und herausgab. Bemerken müssen wir noch, daß ungefähr zwanzig Jahre nachher, nachdem die Sammlung des Dionysius erschienen war, Ferrandus, ein Diakon der Kirche von Carthago, ebenfalls eine Sammlung der Canons verfertigte. Dieselbe ist aber eigentlich nur ein Auszug aus den Canons, daher sie auch den Namen Breviatio Canonum führt. Ferrandus faßt alle, von verschiedenen Concilien gegebene, aber auf den nämlichen Gegenstand sich beziehende Canons unter einem Kapitel zusammen, gibt in wenigen Worten den Inhalt des Canons an, und bemerkt dann das Concilium, auf welchem derselbe war abgefaßt worden.

Seltenheit — war er so mächtig, daß er jedes griechisch geschriebene Buch gleich bei dem ersten Anblicke in zierlich lateinischer Sprache, und jedes lateinisch geschriebene in nicht minder schöner, griechischer Sprache abzulesen im Stande war. „Aber bei allen diesen Talenten und Kenntnissen," sagt Cassiodor, welcher ihn, als er gestorben war, schon völlig wie einen Heiligen verehrte *), „war Dionysius ein Mann ganz nach dem Herzen Gottes. Mit ungewöhnlichem Geiste verband er die größte Einfalt des Herzens, mit der glänzendsten Beredtsamkeit eine seltene Sparsamkeit in Worten und mit der größten Gelehrsamkeit eine solche Demuth, daß es ihm nie in Sinn kommen konnte, sich auch nur dem geringsten und niedrigsten Klosterbruder vorziehen zu wollen. Obschon er Christum stets in seiner Brust trug, entzog er sich doch nicht dem Umgange mit Weltleuten, und obgleich er öfters schöne Frauen sehen mußte, bewahrte er doch sein ganzes Leben hindurch seinen reinen, keuschen, jungfräulichen Sinn. Seine Geduld und Sanftmuth waren nicht zu erschöpfen, und bei den heftigsten Anfällen wüthender Gegner verleugnete sich doch nie die Milde seines Herzens. Ward er zu einem freundschaftlichen Gastmahle geladen, so erschien er dabei; beobachtete aber, sogar an einer mit den seltensten Gerichten besetzten Tafel, stets eine Mäßigkeit, die vielleicht noch strenger war, als selbst das Fasten in manchen Klöstern; und befand er sich in einer muntern, witzig und fröhlich scherzenden Gesellschaft, so tadelte er zwar nicht ihre Fröhlichkeit; aber während diese bisweilen in lautes Lachen ausbrach, sah man

Cassiod. Instit. div. Lit. c. 23.

*) „Interveniat pro nobis, qui nobiscum orare consueverat; ut cujus hic sumus oratione suffulti, ejus possumus nunc meritis adjuvari."

über seine ehrwürdigen Wangen einige Thränen herabrollen." *)

---

*) Endlich setzt Cassiodor noch hinzu: „Unde summum genus aestimo patientiae, inter humanas esse delicias et abstinentiae custodire mensuram." — Mit Recht bewundern wir heiliger Mönche und Einsiedler höhere Tugenden und deren ganz in Gott ruhendes Leben; aber in ihren stillen Zellen und heiligen Einöden, wohin sie Gottes erbarmende Güte geführt hatte, befanden sie sich wie in einem wohlbefestigten, gegen alle Stürme des Weltlebens gesicherten Hafen; nur gleichsam wie aus weiter Ferne hörten sie das Brausen der tobenden Wellen; das dumpfe Getös konnte nicht das Gleichgewicht ihrer Seele, nicht den Frieden ihres Herzens stören. — — Aber wie ganz anders verhält es sich mit jenen, die, obschon glühend von gleichem heiligen Verlangen, dennoch durch die unwiderstehliche Macht zeitlicher Verhältnisse, gleichsam mit demantenen Ketten an die Welt, oder vielmehr an die Erde sich angeschmiedet fühlen. Wie unendlich schwer muß es ihnen nicht werden, unter dem Geräusche und dem Treiben der Welt und unter den zahllosen, von allen Seiten sie umgaukelnden illusorischen Gestalten, jene Einfalt des Herzens, die nur Gott und durchaus nichts als nur Gott will, und jene Lauterkeit des Sinnes, die Alles nur wegen Gott und in Beziehung auf Gott thut, denkt und empfindet, stets rein und unbefleckt zu erhalten; besonders wenn Alles, was sie berührt, und alle Erscheinungen, die sie umgeben, mit des Menschen natürlichen Schwachheiten und einem ganzen Heere kleinlicher, Geist und Herz verengenden, irdischen Sorgen, in einen verrätherischen Bund treten, um der Seele stets ihre Flügel zu falten, und jeden höhern geistigen Aufschwung zu verhindern! — — Gewiß, wer, wie Dionysius der Kleine, mitten in der Welt, dennoch aus der Welt eine Einöde für sich zu machen, und in dem Getümmel von Menschen, wohin ihn Beruf und Verhältnisse führen, dennoch in sich selbst verschlossen und stets einsam zu seyn vermag; der hat wahrhaftig Großes gethan, oder vielmehr, große Kraft Gottes hat sich an ihm bewährt.

Dionysius gehört zu den ausgezeichneten kirchlichen Schriftstellern; er starb gegen das Jahr 5[illegible], oder wenigstens bald nachher.

XX.

1. Im Morgenlande störte ketzerisches Gezänk wieder den Frieden nicht nur einiger Kirchen und Städte, sondern auch vieler, sonst so stiller, bloß Bußübungen und heiligen Betrachtungen geweiheten Klöster und Lauren. Aber am allergrößten war die Verwirrung in Alexandrien. Noch immer saß hier der eutychianische Bischof Thimoteus auf dem Stuhle des heiligen Marcus; noch immer waren hier die Eutychianer die herrschende und zahlreichste Parthei; aber, mit sich selbst zerfallen, bildeten sie jetzt drei besondere, sich wüthend mit einander herumzankende Sekten. Severus, ehemaliger Afterpatriarch von Antiochien, hatte sich, wie wir im vorigen Bande schon erzählt haben, zu Thimoteus nach Alexandrien geflüchtet; aber theils dahin, theils nach Aegypten überhaupt, waren bald nach ihm noch mehrere andere schismatische Bischöfe und unter diesen auch Julianus von Halicarnaß gekommen. Anfänglich lebten sie mit einander in Friede, aber diesem machten theologische Streitigkeiten nun bald auf immer ein Ende.

Gesch. R. J. B. 18. XXXVII. §. 10 und 11. XXXIX. §. 7 und 8. XLII. §. 10.

2. Von einem Mönche war dem Severus die Frage vorgelegt worden, ob man sagen müsse, der Leib Jesu Christi sey der Zerstörung unterworfen gewesen. Severus bejahete diese Frage; denn, sagte er, nimmt man das Gegentheil an, so gibt man ja Christus keinen wirklichen, sondern nur einen imaginären Leib, und eine nothwendige Folge davon ist, daß man alsdann auch in die Ketzerei der Manichäer

Liber. Brev. c. 19.

stellen und mit diesen behaupten muß, Christus habe nicht in der Wirklichkeit, sondern blos dem Scheine nach gelitten.

3. Aber die nämliche Frage ward auch dem Julianus von Halicarnaß vorgelegt, und dieser entschied sie ganz im Gegensatze der von Severus gegebenen Entscheidung; denn, erwiederte jetzt dieser, nehmen wir an, daß der Leib Jesu Christi der Zerstörung unterworfen gewesen sey; so machen wir ja einen Unterschied zwischen dem Leibe und dem Fleische gewordenen Wort, und wir erkennen auf diese Weise zwei Naturen in Christo; aber wenn dieß ist; zu welchem Zwecke bekämpfen und verwerfen wir alsdann die Beschlüsse des Conciliums von Chalcedon?

4. Daß beide Theile sich nicht mit einander vereinigen konnten; daß bei der Heftigkeit des Streites die Gemüther sich immer mehr erbitterten, die Afterbischöfe daher in ihren polemischen Schriften sich gegenseitig wacker schmäheten und lästerten, und daß endlich die Köpfe der leichtsinnigen Alexandriner, welche diese Schriften gierig verschlangen, nur noch mehr verwirrt wurden: Alles dieß ist ganz natürlich und versteht sich von selbst. Alexandrien war nun in zwei eutychianische Partheien oder Sekten getheilt. Die Anhänger des Severus hieß man Corrupticolen, daß heißt, Anbeter des Zerstörbaren, jene aber, welche dem Julianus anhingen, die Unverweslichen, oder Phantasiasten. Thimotheus wollte es mit keiner der beiden Partheien verderben und begünstigte daher bald die eine, bald die andere Sekte; aber dieß verdroß einen Diacon seiner Kirche so sehr, daß derselbe — er hieß Themistius — sich von der Kirchengemeinschaft seines Patriarchen lossagte und das Haupt einer besondern, dritten Parthei wurde.

5. Indessen ward der Lärm bald so groß, daß die weltliche Obrigkeit davon Kenntniß nehmen mußte. Der Statthalter berichtete an den Kaiser, und Justinian, um die Sache auf dem kürzesten Wege zu beendigen, beschloß, entweder den Patriarchen von Alexandrien von seiner Kirche zu verjagen, oder ihn zu zwingen, sich dem Concilium von Chalcedon zu unterwerfen. Thimotheus erhielt also Befehl, sich ungesäumt nach Constantinopel zu verfügen; aber er starb, während er mit den Anstalten zu seiner Abreise beschäftiget war. Achtzehn Jahre hatte Thimotheus der Kirche von Alexandrien vorgestanden, das heißt, ein Blinder hatte Blinde achtzehn Jahre in Nacht und Nebel herumgeführt.

6. Durch den Tod des Thimotheus erhielt jedoch der unruhige Geist der Alexandriner nur wieder neue Nahrung. Jede der drei Sekten suchte einen aus ihrer Mitte auf den bischöflichen Stuhl zu erheben. Die zwei vorzüglichsten Competenten waren Theodosius, ein Schüler des Severus, und Gajanus, ein Anhänger des Julianus. Theodosius hatte den größten Theil der Geistlichkeit, Gajanus die Mönche und das Volk auf seiner Seite. Aber die Kaiserin Theodora war in ihrem Herzen eine geheime Eutychianerin; wo sie konnte, begünstigte sie diese Sekte im Stillen, jedoch unter den Partheien, in welche diese sich getrennt hatte, vorzüglich jene, welche dem Severus anhing. Auf Betrieb eines Kämmerlings der Kaiserin, Namens Calotychius, wurde also Theodosius späte am Abend, mit Hülfe des Präfekts von Aegypten und des Dux Aristomachus, in der Cathedralkirche zum Bischofe geweihet. Als das Volk und die Mönche sahen, daß man sie von der Wahl ausgeschlossen habe, rotteten sie sich in zahlreichen Haufen zusammen, drangen in die Kirche, jagten den Theodosius fort,

und setzten den Gajanus auf den bischöflichen Stuhl.

7. Obschon Gajan den bei weitem größten Theil des Volkes, alle reichen und angesehenen Einwohner, sämmtliche Zünfte der Bürgerschaft und selbst die Soldaten und den ganzen Adel in der Provinz auf seiner Seite hatte, konnte er sich dennoch nur drei Monate auf seinen bischöflichen Stuhle behaupten; denn als Theodora, was vorgefallen war, erfahren hatte, schickte sie im Namen des Kaisers den Kämmerling Narses nach Alexandrien, mit dem Befehle, den Theodosius, weil zuerst erwählt und geweihet, in seine Würde wieder einzusetzen und mit Militärgewalt darin zu schützen. Gajan wurde verbannt, zuerst nach Carthago, dann nach Sardinien. Was ferner aus ihm geworden ist, weiß man nicht.

8. Aber auch Theodosius ward bald gezwungen, wieder weiters zu wandern. Kein Mensch wollte mit ihm in Kirchengemeinschaft treten. Als man die Einwohner mit Gewalt dazu zwingen wollte, kam es zwischen ihnen und den Soldaten des Narses oft zu sehr blutigen Auftritten. Auch die Frauen nahmen daran Antheil, und warfen von den Dächern ihrer Häuser alles, was ihnen unter die Hände kam, auf die Soldaten des Narses herab; von beiden Theilen wurden stets mehrere verwundet und einige getödtet. Endlich bangte es dem Theodosius für sein eigenes Leben. Er ging also nach Constantinopel, um dort bei seiner großen und mächtigen Gönnerin Hülfe zu suchen. Theodora nahm ihn sehr wohlwollend auf, und um ihm auch ihren Gemahl günstig zu machen, versicherte sie diesen, Theodosius werde gewiß noch sich zu dem Concilium von Chalcedon bekennen. Aber Justinian forderte überzeugende Beweise. Man drang

zu Theodosius, daß er in Ansehung des Conciliums sich bestimmt erklären möchte; und da er sich weigerte, sich den Beschlüssen desselben zu unterwerfen; so ließ ihm der Kaiser befehlen, Constantinopel auf der Stelle zu verlassen, und auf sechs Meilen sich dem Hoflager nicht mehr zu nähern.

9. Auch in Antiochien gab es noch eine Menge Eutychianer, die größtentheils dem Severus anhingen. Da diese Parthei sehr zahlreich war, und viele der reichsten und angesehensten Einwohner sich unter ihr befanden; so war, besonders bei den damaligen kritischen Verhältnissen mit Persien, von den unruhigen, unternehmenden und einem streng-orthodoxen Kaiser abholden Gemüthern das Aeußerste zu befürchten. Eine vollkommene Vereinigung der Severianer mit den Katholiken lag also eben so sehr in dem Interesse des Staates, wie in jenem der Kirche. Um diesen Zweck zu erreichen, hielt Justinian eine Conferenz zwischen einer gleichen Anzahl katholischer und Severianischer Bischöfe für das sicherste und kürzeste Mittel.

10. Von beiden Theilen wurden also sechs Bischöfe von dem Kaiser nach Constantinopel berufen. Katholischer Seits waren es die Bischöfe Hypacius von Ephesus, Johann von Besina, Innocenz von Maronia, Stephanus von Seleucien, Antonius von Trebizond und Demetrius von Philippi; von den Severianern: Sergius von Cyrrhus, Thomas von Germanicien, Philoxenes von Dulichium, Petrus von Theodosiopolis, Johann von Constantine und Nonus von Ceresina. Justinian zeigte ungemeine Mäßigung. Bevor die Conferenzen ihren Anfang nahmen, ließ er die katholischen Bischöfe vor sich kommen, und bat sie in wahrhaft rührenden Ausdrücken;

Baron. Ann. 532. §. 31—56.

daß sie der Irrenden schonen, deren Einwürfe gelassen anhören, dieselben ruhig widerlegen, und so durch Belehrung und sanfte Behandlung die bis jetzt von der Kirche Getrennten wieder mit derselben vereinigen möchten. Die Ketzer, sagte der Kaiser, an sich zänkisch und streitsüchtig, lassen sich bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich von ihrer Hitze und ihrem überwallenden Blute über alle Schranken des Anstandes hinwegreißen. Sollte nun, wie er wohl vermuthe, dieses jetzt wieder der Fall seyn; so möchten sie dem Zorne derselben Ruhe und Besonnenheit, und ihren Schmähungen nichts als Sanftmuth und christliche Liebe entgegensetzen. Um jeden Schein eines äussern Zwanges zu vermeiden, wollte Justinian bei den Conferenzen, welche in einem Saale des kaiserlichen Palastes gehalten wurden, in eigener Person nicht gegenwärtig seyn, befahl aber den Patricier Strategis, seine Stelle zu vertreten und für Ruhe und Ordnung und Beobachtung geziemenden Anstandes zu sorgen.

11. Es wurden drei Sitzungen gehalten. Die Gegenstände, worüber man stritt, waren: die Aechtheit oder Unächtheit des zweiten Ephesinischen Conciliums, ferner die Unfehlbarkeit jenes von Chalcedon und endlich die zwei Naturen in Christo. Hypacius von Ephesus führte größtentheils im Namen der katholischen Bischöfe das Wort. Er sprach trefflich, mit ungemeiner Klarheit und Bestimmtheit; und seiner siegenden Logik vermochten die Gegner nicht zu widerstehen; einigemal mußten sie gänzlich verstummen, da er ihnen klar bewies, daß sie mit ihren Behauptungen in einen offenbaren Widerspruch mit sich selbst verfielen. So z. B. waren sie gezwungen gewesen, einzugestehen, daß Eutyches ein Irrlehrer war, und behaupteten doch auf der andern Seite die Aechtheit des zweiten Ephesinischen Conciliums, und die Nothwen-

digkeit, dessen Beschlüsse zu befolgen. Aber, sagte ihnen Hypacius, wenn Eutyches ein Irrlehrer war, warum hat denn das Concilium von Ephesus seine Lehre gut geheißen, ihn selbst von der Excommunication losgesprochen, in Kirchengemeinschaft ihn wieder aufgenommen? Ein sprechender Beweis, daß nicht der Geist Gottes, sondern der Geist des Wahnes und der Häresie dieses Concilium leitete, daß es offenbar ein Afterconcilium war, auf welchem die darauf versammelten Bischöfe, von einer gottlosen Rotte unterdrückt und ihrer Stimmfreiheit beraubt, ihrer innern Ueberzeugung nicht folgen durften, und daher die darauf genommenen Beschlüsse nicht die Meinung der Bischöfe, sondern blos die von frecher Willkühr diktirten Entscheidungen einer schwachen, aber desto ruchlosern und von dem weltlichen Arme gesetzwidrig unterstützten Faktion gewesen waren; woraus nun von selbst folgt, daß ein zweites, oecumenisches Concilium durchaus nothwendig war, um jenes Afterconcilium vor den Augen der Christenheit zu entlarven, und dessen Verbrechen auf canonischem Wege wieder gut zu machen. Die Severianer wußten hierauf nichts zu erwiedern, und gestanden selbst die Nothwendigkeit eines zweiten Conciliums ein; aber, sagten sie jetzt, auch das Concilium von Chalcedon ist in Irrthum gerathen, indem es zwei Naturen in Christo lehrte, eine Lehre, welche bis dahin noch nicht die Lehre der Kirche war. Sie führten Texte aus verschiedenen heiligen Vätern an, worauf, wie sie wähnten, ihre Behauptung gegründet wäre. Hypatius zeigte ihnen, daß sie theils den wahren Sinn dieser Stellen nicht verstünden, theils sich auf Schriften beriefen, welche allgemein als unächt und falsch verworfen würden, wie z. B. jene des Gregor's des Wunderthäters und des heiligen Dionysius des Aëropagiten, welche offen-

bar von Appollinaristen diesen Heiligen wären untergeschoben worden.

12. Endlich kam auch die Rede auf den Brief des Ibas an Maris, und die Schriften des Theodorets gegen den heiligen Cyrillus. Die Severianer beschwerten sich darüber, daß Ibas und Theodoret von dem Concilium wieder wären aufgenommen worden, und wollten daraus einen Grund zu dessen Verwerfung herleiten. Mit großer Gegenwart des Geistes und vieler Besonnenheit antwortete ihnen Hypacius, daß es jetzt nicht an der Zeit wäre, den Brief des Ibas oder Theodorets Schriften zu untersuchen; sie wären hier, um das Concilium von Chalcedon, nicht aber das zu vertheidigen, was der Eine oder der Andere geschrieben haben könnte. Beide wären von dem Concilium aufgenommen worden, weil sie dem Nestorius das Anathema gesprochen hätten. „Wie," setzte Hypacius am Ende noch hinzu, „weil Eusebius von Nicomedien und Theognis von Nicäa dem Scheine nach die „Beschlüsse des Nicänischen Conciliums unterschrieben, „aber nachher den Arianismus offenkundig unterstützt „haben, sollten wir jetzt das ganze Concilium von „Nicäa verwerfen?" — Diese Antwort war erschöpfend, auch schien sie den Severianern vollkommen zu genügen.

13. Bei der dritten Sitzung war, in Begleitung des Patriarchen Epiphanius und des ganzen Senats, der Kaiser selbst gegenwärtig. Er ermahnte in einer pathetischen Rede die Severianischen Bischöfe, die Spaltung in der Kirche nicht länger zu unterhalten, auf den Weg der Wahrheit zurückzukehren und mit den Katholiken sich wieder zu vereinigen. Aber weder die bereitete Gelehrsamkeit des würdigen Bischofes von Ephesus, noch Justinian's fromme Ermahnungen

konnten den Starrsinn der Severianer beugen, und die Conferenz, von welcher der Kaiser sich so vieles versprochen hatte, führte kein anderes Resultat herbei, als welches alle ähnliche Conferenzen bisher hatten, und wahrscheinlich auch in Zukunft noch haben werden. Nur der einzige Philoxenes von Dulichium vereinigte sich wieder mit der Kirche und erklärte, daß die mit den katholischen Bischöfen gepflogenen Conferenzen ihn vollkommen von seinem bisherigen Irrthume überzeugt hätten.

14. Indessen muß man doch gestehen, daß diese Unterredungen nicht völlig fruchtlos blieben. Die Severianischen Bischöfe waren mit einem ziemlich zahlreichen Gefolge ihnen anhangender Mönche und Geistlichen nach Constantinopel gekommen. Diese hatten den Conferenzen beigewohnt, und vielen davon war es jetzt wie Schuppen von den Augen gefallen; sie bereueten ihre bisherige Verblendung, und bekannten sich nun wieder mit Mund und Herz zur allgemeinen Kirche. Einige davon machten sogar öffentlich ihren Bischöfen Vorwürfe, sie anklagend, daß sie nicht nur sie selbst getäuscht, sondern auch andere zu täuschen sie noch verführt hätten; aber mit der Gnade Gottes, fügten sie hinzu, hofften sie bald alle jene, welche sie zum Abfalle vermocht hätten, wieder auf den Pfad der Wahrheit zurückzuführen. — Dieß ist das Wesentlichste des ziemlich berühmten, unter Kaiser Justinian zu Constantinopel gehaltenen Colloquiums. Von den Akten ist zwar nichts auf uns gekommen; aber in einem auf uns gekommenen Briefe des Bischofes Innocenz von Marona haben wir über Alles, was darauf vorging, darauf verhandelt und gesprochen ward, einen sehr treuen umständlichen Bericht. — Gewöhnlich setzt man diese Conferenz in das Jahr 532.

15. Bei allen, in den morgenländischen Kirchen bisher entstandenen Ketzereien und Streitigkeiten, hatten morgenländische Mönche gewöhnlich eine, oft ziemlich geräuschvolle Rolle gespielt. Jetzt fiel es auch den Acemeten von Constantinopel ein, ebenfalls ihre Stimmen, und zwar unter ganz eigener, nur ihnen zustehender Firma, zu erheben und wo möglich neue Verwirrungen in der Kirche herbeizuführen. Sie behaupteten nämlich, es sey eine Irrlehre, wenn man sage: Einer aus der allerheiligsten Dreifaltigkeit hat gelitten und ist gekreuziget worden; auch dürfe man die Mutter Jesu nicht Mutter Gottes nennen. Von dem römischen Stuhle verlangten sie hierüber eine Entscheidung, und sandten aus ihrer Mitte einige Deputirte, deren Wortführer ebenfalls zwei Mönche aus ihrem Kloster, Namens Cyrus und Eulogius, waren, nach Rom.

Sacr. hist. t. II. p. 274.

16. Als Justinianus dieses erfuhr, ordnete er auch seiner Seits die Bischöfe Hypacius von Ephesus und Demetrius von Philippi nach Rom. Er gab ihnen einen Brief an den Pabst Johannes II. mit, welchem er auch sein Glaubensbekenntniß, nebst einigen sehr kostbaren Geschenken für die Peterskirche sandte. Sie bestanden in einem goldenen, mit den edelsten Steinen besetzten Gefäße, vier silbernen Kelchen und eben so viel reich in Gold gestickten Kelchtüchern.

17. Das kaiserliche Schreiben an den Pabst macht dem Andenken Justinian's wahrhaft Ehre, und er verdient durch dasselbe, so wie durch eine andere Verordnung, welche er ungefähr eilf Tage nachher an den Patriarchen Epiphanius von Constantinopel erließ, von der ganzen christlichen Nachwelt das größte, ihm mit Recht gebührende Lob. In dem erstern erklärt

sich der Kaiser in den bestimmtesten, unumwundensten Ausdrücken, über den hohen Vorrang des apostolischen Stuhles über alle Stühle der Welt; spricht in den ehrerbietigsten Worten zu dem Pabste, nennt ihn seinen Vater, den Vater der gesammten Christenheit, und erkennt Kirchengemeinschaft mit dem römischen Stuhle für das sicherste und untrüglichste Zeichen der Rechtgläubigkeit. In der an den Patriarchen Epiphanius gerichteten Constitution nennt Justinian den Pabst das Oberhaupt aller Bischöfe; und legt das für den römischen Stuhl so ehrenvolle Zeugniß ab, daß, so oft noch in den morgenländischen Kirchen Streitigkeiten oder Ketzereien sich erhoben hätten, diese stets durch das hervorragende Ansehen des römischen Stuhles wären entschieden oder völlig darnieder gedrückt worden. *)

Mans. Coll. Conc. t. 8 p. 795.

Just. Cod. l. 7.

---

*) Einige protestantische Schriftsteller haben einen Versuch gemacht, die Authenticität dieser beiden merkwürdigen Aktenstücke in Zweifel zu ziehen; aber dieses Unternehmen fand selbst bei den Gelehrten ihrer Glaubensgenossen keinen Beifall; denn Justinian nahm das Antwortschreiben des Pabstes Johannes, aus welchem die Aechtheit seines eigenen Schreibens an diesen Pabst ganz klar hervorgeht, so wie auch die an den Patriarchen gerichtete Verordnung in seinen Codex auf, dessen Authenticität zu bezweifeln, doch gewiß niemand einfallen wird. Andere protestantische Commentatoren machten es daher klüger; sie ließen nämlich die Aechtheit dieser Aktenstücke unangefochten, ließen aber daraus alle jene Stellen hinweg, welche ihren Augen zu große Schmerzen machten. Auf diese Weise leugneten sie nicht gerade zu das Daseyn dieser Texte, sondern betrachteten sie blos als ganz unbedeutende, außerwesentliche Dinge, vermuthlich blos als irrige Ansichten des Kaisers und seines Jahrhunderts, welches jedoch seit Einführung des Christenthums erst das sechste war, und dessen Ansichten mit jenen aller frühern Jahrhunderte im vollkommensten Einklange standen. Indessen paßt dieses vollkommen zur

18. Wie zu jeder Zeit und noch jeder, der nach Rom kam, liebvolle Aufnahme allda gefunden, fanden solche auch jetzt die Mönche von Constantinopel. Der Pabst behielt sie über ein Jahr bei sich in Rom, erwies ihnen ungemein viele Liebe und suchte mit aller nur möglichen Geduld und Langmuth sie über ihren Irrthum zu belehren. Da sie aber demungeachtet in ihrem Starrsinne beharreten, so sprach er ihnen endlich das Urtheil und schloß sie von seiner Kirchengemeinschaft aus. Johannes beantwortete hierauf das kaiserliche Schreiben. In seinem Briefe erklärt der Pabst des Kaisers ihm geschickte Glaubensbekenntniß für rechtgläubig und mit der Lehre der Kirche vollkommen übereinstimmend. Er billiget und sanktionirt die von Justinian mit Zuziehung der Bischöfe gegen die Irrlehrer und deren Anhänger erlassenen Edikte, und dankt dem Kaiser, daß er nicht nur selbst, dem Ausspruche Jesu gemäß, das Ansehen und die Macht des apostolischen Stuhles erkenne und ehre; sondern auch dafür sorge, daß es von allen Kirchen und der gesammten rechtgläubigen Christenheit erkannt und geehrt würde. Am Ende des päbstlichen Schreibens meldet Johannes dem Justinian, daß er die Acemeten-Mönche, weil sie von ihrem Irrthume nicht hätten ablassen wollen, mit dem Banne belegt habe, bittet ihn jedoch, dieselben, wenn sie ihre Verirrungen bereuen würden, mit Nachsicht und Milde zu behandeln.

Mans. Coll. Conc. t. 8. p. 797.

19. Wie es scheint, war es bei Gelegenheit eben dieser von den Mönchen in Constantinopel erhobenen

---

neuesten Methode die Geschichte philosophisch zu behandeln; sie darf dann nicht mehr erzählen, was geschehen ist, sondern blos, was die Herren wollen, daß geschehen seyn soll.

Streitfrage, daß Anatolius, ein Diacon der römischen Kirche an Ferrandus, einen der vorzüglichsten Schüler des heiligen Fulgentius schrieb und ihn über den Ausdruck: „Einer der heiligen Dreieinigkeit hat gelitten," um seine Meinung befragte. Ferrandus billigte den Ausdruck, jedoch in der Voraussetzung, daß man vorher die Lehre der Kirche von der heiligen Dreifaltigkeit und der Menschwerdung vollständig und deutlich entwickelt habe; auch äußerte er den Wunsch, daß man stets den Zusatz beifügen möge: „im Fleische gelitten." In dem nämlichen Sinne schrieb über diesen Gegenstand Ferrandus auch an einen berühmten Scholastiker, das heißt Rechtsgelehrten, Namens Severus, rathet ihm aber am Ende seines Briefes, vor Allem den Pabst darüber zu befragen.

20. Da so eben von einem Schüler des heiligen Fulgentius die Rede war; so wird es nicht unschicklich seyn, auch über diesen Heiligen, von dem schon in dem vorigen Bande Erwähnung geschah, hier noch einige Worte beizufügen. — Unstreitig würden Anatolius, Severus und die Uebrigen sich mit ihren Fragen lieber an den Heiligen selbst, als an dessen Schüler gewendet haben; aber leider! war kurz vorher, ehe die Mönche von Constantinopel nach Rom kamen, Fulgentius im Anfange des nämlichen Jahres gestorben. Ungefähr ein Jahr vor seinem Tode hatte er heimlich seine Kirche und sein Kloster verlassen und sich auf einen Felsen in der kleinen Insel Circine, nahe bei dem, von ihm dort erbauten Kloster, zurückgezogen. Niemand wußte, wohin er gegangen war; denn von der Welt völlig getrennt, von Niemand gestört und von keinem Auge, als von dem Auge des Ewigen erblickt, wollte Fulgentius hier die wenigen Tage, welche ihm bis zu seinem Tode, von dem er

ein Vorgefühl hatte, noch übrig waren, im ununterbrochenen Umgange mit seinem Gott durchleben. Noch strenger als vorher wurden jetzt seine Abtödtungen, noch reichlicher als sonst flossen seine Thränen und noch länger und inbrünstiger als vorhin beharrte er jetzt im Gebete. Indessen entdeckte bald die Liebe seiner Geistlichkeit, seiner Mönche und Schüler den Aufenthalt ihres von ihnen so hoch verehrten Vaters. Ihren vereinten Bitten vermochte Fulgentius nicht zu widerstehen; er ging mit ihnen wieder zu seiner Kirche und in sein Kloster zurück.

21. Aber das Vorgefühl seines nahenden Todes ward ihm jetzt zur Gewißheit; und er war kaum einige Wochen wieder in Ruspa, als er von einer äußerst gefährlichen Krankheit ergriffen ward. Länger als zwei Monate duldete der Heilige beinahe ununterbrochen die heftigsten Schmerzen; aber kein Ton der Klage entfuhr seinem Mund; das Einzige, was er sagte und den Tag unzähligemal wiederholte, war: „Herr! gib mir jetzt die Gnade der Geduld und verzeihe mir nachher meine Fehlen." Als der entscheidende, oft selbst dem Gerechten furchtbare Augenblick heranrückte, versammelte er alle seine Geistlichen und Mönche bei seinem Sterblager, und bat sie sämmtlich um Verzeihung, wenn er allenfalls zu viele Werke der Buße ihnen auferlegt, allenfalls mit zu großer Strenge sie behandelt hätte. Was an Geld ihm übrig war, vertheilte er unter arme Wittwen, Waisen und dürftige Geistlichen. Er selbst unterzog sich noch diesem Geschäfte, kannte und nannte alle Armen und Dürftigen bei ihren Namen und behielt bis zum letzten Augenblick den vollen Gebrauch seiner Sinne wie seines Verstandes. Sanft in dem Herrn entschlief endlich Fulgentius am ersten Jänner 533, im fünf und zwanzigsten Jahre seines bischöflichen Amtes und

Vit. S. Fulgent. c. 29.

im fünf und sechzigsten seines Lebens. Von der Lebensbeschreibung, die wir von ihm haben, nennt man gewöhnlich seinen Schüler Ferrandus als den Verfasser; aber wie es scheint, ohne hinreichenden Grund; denn es ergibt sich aus dem Leben des Heiligen, daß der, welcher es geschrieben, ihn auch auf allen seinen Wanderungen und Reisen begleitet hat, welches jedoch, wie man weiß, von Ferrandus nicht gesagt werden kann.

22. Der heilige Fulgentius gehört zu den ausgezeichneten kirchlichen Schriftstellern. Von einigen seiner Werke sind jedoch blos Fragmente auf uns gekommen. Die vorzüglichsten seiner Schriften sind: 1. Drei Bücher an Monimus — Fulgentius erklärt in denselben seinem Freunde die Lehre des h. Augustinus über die Vorherbestimmung. 2. Ein Buch gegen die Arianer, in welchem zehn von denselben in Betreff der Gottheit Jesu gemachte Einwürfe von dem Heiligen beantwortet und widerlegt werden. 3. Ueber den nämlichen Gegenstand drei Bücher an den König Trasamund. In dem dritten verbreitet sich Fulgentius vorzüglich über den Lehrbegriff der Kirche von der Menschwerdung Jesu. 4. Zwei Bücher über die Vergebung der Sünden. 5. Drei Bücher über die Vorherbestimmung und Gnade Gottes. 6. Ein Buch über den Glauben. 7. Ein Buch über die Frage, ob der h. Geist blos von dem Vater, oder von dem Vater und Sohne ausgehe. Dieses letztere Buch ist jedoch verloren gegangen; so wie auch von vielen seiner Homelien und Briefe nur ein kleiner Theil auf uns gekommen ist.*)

Ceill. Hist. d. Aut. sac. t. 16. art. 2. p. 18.

---

*) Aber gerade diejenigen, welche sich erhalten haben, wie z. B. des heiligen Fulgentius salbungsvolles Schreiben an Proba und Galla, machen, daß wir den Verlust

der übrigen nur desto schmerzhafter empfinden. Proba und Galla waren zwei vornehme römische Damen, Töchter des Consuls Symmachus. Beide waren jung, schön und reich und doch entschlossen, die eine in den Stand Gott geweiheter Jungfrauen zu treten, und die andere, die sehr frühzeitig und nachdem sie kaum ein Jahr war verheirathet gewesen, ihren Gatten verloren hatte, für ihr ganzes übrige Leben den Schleier heiliger Wittwen zu wählen. In einem eben so rührenden als belehrenden Schreiben kräftiget der heilige Fulgentius beide junge Frauen in ihren frommen Gesinnungen, und freuet sich mit heiliger Freude, daß sie jetzt schon, in dem Frühlinge ihres Lebens, entschlossen wären, der Welt auf immer einen Scheidebrief zu geben, um mit ungetheiltem Herzen sich in die Arme ihres himmlischen Bräutigams zu werfen. — — In jener Blüthenzeit des Lebens, wo die ganze Zukunft noch wie ein schöner Morgentraum der Seele vorschwebt; wo die Welt, besonders für jene, welche durch glänzende äußere Verhältnisse zu großen Ansprüchen auf dieselbe berechtiget werden, noch so viele verführerische Reize hat, wo endlich Jugend und Gesundheit auf uns, und Alles um uns her, nichts als Freude und Wonne verbreiten und jugendliche Lebensfülle die erwachenden Leidenschaften nur noch gefährlicher macht: in dieser so gefährlichen, weil oft für Zeit und Ewigkeit entscheidenden Periode, wo noch überdieß unsere Phantasie über alle Erscheinungen einen so verführerischen Zauber wirft, sich dennoch nicht von dem magischen Lichte der Welt blenden zu lassen, den ernsten Blick unverrückt nach dem Unsichtbaren zu richten, alles zu verlassen, um mit allen noch ungeschwächten Kräften des Geistes wie des Körpers sich ausschließlich dem Dienste Gottes zu weihen, und auf dem noch unbefleckt erhaltenen Altar seines Herzens sich seinem Gotte, wie ein Ihm zubereitetes Trankopfer gleichsam bis auf den letzten Tropfen auszugießen: dieß ist wahrhaftig und so gewiß, als das Evangelium nicht lügen kann, ein Werk, auf welches der Blick des Allsehenden mit vorzüglich erbarmendem Wohlgefallen herabschaut und welches Er daher auch einst mit mehr als verheißener Herrlichkeit krönen wird. Aber eben so

gewiß und unstreitig ist es auch, daß es nur ein sehr kleines und höchst dürftiges Opfer seyn möchte, entweder erst dann Gott sein Leben ausschließlich zu weihen, wenn schon der Abend desselben hereinbricht, alle Freuden der Welt verbleichen, ihre Illusionen nach und nach verschwinden, und bisweilen selbst das Gefühl sinkender Kraft das geöffnete Grab schon in nicht mehr allzuferner Perspektive zeigt; oder gar erst, wenn man, nach einer Reihe verunglückter, mühevoller Versuche sich an die Welt anzuschließen, sich von ihr zurückgestoßen sieht, und man folglich sich nicht von der Welt, sondern diese sich von uns zurückgezogen hat. Ein solches Opfer gleicht jenem des Kain, der die auserlesenen Früchte für sich behielt und nur die verkrüppelten, halb verfaulten dem Herrn zum Geschenke brachte. Welche unbegreifliche Thorheit, dergleichen wenige, hinfällige und doch nur durch besondere göttliche Gnade uns gleichsam abgedrungene Tage sehr hoch in Rechnung stellen zu wollen, oder gar von Selbstzufriedenheit sich beschleichen zu lassen und dann mit liebloser Strenge den noch in Banden der Welt verstrickten Bruder zu richten, gar in Gedanken sich über ihn zu erheben und mit grämlicher Bitterkeit dessen Fehler und Schwachheiten zu rügen, die doch blos an unsere eigenen, oft noch ungleich größern Verirrungen uns erinnern, und daher nur desto heißere Zähren der Reue unsern Augen entlocken sollten. Wohl verschmähet der Allgütige, der so vieles gibt und so wenig fordert, auch selbst das dürftigste, ärmlichste Opfer nicht; großen Lohn verheißt Er auch jenen, welche erst um die neunte Stunde in seine Dienste treten, und in seinem Weinberge arbeiten wollen; aber wenigstens muß dann die Arbeit auch unter reichlich fließenden Thränen wahrer Buße und aus der reinsten, innigsten Liebe zu Gott, deren untrügliches Merkmal stets warme Nächstenliebe ist, mit nie mehr ermüdender Anstrengung vollbracht werden. — Möchten doch Alle den Ruf des vom Geiste Gottes erleuchteten Predigers hören, ihn in ihrem Herzen bewegen und ja recht verstehen: „Mein Sohn! gib mir dein Herz in deiner Jugend, „bevor die bösen Tage kommen, und die Jahre hinzu„treten, wo du sprichst; sie gefallen mir nicht.“

23. Man nannte den heiligen Fulgentius den Augustinus seines Jahrhunderts. Er gab die Veranlassung, daß der bis dahin übliche Brauch, den neugetauften Kindern auch die heilige Eucharistie zu reichen, abgeschafft wurde; jedoch nicht in den morgenländischen Kirchen, sondern blos in jenen des Abendlandes, obgleich auch unter diesen einige waren, welche diesen Brauch ungefähr bis in das eilfte Jahrhundert noch beibehielten. — Das Andenken des Heiligen ehrt die Kirche am 1. Jänner.

24. Nach dem Tode des Fulgentius konnten die Geistlichkeit und das Volk sich über die Wahl eines neuen Bischofes nicht vereinigen; der Stuhl von Ruspa blieb demnach lange unbesetzt, bis endlich nach Jahresfrist der Priester Felicianus zum Nachfolger des heiligen Fulgentius gewählt ward und den bischöflichen Stuhl gerade am Jahrestage des Todes seines heiligen Vorfahrers bestieg.

25. Durch den Tod des größten Schülers des heiligen Euthymius, des heiligen Sabas nämlich, war ungefähr um die nämliche Zeit auch die morgenländische Kirche einer ihrer größten Zierden beraubt worden. Ein Jahr vor seinem Tode hatte der heilige, zwei oder drei und neunzigjährige Greis, auf Verlangen des Patriarchen Petrus von Jerusalem und der übrigen Bischöfe Palästina's noch einmal die für sein hohes Alter so beschwerliche Reise nach Constantinopel gemacht, um für die Bewohner Palästina's, obgleich der Kaiser ihnen zürnte, eine Verminderung der Steuern zu erbitten. Der Patriarch hatte dem Kaiser in einem Schreiben die baldige Ankunft des heiligen Sabas gemeldet, und Justinian, ungemein erfreut, einen Heiligen kennen zu lernen, von dessen

Rufe der ganze Orient erfüllt war, schickte ihm den Patriarchen Epiphanius, nebst noch zwei andern Bischöfen und einigen der vornehmsten Beamten seines Hofes mit den kaiserlichen Galeeren entgegen. Als Sabas dem Kaiser vorgestellt ward, glaubte dieser um das Haupt des ehrwürdigen, frommen Greises eine Licht-Krone strahlen zu sehen. Ergriffen von dieser Erscheinung und nun voll der größten Ehrfurcht gegen den Heiligen, warf Justinianus sich demselben zu Füßen, bat um seinen Segen und küßte ihn dann auf die Stirne. Nachdem er sich einige Zeit mit ihm unterhalten hatte, äußerte der Kaiser den Wunsch, daß er nun auch in das Gemach der Kaiserin gehen und dieser ebenfalls seinen Segen ertheilen möchte. Mit gleicher Ehrerbietung, wie Justinian, empfing auch Theodora den heiligen Sabas. Sie bat ihn, ihr von Gott einen Sohn zu erflehen. Aber der Heilige las in dem Herzen Theodoren's und erkannte darin, was sie jetzt noch ihres Gemahls wegen zu verheimlichen suchte. Statt also ihrem Begehren sich zu fügen, sagte er blos: „Gott, von dem alle Macht und Herrlichkeit herkömmt, wolle eure Herrschaft siegreich und in der Frömmigkeit und seiner heiligen Furcht erhalten“ — Theodora ward darüber ungemein betroffen, und einige Thränen, die sie vergoß, entdeckten den Begleitern des heiligen Sabas, wie schmerzhaft für ihr Herz sie diese unerwartete Antwort zu deuten wisse. — Als nachher die den Sabas begleitenden Mönche sich erkühnten, ihm Vorstellungen darüber zu machen, daß er das Verlangen der Kaiserin nicht erfüllt und dadurch das Herz dieser Fürstin so empfindlich verwundet habe, gab er ihnen zur Antwort: „Glaubt mir, die Kaiserin wird keinen Sohn gebären, weil das Kind mit der Muttermilch schon die Irrthümer des Severus einsaugen, und dann einst auf dem

Throne, noch ärger als selbst Anastasius, die Kirche betrüben und verwirren würde."

26. Alles, was der heilige Sabas für die Kirchen und Einwohner von Palästina begehrte, ward ihm von dem Kaiser mit zuvorkommender Bereitwilligkeit gewährt; auch auf der Stelle die diesfalls nöthigen Befehle, sowohl an den Patriarchen von Jerusalem als auch an die dahin einschlagenden weltlichen Behörden ausgefertiget. Endlich machte Justinian dem Heiligen auch noch eine ganz ungeheure Summe Geldes für dessen Klöster und Lauren in Palästina zum Geschenke; aber Sabas lehnte diese Gnade von sich ab, den Kaiser bittend, das Geld theils zur Erleichterung der, durch den letzten Aufruhr der Samaritaner verarmten christlichen Landleute, theils auch zur Wiederherstellung der von den Aufrührern niedergebrannten Kirchen und Erbauung eines Hospitals in Jerusalem für fremde Pilger zu verwenden. Justinian bewunderte die Uneigennützigkeit des heiligen Sabas, bewilligte ihm sogleich auch diese Bitte, und that am Ende noch mehr, als der Heilige begehrt hatte, denn er ließ in der Gegend, wo Sabas Lauren und Klöster lagen, einige kleine Festungen oder Forts errichten, um die frommen Mönche und Einsiedler gegen die dort herumstreifenden Sarazenen, von welchen sie bisweilen vieles hatten erdulden müssen, in Zukunft zu schützen.

27. Bei seiner Rückkunft in Palästina ward Sabas von der Geistlichkeit und dem Volke als der Schutzengel der Provinz begrüßt. Er ging zuerst nach Jerusalem, um noch einmal die heiligen Oerter zu besuchen und gleichsam von ihnen Abschied zu nehmen. Sein Aufenthalt in der Stadt war jedoch nur von kurzer Dauer. Nach dem geräuschvollen Leben

an einem, Alles an Glanz und Pracht übertreffenden Hofe, wohin ihn seine christliche Nächstenliebe und die zarte Theilnahme an dem harten Schicksale Palästina's geführt hatten, sehnte er sich nun wieder von ganzem Herzen nach seiner stillen, einsamen und dürftigen Laure zurück. Aber kaum war er allda angekommen, als er nach ein paar Tagen schon gefährlich erkrankte. Schnell verbreitete sich das Gerücht davon in der ganzen umliegenden Gegend. Der Patriarch Petrus kam von Jerusalem ihn zu besuchen. Als der Bischof die, selbst der nöthigsten Bequemlichkeit ermangelnde Hütte und das harte Lager des ehrwürdigen heiligen Greises sah, ward er bis zu Thränen gerührt. Er bat ihn, daß er ihm erlauben möchte, ihn auf einen Schlitten nach Jerusalem in die bischöfliche Wohnung bringen zu lassen, um dort der, seinem jetzigen Zustande so durchaus nöthigen Pflege zu genießen. Sabas glaubte, den Patriarchen für seine Liebe dankbar seyn zu müssen, und gestattete also, was derselbe verlangt hatte. Als er aber bald darauf eine göttliche Offenbarung hatte, daß er in wenigen Tagen sterben würde; so ging er in seine Laure wieder zurück, ließ die Einsiedler und Mönche zu sich kommen, ernannte den Melitas von Berytus zu ihrem künftigen Abt, und ermahnte sie, die Ueberlieferungen der Klöster, das heißt, die von ihm darin eingeführte Regel und Ordnung auch nach seinem Tode noch unverbrüchlich zu beobachten. Von jetzt an wollte er Niemand mehr sehen, nahm auch keine Nahrung mehr zu sich; am vierten Tage gegen Abend empfing er das allerheiligste Sakrament, worauf er wenige Minuten nachher mit der verklärten Miene eines Heiligen verschied.

28. Der heilige Sabas erreichte ein Alter von vier und neunzig Jahren, von welchen er sechs und

siebenzig, unter den strengsten Bußübungen, einzig und allein Gott dienend, theils in klösterlicher Abgeschiedenheit, theils in völliger Einsamkeit in Wüsten und Einöden durchlebt hatte. Nie verließ er sein Kloster oder seine Laure, als blos wenn Gott ihm Werke der Liebe auferlegte, oder die bedrängte Kirche seines Rathes, seiner Hülfe oder Gegenwart bedurfte. Wie in seinem Leben ward er auch nach seinem Tode noch von Gott durch viele, an seinem Grabe geschehene Wunder vor der Welt verherrlichet. Eine nähere Anzeige davon findet man in der, von dem Mönche Cyrillus mit der größten Treue und hervorleuchtender Wahrheitsliebe verfertigten Lebensbeschreibung. — Der Heilige starb am 5. December des Jahres 532, und an dem nämlichen Tage wird auch jetzt noch das Andenken desselben von der lateinischen wie von der griechischen Kirche gefeiert.*)

Martyrol. Rom. 5 Dec.

XXI.

1. War der Stifter der fränkischen Monarchie, der große Chlodwig, schon ein eben so glücklicher als planmäßiger Eroberer; so waren dieses nicht minder auch seine Nachfolger. Der Plan ihrer Er-

---

*) Ueber das Jahr, in welchem der heilige Sabas gestorben ist, sind die Geschichtschreiber verschiedener Meinung. Einige, wie z. B. Baronius, setzen den Tod des Heiligen in das Jahr 531; Andere, worunter auch Saccarelli, bezeichnen das Jahr 532 als das Sterbjahr unsers Heiligen. Für welchen diese Sache ein besonderes Interesse hat, der schlage beide Geschichtschreiber nach, vergleiche ihre Gründe und entscheide dann diese wichtige Frage, wie es ihm gut deucht. Baron. Ann. 531. §. 23. und Sacc. historia ecclesiastica per annos digesta T. II. p. 267. §. 21.

oberungen, von Schlauheit oder politischer Klugheit entwerfen, war indessen vollkommen der politischen Lage ihrer Länder angemessen; und da sie das Gebäude der fränkischen Größe nur langsam errichteten, das heißt, jenen Plan gleichsam nur Schritt vor Schritt verfolgten, so war das Band, das eine eroberte Provinz an die alten Besitzungen knüpfte, jedesmal schon ziemlich befestiget, bevor sie wieder zu neuen Eroberungen schritten. Die frühern glücklichen Erfolge reizten stets zu ähnlichen neuen Unternehmungen; die alten Eroberungen erleichterten die neuen, und diese deckten und sicherten dann auch ihrer Seits den Besitzstand der früher, ebenfalls durch Waffengewalt acquirirten Provinzen; und so geschah es, daß, trotz den häufigen Erbtheilungen und den vielen blutigen Familienstreitigkeiten, dennoch die Grenzen des Reiches immer erweitert, neue Völker theils mittelbar, theils unmittelbar der fränkischen Herrschaft unterworfen, und die Macht und Größe der bald in viele Theile zersplitterten, bald wieder zu einem Ganzen vereinten Monarchie, auch unter den Königen der ersten französischen Dynastie ununterbrochen vermehrt wurden.

2. Aber außer der Tapferkeit hatten Chlodwig's Nachfolger blos die Laster ihres großen Ahnherrn ererbt, und ein widerliches Gemisch einiger kriegerischen Tugenden mit den rohesten, greulichsten Lastern ist daher das gemeinsame Vermächtniß aller Prinzen des Merovengischen Königstammes. Indessen waren diese Laster nichts weniger, als blos das Eigenthum der fränkischen Fürsten; sie waren nicht minder auch das Erbtheil der ganzen Nation. Suchen wir indessen den Grund davon nicht tiefer, als er liegt. Wenn, wie leider die Geschichte uns lehrt, Leidenschaften überall und zu allen Zeiten die ersten Organe der Po-

tiw: und die wirksamsten Triebfedern bei allen Weltereignissen sind; so müssen sie auch stets, mit je mehr Rohheit und Wildheit sie verbunden sind, und je größer der von äußern, zufälligen Umständen ihnen eröffnete Spielraum ist, nun auch um eben so vieles sich unbändiger, zügelloser und verderblicher zeigen. Wundern wir uns also nicht, wenn die ganze Geschichte Frankreichs unter seinen Merovengischen Königen bis zur völligen Erlöschung ihrer Kraft, uns nichts als ein fortlaufendes Gemälde von Tyrannei, Wildheit, Treulosigkeit, unversöhnlicher Rachgier und Grausamkeit darzubieten hat.

3. Nach Chlodwig's Tod (511) theilten dessen vier Söhne, wie wir schon im vorigen Bande vorläufig erzählten, das väterliche Reich. Diese Theilung war indessen ziemlich ungleich. Theodorich oder Thiederich erhielt Austrasien oder das östliche Frankreich, das ganze Belgica prima und den größten Theil von Belgica secunda mit den beiden Städten Reims und Chalons an der Marne, ferner beide Germanien, nebst allen fränkischen Ländern diesseits des Rheins, und überdieß noch einen großen Theil von Aquitanien, nämlich die Landschaften Rovergue, Auvergne, Querci und Albigois, welche er den Westgothen nach der für sie so unglücklichen Schlacht bei Voullé entrissen hatte. Von den übrigen drei Brüdern schlug Chlodomir, der, obschon der älteste, doch kaum noch siebzehn Jahre zählte, sein Hoflager in Orleans, Childebert zu Paris und Clotar zu Soissons auf.*)

Dub. hist. crit. d. l'etabl. d. l. mon. franc. t 3 ch. 5. p. 58.

*) Diese Theilung, wie es auch noch bei vielen der folgenden der Fall ist, geschah auf eine ganz eigene Weise. Es wurden nämlich zwei verschiedene Gattungen von Loosen verfertiget. Die eine Gattung betraf blos die unter die vier Prinzen zu theilende Gesammtmasse der

4. Durch der frommen, verwittweten Königin Chlotildis mütterliche Sorgfalt ward in den ersten

---

...di...

fränkischen Nation; die andern aber blos die, in der ganzen fränkischen Monarchie liegenden, und nach dem gegenseitigen Verhältniß ihrer Größe, Bevölkerung rc. unter besondere Rubriken gebrachten Städte und Burgen. Da nun die wirklich tapfern, und daher auch auf ihre Tapferkeit wie auf ihre Siege nicht wenig stolzen Franken ganz allein — denn erst später, obgleich nicht lange darnach, ward auch den Römern und eingebornen Galliern der Weg zu militärischen, wie zu Civilstellen geöffnet — die eigentliche bewaffnete Macht oder das Heer ausmachten, in diesem aber die wahre Stärke eines jeden Reichsantheils bestand; so war es natürlich der erste Gesichtspunkt der theilenden Fürsten, daß die Nation selbst in vier gleiche Theile unter sie vertheilt würde. Wenn demnach in einem Bezirke z. B. von acht Quadratmeilen zehntausend Franken angesiedelt waren, während eine gleiche Anzahl von Franken einen Bezirk von doppeltem Flächeninhalt bewohnte, so ward, blos die Seelenanzahl der Franken berücksichtigend, das Loos des einen Bezirkes jenem des andern vollkommen gleich geachtet, woraus denn natürlich in Ansehung des Flächeninhalts der getheilten Länder eine ziemlich große Verschiedenheit entstehen mußte. — In Ansehung der Städte, so liebten die Franken, wie die alten Deutschen überhaupt nicht sehr den Aufenthalt in denselben; es gab also ihrer nicht sehr viele in den Städten; da aber diese wegen ihres, durch Handel, Kunst und Gewerbfleiß erworbenen, bald mehr bald minder blühenden Wohlstandes, für den königlichen Fiskus sehr einträglich waren; so wurden von denselben wieder besondere Loose gemacht, wovon es alsdann eine nothwendige Folge war, daß kein Reichsantheil ein in sich abgeschlossenes, arondirtes Ganze bildete, sondern die Besitzungen eines jeden in den Besitzungen aller übrigen gleichsam eingeschachtelt und eingeschlossen waren. — Wir hielten für nothwendig, unsere Leser hier mit dieser Theilungsmethode etwas näher bekannt zu machen, weil solche in der Geschichte der Familienzwiste der Merovengischen Dynastie über manche Vorfälle ein Licht verbreitet, ohne welches die-

23 *

acht Jahren die Eintracht unter den Brüdern, und durch des großen Theodorich's Ansehen auch der Friede zwischen ihnen und den benachbarten Fürsten erhalten. Augenblicklich ward indessen doch, durch einen Einfall der Dänen, die Sicherheit von Theodorich's Staaten gefährdet. Der Name der Dänen erscheint hier zum erstenmale in der fränkischen Geschichte.*) Sie waren jetzt längs der sächsischen und friesländischen Küste heruntergeschifft, in die Maas eingelaufen, dort an das Land getreten und hatten die ganze Gegend zwischen der Maas und dem Rheine ausgeplündert, vorzüglich aber in dem Lande der Artuarier, dem heutigen Geldern, große Verwüstungen angerichtet. Höchst wahrscheinlich war es ein zahlreicher Schwarm nordischer

---

selben nicht leicht zu erklären seyn würden. — Ohne diesen Theilungsplan vollständig zu entwickeln, hat Agathias doch ziemlich verständlich darauf hingedeutet, da er sagt: „Hi, mortuo patre Clotovaeo, in quatuor partes regnum partiti secundum *urbes* et *populos*." Offenbar war es eigentlich nichts als eine Theilung des Heeres und der Einkünfte. Da es aber damals kein stehendes Heer gab, sondern die ganze Nation dasselbe ausmachte; so konnte auch die beabsichtete Theilung nicht wohl auf eine andere Weise bewerkstelliget werden. — Unter der Regierung dieser Prinzen geschah es auch, daß ein Theil von Gallien, wo sich gerade besonders viele Franken angesiedelt hatten, nach und nach den Namen Francia, Frankreich, erhielt.

P. Daniel, Hist. de Fr. T. 1 p. 29.

*) Von den Alten sind Gregor von Tours, Fredegar, Agathias, und von den Neuern, Valois, Dübos, Daniel, Mably, Mascov, Nemer, Schlosser und Mannert unsere vorzüglichsten Gewährsmänner bei Erzählung der, während der Regierungsperiode der Söhne Chlodowig's vorgefallenen, wahrhaft historischen Ereignisse. Indessen schwebt über der Geschichte der fränkischen Monarchie in dieser, wie in der folgenden Periode, noch immer großes Dunkel, welches jedoch durch verschiedene,

Abentheurer, die außer ihrem Vaterlande Reichthum und Waffenruhm suchten, dergleichen nachher noch mehrere in der Geschichte erscheinen, und die endlich einige Jahrhunderte später eine furchtbare Geißel für Frankreich, Britanien, Deutschland und Unteritalien wurden. Aber schnell zog jetzt der achtzehnjährige Prinz Theodebert oder Theudebert, Thiederich's ältester Sohn, einige Schaaren zusammen, ging auf die Räuber los und erreichte ihren Anführer Cochilaich, als er schon im Begriffe stand, sich mit seinen Leuten wieder einzuschiffen. Auch die fränkische Küstenflotte war ausgelaufen und stieß jetzt auf die dänischen Schiffe. Die Dänen wurden in einer zweifachen Schlacht zu Lande und zu Wasser völlig geschlagen. Ihr Anführer Cochilaich fiel unter dem Schwerte des tapfern Theudebert's und alle Gefangene, welche die Dänen schon auf ihre Schiffe gebracht hatten, wurden ihnen sammt der ganzen Beute wieder abgenommen.— Indessen war dieser Einfall der Dänen nur ein kleines Vorspiel ungleich größerer, kriegerischer Ereignisse, wobei zwar Thiederich und die Franken neue Lorbeern sammelten, nachher aber den Ruhm ihrer Waffen durch Verrath und Treulosigkeit nicht minder befleckten, jedoch eben dadurch die Grenzen der fränkischen Monarchie, wie wir gleich sehen werden, ungeheuer erweiterten.

---

in den Memoires der französischen Akademie eingerückte, größtentheils treffliche historische Abhandlungen hie und da, wenigstens in etwas erhellt wird. — Ueber die fränkische Geschichte dieser Zeit verbreiten auch die Kirchengeschichte Galliens, die darin gehaltenen Concilien und vorzüglich die Lebensbeschreibungen einiger, den gallischen Kirchen angehöriger Heiligen oft ein sehr erfreuliches Licht; ohne sie würde es in der Geschichte der Entstehung der französischen Monarchie noch ungleich mehr und größere Lücken geben.

5. In dem großen Germanien war Thüringen damals das mächtigste Reich.*) Die Nation, die es bewohnte, eben so kriegerisch und tapfer wie die Franken, übertraf diese jedoch bei weitem noch an Roheit und Grausamkeit. Ein unerhörtes, an dem Frankenvolke und in diesem an der ganzen Menschheit begangenes Verbrechen lastete seit länger als einem halben Jahrhundert auf Thüringen. Verschmolzen mit dem großen Hunnenreich unter Attila, waren der Thüringer zahlreiche Schaaren mit dem Eroberer in dem Jahre 451 auch nach Gallien gezogen, überließen sich aber auf ihrem Rückzuge in den von Franken bewohnten Gegenden Grausamkeiten, vor welchen selbst der wildeste Barbar zurückschaudern würde. Nicht zufrieden, alle gefangene Franken, und zwar nicht eher, als bis die Unglücklichen an der Schwelle ihrer Heimath wieder angekommen waren, mit kaltem Blute zu erwürgen; nicht zufrieden, jeden ihrer Schritte in dem Frankenlande mit Blut zu bezeichnen, ersannen sie mit teuflischem Erfindungsgeiste neue Qualen, unter welchen sie zu ihrem Ergötzen die unglücklichen Opfer ihrer Unmenschlichkeit langsam dahin sterben ließen; und ein freudevolles Fest war es für sie, wenn sie z. B. junge schöne Frankenmädchen zu Hunderten zusammengetrieben hatten, und sie dann entweder von wilden Pferden zerreißen, oder alle Gebeine dieser harm- und wehrlosen Geschöpfe durch schwere, über

Gesch. d. R. J. B. 17. Absch. 16. §. 19.

*) Die heutige Landschaft Thüringen war nur ein kleiner Bestandtheil des alten thüringischen Reiches. Dasselbe erstreckte sich nahe an die Nord- und Ostsee. Magdeburg, Helmstädt und noch andere Orte, die nachher zu dem mächtigen Sachsenreich kamen, gehörten zu dem nördlichen Thüringen, und der größte Theil des heutigen Frankenlandes ward zu dem südlichen Thüringen gerechnet.

sie langsam hinwegrollende Wagen zerquetschen ließen. Für diese beispiellosen, zwar längst verübten, aber in dem Andenken der Franken noch nicht erloschenen Frevel nun blutige Rache zu nehmen, bot sich jetzt Chlodowig's ältestem Sohne eine seit lange schon erwünschte Gelegenheit dar.

6. Drei Brüder, Namens Hermanfried, Balderich und Berterich hatten Thüringen unter sich getheilt. Die bisher stets wachsende Macht der ihm ohnehin schon so nahen Franken fürchtend, bewarb Hermanfried sich um die Freundschaft des mächtigen ostgothischen Königs Theodorich, erhielt bald darauf dessen Schwester-Tochter Amalaberg zur Gemahlin und war nun durch diese enge Verbindung mit dem gothischen Königshaus gegen alle Angriffe von Aussen gesichert.

7. In einem Schreiben, welches Theodorich dem thüringischen Fürsten kurz vor dessen Vermählung sandte, rühmt der ostgothische König die Schönheit von Hermanfried's künftiger Gemahlin. Aber, wie es scheint, entsprach der äußern Wohlgestalt des Körpers nicht gleiche Schönheit der Seele. Stolz und Herrschsucht waren die Grundzüge ihres Charakters. Ihr genügte es nicht, blos über einen Theil von Thüringen zu herrschen; das ganze Reich sollte ihr als seiner einzigen Gebieterin gehorchen. Gleiches Verlangen auch ihrem Gemahle einzuflößen, kostete ihr wenig Mühe. Eines Tages ließ sie die Tafel nur halb decken, auch blos mit der Hälfte der sonst gewöhnlichen Anzahl von Gerichten besetzen. Als der König, darüber befremdet, nach der Ursache dieser neuen Tafeleinrichtung forschte, gab sie ihm mit spottender Miene zur Antwort: „wer sich mit einem halben Königreiche begnügen kann,

muß auch lernen, sich mit einer blos zur Hälfte besetzten Tafel zu begnügen." Dieser boshafte Scherz führte zu einer gegenseitigen Erklärung. Gleichgestimmte Seelen bedürfen keines Dollmetschers; sie errathen sich von selbst, und so war das edle Paar bald einverstanden, die beiden Brüder, Balterich und Berterich, mit List aus dem Wege zu räumen.

8. Mit Berterich ging alles nach Wunsch. Eingeladen von Hermanfried, kam der Unbefangene zu einem Besuche und ward ohne viele Umstände, man weiß jedoch nicht auf welche Art, ermordet. Natürlicher Weise leugnete Hermanfried die That, auch jeden Antheil an derselben, bemächtigte sich aber einstweilen des ganzen Reichsantheils des Ermordeten.

9. Mit Balterich wollte es indessen nicht gelingen; durch des unglücklichen Bruders Schicksal gewarnt, war derselbe auf seiner Hut, errieth bald seine geheimen Feinde und deren Tücke, und rüstete sich im Stillen, im Nothfalle auch Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

10. Wie es scheint, war Balterich ein tapferer und kühner Fürst; denn Hermanfried, dessen Tapferkeit, Gewandtheit und Kriegskunde doch von Geschichtschreibern gerühmt werden, wagte es nicht, allein und ohne fremde Hülfe ihn anzugreifen. An den Frankenkönig Thiederich schickte demnach Hermanfried eine geheime Botschaft; er ließ ihm sagen: „Willst Du mit einem Heere zu mir ziehen, und „mir helfen, mich meines Bruders zu entledigen, „so soll die Hälfte seiner Länder Dein seyn."

11. Thiederich, der, sobald sich ihm die Aussicht irgend einer Eroberung auch nur von ferne

zeigte, nicht sehr lange nach der Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit eines Krieges zu forschen pflegte, nahm den Antrag mit beiden Händen an. Mit einem ziemlich starken Heere zog er also nach Thüringen. Thiederich's und Hermanfried's vereinte Streitkräfte waren jenen des Balterich's weit überlegen; aber demungeachtet eilte dieser dennoch, dem Bruderzwist durch eine entscheidende Schlacht ein Ende zu machen. Gregor nennt uns nicht den Ort, wo es zum Treffen kam; indessen war dasselbe sehr blutig; von beiden Seiten ward mit Erbitterung gefochten; aber am Ende mußte Balterich's und seiner wilden Thüringer Tapferkeit der unverhältnißmäßigen Mehrzahl unterliegen; sein Heer ward geschlagen, er selbst in der Schlacht getödtet, und ganz Thüringen unterwarf sich nun Hermanfried, als seinem einzigen, noch übrigen rechtmäßigen König.

12. Hermanfried und Amalaberg hatten nun ihren Zweck erreicht; an Erfüllung des dem fränkischen Könige gemachten Versprechens dachten jedoch weder er noch sie, wohl aber auf Mittel, sich denselben mit guter Manier sobald als möglich vom Halse zu schaffen. Mit den scheinbarsten Merkmalen inniger Freundschaft und unumwundener Offenheit stellte Hermanfried dem Thiederich vor, daß Klugheit und Politik in dem gegenwärtigen Augenblicke noch nicht erlaubten, zu der unter ihnen beiden festgesetzten Ländertheilung zu schreiten; ganz Thüringen stünde jetzt unter den Waffen; kein Theil desselben würde sich einem fremden Könige unterwerfen wollen; seine eigenen alten Unterthanen würden sich diesfalls mit den Uebrigen vereinigen, und ein allgemeiner Aufstand könnte für ihn selbst wie für Thiederich eine höchst gefährliche Wendung nehmen. Das Sicherste und daher Rathsamste wäre also, sich dem

Drange der Umstände zu fügen und die projektirte Theilung noch etliche Jahre hinauszusetzen; während dieser Zeit würde er seine neuen Unterthanen mehr an Gehorsam gewöhnen, die Gemüther zu einer solchen Staatsveränderung vorbereiten und die Sache dann ruhig und ohne Gefahr von Statten gehen. Thiederich, nicht minder schlau als Hermanfried *), sah ein, daß er der Betrogene wäre; da aber das Heer, das er bei sich hatte, nicht stark genug war, um der gesammten Macht des nun vereinten thüringischen Reiches die Spitze zu bieten, er auch den mächtigen Obmann Theodorich fürchtete, der nicht säumen würde, seinem Neffen Hülfe zu leisten, und der, weil im Besitze der Provence, schnell in Aquitanien einfallen, mithin ihn in seinen eigenen Ländern angreifen könnte; so hielt er für das beste, bei schlechtem Spiele ein freundliches Gesicht zu machen; stellte sich demnach, als wenn er von Hermanfried's Gründen überzeugt wäre, und zog mit seinem Heere wieder nach Hause; jedoch fest entschlossen, den ersten günstigen Augenblick zu erlauern, um Hermanfried für seine Wortbrüchigkeit zu züchtigen, und sich für seine jetzt getäuschte Hoffnung alsdann doppelt und dreifach in Thüringen zu entschädigen.

13. Die zu einem Eroberungskriege gegen Thüringen erwünschten Conjunkturen traten jedoch erst sechs bis sieben Jahre nachher ein, als nämlich der große Theodorich in Italien gestorben war, ein unmündiger Prinz unter der Vormundschaft seiner Mutter den Thron bestiegen hatte, und die bald darauf zwischen

---

Vit. Theod. Abb. Remens.

*) Von König Thiederich sagt ein alter Geschichtschreiber: „Vir acer et agilis, bello potens et astutus ingenio.“

der Regentin und mehrerer ihrer unruhigen, eben so raubgierigen als herrschsüchtigen Großen auf das Höchste gestiegenen Mißhelligkeit dem Hofe von Ravenna nicht mehr erlaubten, sich in fremde Angelegenheiten, am allerwenigsten aber in jene der tapfern und nun schon so mächtig gewordenen fränkischen Nation zu mischen. Wie Thiederich diesen Zeitpunkt zu benutzen wußte, und welche furchtbare Rache er nicht nur an König Hermanfried, sondern an der ganzen thüringischen Nation nahm, werden wir unsern Lesern in einem der folgenden Abschnitte erzählen.

XXII.

1. Thiederich's Siege über die Dänen und Thüringer hatten zwar seine Domainen nicht vermehrt, aber ihn und seine Franken mit kriegerischem Ruhme bedeckt. Dieß reizte die Ruhmliebe auch der drei andern Brüder, und, von ihrer Mutter Clotildis noch mehr dazu angefeuert, beschlossen Clodomir, Childebert und Clotar einen Angriff auf Burgund. Die traurigen Ereignisse dieses Krieges, so wie dessen sonderbare Wendungen, haben wir schon in dem vorigen Bande in der Geschichte des heiligen Sigismund's unsern Lesern erzählt. Nach Chlodomir's Tod ward der Krieg mit Burgund nicht weiter fortgesetzt; jedoch auch weder ein förmlicher Friede noch Waffenstillstand mit Godomar, Sigismund's Bruder, geschlossen. Ruhig herrschte also dieser wieder in Burgund, erbettelte sich, durch Abtretung mehrerer festen Plätze zwischen der Durance und Rhone, den Schutz und die Freundschaft des ostgothischen Königs Theodorich, und theils Furcht vor diesem mächtigen Vermittler, theils auch ein zwischen den fränkischen Brüdern eingeschlichenes gegenseitiges Mißtrauen bewogen diese, die Erobe-

XXI Abschn. 13. §. 12, 13, 14 u. 15.

rung Burgund's wenigstens für jetzt noch auf unbestimmte Zeit zu vertagen.

2. Clodomir, welcher in der Blüthe seines Alters, kaum dreißig Jahre alt, obgleich als Sieger, in dem Treffen bei Veseronce geblieben war (524), hinterließ drei noch unmündige Prinzen, Namens Theobald, Günther und Clodoald oder Claud. Da alle drei noch von sehr zartem Alter waren; so theilten ihre Oheime Childebert und Clotar sich einstweilen in die Verwaltung des Königreiches Orleans; aber die Erziehung der königlichen Waisen übernahm die Großmutter; und die fromme Chlotildis zeigte gegen ihre Enkel eine Zärtlichkeit, welche selbst ihre Liebe zu ihren eigenen Söhnen zu überwiegen schien. Sie hoffte, sie einst alle drei herrschen zu sehen und pflegte ihnen öfters zu sagen: „Ich werde den Tod meines Sohnes nicht mehr beweinen, sobald ich nur den Trost habe, euch auf dem Throne eures Vaters zu sehen.“ Der tapfere Chlodomir lebte noch in ehrenvollem Andenken bei den Franken, und durch die Gunst der Nation, so wie durch ihr eigenes Ansehen, hoffte Chlotildis ihre Söhne schon dahin zu vermögen, zur gehörigen Zeit ihren Neffen das ihnen gebührende Erbtheil ihres Vaters wieder zu übergeben.

3. Aber den herrsch- und ländersüchtigen Brüdern waren die drei königlichen Knaben ein Dorn in den Augen; sie erriethen die Absicht der Mutter und glaubten, deren Plan zerstören zu müssen, bevor noch die Nation sich zu Gunsten von Chlodomir's Söhnen erklärt hätte. Clotar verließ demnach Soissons und begab sich in aller Eile zu seinem Bruder Childebert nach Paris. Vorher hatte dieser überall das Gerücht ausstreuen lassen, daß eine Zusammenkunft mit seinem Bruder statt haben würde, um gemeinschaftlich

mit ihm und mit aller, einen solchen Akt gewöhnlich begleitenden Feierlichkeit, Clodomir's Kindern den Reichsantheil ihres verstorbenen Vaters zu übergeben. Als sie beide beisammen waren, ließen sie ihre Mutter bitten, ihnen die Prinzen zu senden. Es wäre Zeit, sagten sie, ihre Neffen dem Heere öffentlich zu zeigen, und sie dann in alle durch Erbrecht ihnen zustehende Besitzungen feierlich einzusetzen. Chlotildis, außer sich vor Freude über diese ihrem Herzen so willkommene Botschaft, sandte sogleich ihre drei Enkel mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolge zu ihren beiden Söhnen. Aber kaum hatten die noch zarten, schuldlosen Schlachtopfer die Schwelle der königlichen Burg betreten, als man sie sogleich von ihrem Gefolge trennte, ganz fremden, ihnen völlig unbekannten Menschen übergab und in ein besonderes Gemach des königlichen Palastes einsperrte. Auf Childebert's und Clotar's Befehl ging nun Arcadius, ein geborner Auvergner, der aber in großer Gunst bei Childebert stand, zu der Königin Mutter, überreichte derselben eine Scheere und ein entblößtes Schwert und sagte: „Königin! von diesen Beiden mußt Du „jetzt Eines für Deine Enkel wählen, ein anderer „Ausweg ist hier durchaus unmöglich.“ — Chlotildis war wie vom Donner getroffen bei dieser zweiten, so ganz unerwarteten und daher sie jetzt doppelt darniederbeugenden Botschaft. In einer überwallenden Empfindung ihres schmerzhaft zerrissenen Herzens rief sie aus: „lieber will ich meine Enkel todt, als mit geschornen Haaren sehen!“ Arcadius wartete keine zweite, besonnenere Rede ab, eilte hinweg und hinterbrachte den beiden Königen die Antwort ihrer Mutter. Die drei Knaben waren indessen in das Gemach ihrer Oheime gebracht worden. Als Clotar hörte, was Chlotildis ihnen hatte sagen lassen, funkelten seine Augen; erbarmungslos ergreift er sogleich

den ältesten Prinzen Theobald bei den Haaren, wirft ihn auf die Erde und stößt ihm einen Dolch durch die Brust. Als Günther, der jüngere Prinz, kaum noch sieben Jahre alt, dieses sah, warf er sich seinem andern Oheim, Childebert, zu Füßen, umklammerte dessen Knie und rief: „Lieber Vater! rette mich aus den Händen des bösen Mannes, daß er mich nicht mörde, wie meinen Bruder." — Childebert's Herz ward erweicht; ihn jammerte des weinenden Knaben. „Gib mir," bat er seinen Bruder, „das Leben des Kindes, und fordere dafür von mir jede Entschädigung, die dir beliebt." — Schäumend vor Wuth zückte Clotar jetzt den Dolch gegen die Brust seines Bruders; „Du," brüllte er ihm entgegen, „hast mich zu dieser Greuelthat verleitet, und nun willst Du, daß ich das begonnene Tagwerk nur zur Hälfte vollbringe; entweder Du oder der Knabe muß sterben." Childebert wendete sein Angesicht hinweg, schleuderte den jungen Prinzen seinem Bruder entgegen, und in wenigen Augenblicken lag auch dieser, mit mehrern Dolchstichen durchbohrt, todt auf der Erde. Mit dem von dem Blute seiner Neffen noch rauchenden Dolch stürmt nun der Wüthende, in Begleitung seines Bruders, aus dem in eine Mordgrube verwandelten Gemach hinaus; und alle, welche zum Gefolge der Prinzen gehören, werden nun ebenfalls, theils von ihm selbst, theils von seinen Trabanten ermordet.

4. Grenzenlos war Chlotildis Schmerz, als sie die greulvolle That erfuhr; sie würde ihr Unglück nicht überlebt haben, hätten die Tröstungen der Religion ihr nicht Kräfte gegeben, es zu ertragen. Ihren Enkeln ließ sie ein prächtiges Leichenbegängniß halten; mit allen, bei Beerdigung der Könige üblichen Feierlichkeiten ließ sie dieselben begraben; sie selbst ging,

in tiefe Trauer gehüllt, hinter der Bahre, und ihre Seufzer und ihr lautes Schluchzen mischten sich in den Psalmengesang der Mönche und Priester, welche den Zug begleiteten. In der Kirche zu den heiligen Aposteln, heut zu Tage die Genoveva-Kirche, erhielten die beiden kleinen Märtyrer ein gemeinschaftliches Grab, und zwar unmittelbar neben jenem ihres Großvaters. — Von jetzt an kam Chlotildis nie mehr nach Paris. Zu Tours an dem Grabe des heiligen Martinus, beweinte sie alle übrigen Tage ihres Lebens, weniger den Tod ihrer geliebten Enkel, als das nach Rache zum Himmel schreiende Verbrechen ihrer Söhne.

5. Der Knabe Clodoald ward, man weiß nicht wie, den Händen seiner blutdürstigen Oheime entrissen, und seine Retter wußten ihn so gut zu verbergen, daß alle Forschungen nach demselben fruchtlos blieben. Als der fromme Knabe zum Jünglinge gereift war, beschloß er sein Leben gänzlich Gott zu weihen, ging in eine Einöde, vertauschte hier den königlichen Leibrock gegen eine demüthige Mönchskleidung und ein zeitliches Diadem gegen die nie verbleichende, unvergängliche Krone eines Heiligen. *)

6. Um ihre Missethat zu sühnen, erbauten Clotar und Childebert nachher verschiedene Klöster, spendeten oft große Summen zur Vertheilung unter die Ar-

*) Gregor von Tours, wie die mehrsten der neuern französischen Geschichtschreiber, welche ihm hierin folgen, erzählen den Prinzenmord erst nach völliger Dämpfung der Unruhen in Auvergne und setzen ihn daher in das Jahr 533. Aber Gregor widerspricht hier offenbar sich selbst; denn da seiner eigenen Angabe nach der zweite Prinz erst sieben Jahr alt, dessen Vater aber schon im

men, beschenkten die Kirchen, ehrten stets die Bischöfe und Priester, ließen Concilien halten, und sorgten dafür, daß die darauf genommenen Beschlüsse befolgt wurden. Alles ganz gut und löblich; aber daß derigleichen Werke, wenn nicht benetzt mit Thränen der tiefsten Reue und aufrichtigsten Buße, die beiden Könige nicht entsündigen konnten, dies versteht sich von selbst; auch machten wir hier nur deswegen eine Erwähnung davon, um abermals zu zeigen, wie in Gottes unendlich weiser Welthaushaltung selbst die Laster und Unthaten der Menschen nicht selten die Absichten göttlicher Weisheit müssen befördern helfen. Wie oft wird nicht das, was der Zerstörung dienen soll, der Keim eines neuen Lebens; und dennoch übersieht leichtsinnig und undankbar der Mensch die, in alle große wie kleine Ereignisse der Menschen und Völker, ohne Unterlaß mit erbarmender Liebe eingreifende Hand der Vorsehung!

XXIII.

1. Der von Thiederich lange ersehnte Zeitpunkt, sich an Hermanfried und der thüringischen Nation rächen zu können, war endlich eingetreten. Der große Theodorich war gestorben (527) und von der noch wenig befestigten Regierung eines Kindes unter der Vormundschaft seiner Mutter, war, besonders bei

---

Jahre 524 im Treffen geblieben war, mithin jener, weil nicht der jüngste von Clodemir's Söhnen, nicht wohl später als am Ende des Jahres 522, oder gleich im Anfange von 523 auf die Welt gekommen seyn konnte; so folgt ja hieraus von selbst, daß das tragische Familienereigniß sich wenigstens schon fünf Jahre früher muß zugetragen haben.

dem, der Regentin nicht unbekannten, unruhigen Geist mehrerer gothischen Großen, nicht leicht eine sehr kräftige, große Anstrengung erfordernde Maßregel nach Außen zu befürchten. Um sich des Sieges desto mehr zu versichern, zog Thiederich auch seinen Bruder Clothar mit in den Bund. Zum Lohn treuer Hülfe versprach er ihm die Hälfte der Gefangenen, so wie der ganzen Beute, die sie machen würden. Bevor die vereinten Heere der Brüder auszogen, suchte Thiederich sehr schlau die Sache seines Ehrgeizes zu einer allgemeinen Nationalangelegenheit zu machen. Er versammelte das Heer und hielt eine Rede an dasselbe, in welcher er alle, an ihren Voreltern von den Thüringern verübten Greuelthaten in das Andenken seiner Franken zurückrief, sie zur Rache aufforderte, und ihre natürliche Wildheit bis zu einer Art von Wuth zu entflammen wußte. Nur ein Geist beseelte jetzt das ganze Heer; nämlich der Geist blutiger Rachgier und wilder Raubsucht.

2. Wie es scheint, waren auch die Sachsen im Bunde mit den Franken gegen die Thüringer, die Bayern aber Bundesgenossen der Thüringer gegen die Franken. Nicht ferne von den Ufern der Unstrut kam es zu einer blutigen Schlacht. Anfänglich verloren die Franken viele der ihrigen. Die Thüringer hatten in der Nacht breite und tiefe Graben gezogen, und diese mit Reisern und einer dünnen Lage von Erde bedeckt. Fränkische Reiterei und fränkisches Fußvolk stürzten in diese Gruben und wurden von den Feinden erschlagen. Aber dieser List und ihres Verlustes ungeachtet, siegte am Ende dennoch die unwiderstehliche Tapferkeit der mit blinder Wuth in die Feinde dringenden Franken, und die Niederlage der Thüringer war nun um so schrecklicher, als wilde und kriegerische Völker, wie die Thüringer, es damals

noch nicht verstanden, ein halb besiegtes Heer noch zu rechter Zeit durch einen geschickten Rückzug seinem völligen Untergange zu entziehen. Gregor von Tours erzählt, die Menge der getödteten Thüringer sey so ungeheuer gewesen, daß die Franken, als sie solche in den Fluß geworfen, das Bette desselben völlig damit ausgefüllt hätten, und über die Leiber der Erschlagenen wie über eine Brücke an das gegenseitige Ufer marschirt wären.

3. Furchtbar ward jetzt ein Theil Thüringen's von den Franken mit Feuer und Schwert heimgesucht. Hermanfried hatte das Glück gehabt, durch Flucht sich zu retten, und, wie es scheint, war er, obwohl in einer mörderischen Schlacht besiegt, doch nichts weniger als völlig überwunden; denn es kam jetzt ein Vergleich zu Stande, an welchen, wie wir sehen werden, sich bald wieder zwischen ihm und Thiederich, wenigstens dem Scheine nach, die freundschaftlichsten Verhältnisse anknüpften.

4. Ungeheuer war die Beute, welche die Franken gemacht hatten, und Clothar's Antheil an derselben noch größer und reicher als jener seines Bruders. Um dieses Mißverhältniß so vortheilhaft als möglich für sich auszugleichen, beschloß Thiederich ohne weiters seinen Bruder ermorden zu lassen. Er lud ihn also zu einer geheimen Unterredung ein und verbarg hinter einem in seinem Gemache aufgehängten Teppiche einige Bewaffnete, welche mitten in der Unterredung aus ihrem Hinterhalte hervorbrechen und ohne viele Umstände den König von Soissons aus der Welt schaffen sollten. Zum Glück für Clothar war der Vorhang nicht lang genug, so daß man die Füße der hinter demselben stehenden Leute sehen konnte. Ein treuer Diener, dessen Herz wahrscheinlich sich gegen

diese schändliche Treulosigkeit empörte, warnte ins Geheim den Clothar vor der Verrätherei seines Bruders. Die Zusammenkunft hatte indessen dennoch statt; aber Clothar kam nicht nur selbst wohl bewaffnet, sondern auch in Begleitung mehrerer anderer Bewaffneten zu seinem Bruder. Als Thiederich sah, daß sein mörderischer Anschlag entdeckt wäre, ersann er eine Fabel, schwatzte in der Verlegenheit allerhand unzusammenhängendes Zeug heraus und schenkte endlich seinem Bruder, um ihn völlig zu [illegible]nftigen, eine große silberne Schüssel. Aber auch dieses unbedeutenden Geschenkes gereuete es bald wieder den unedelmüthigen Fürsten. Er gab daher seinem Sohne Theudebert den Auftrag, zu seinem Oheime zu gehen und diesem das ihm zum Geschenke gemachte silberne Geschirr auf irgend eine listige Weise wieder abzuplaudern; welches auch wirklich geschah.*)

5. Unter den Gefangenen, welche auf Clothar's Antheil gekommen waren, befand sich auch Bertarich's, nach dessen Tode an dem Hofe ihres Oheims Hermanfried erzogene Tochter, die berühmte, nachher den Heiligen zugezählte Prinzessin Radegundis. Sie war von blendender Schönheit und die Reize ihres lieblichen Gesichtes wurden durch die himmlische Schöne ihrer Seele noch ungemein erhöhet. Als der wollüstige Fürst sie sah, ward er sogleich in Liebe gegen sie entflammt; er beschloß, ihr unter seinen Gemahlinnen ebenfalls eine Stelle zu gönnen; da jedoch Radegundis noch von sehr zartem Alter und zum Heirathen viel zu jung war; so ließ er sie, sobald er in seinen Staaten wieder angekommen war, einstweilen

*) Zur Physionomie eines Zeitalters gehören auch solche Züge, wie erbärmlich und unbedeutend sie übrigens an sich auch seyn mögen.

in einem Kloster in der Grafschaft Vermandois erziehen. *)

---

*) Als Beitrag zur Sittengeschichte der damaligen Zeit, besonders der Könige und Gewaltigen im Lande, müssen wir noch bemerken, daß Clothar, als er Radegundis sah, schon zwei noch lebende Gemahlinnen hatte. Die erste ihm gesetzmäßig angetraute Gemahlin hieß Ingundis; diese hatte noch eine Schwester, Namens Aregundis, um deren Versorgung sie sehr bekümmert war; sie wandte sich daher an ihren Gemahl den König, und bat ihn, ihrer Schwester einen ihrer würdigen, vornehmen Franken zum Gemahl zu verschaffen. Clothar versprach es, sah Aregundis, ward in ihre Schönheit verliebt, führte sie unverzüglich nach einem der königlichen Maierhöfe und ließ sich dort mit ihr trauen. Er ging hierauf zu Ingundis und versicherte sie, daß er ihre Bitte schon erfüllt habe. Als Ingundis nach dem Namen des Gemahls ihrer Schwester forschte, sagte ihr Clothar, daß, da er in seinem ganzen Reiche keinen liebern und vornehmern Mann, als er selbst wäre, hätte finden können, er es auch für das beste gehalten hätte, die schöne Aregundis selbst zu heirathen: „Was meinem „Herrn in seinen Augen wohlgefällt, das möge er thun; „wenn nur ich, seine Magd, in der Gnade meines Kö„nigs bleibe," war alles, was die wahrscheinlich sehr unangenehm überraschte Ingundis dem Könige antwortete, oder vielmehr ihm antworten durfte. — Als Radegundis das gehörige Alter erreicht hatte, ließ auch diese der König sich antrauen, und hatte nun drei noch lebende Frauen. Aber der frommen Radegundis war das durch Bigamie befleckte Ehebette ein Greul. Oft schlich sie sich von der Seite des Königs und durchwachte seufzend und betend den übrigen Theil der Nacht in einem anstoßenden Gemache. Unter dem königlichen Gewande trug sie ein härnes Kleid, übte an der reichbesetzten Tafel ihres Gemahls strenges Fasten, pflegte der Kranken, unterstützte die Armen und Nothleidenden, labte und erquickte die Pilger, und sorgte dafür, daß das rohe Frankenvolk gründlicher in dem Christenthume unterrichtet ward. Alles dieß war zwar nicht nach dem

6. Nach beendigtem Feldzuge gegen die Thüringer begab Thiederich sich nach Tolbiak (Zülpich). Hier unterhielt er einige Zeit einen sehr trauten Briefwechsel mit Hermanfried, und das gegenseitige gute Vernehmen war schon so weit gediehen, daß Thiederich dem Thüringer den Vorschlag machen durfte, ihn in Tolbiak zu besuchen, um die zwischen Beiden noch bestehenden Differenzen mündlich mit einander auszugleichen. So wie ehemals der unglückliche Bertarich der treulosen Einladung Hermanfried's gefolgt war, eben so folgte dieser nun auch dem verrätherischen Rufe des Frankenkönigs. Bei seiner An-

---

Sinne des Königs; er ließ es aber dennoch geschehen, und pflegte blos öfters sich zu beklagen, daß er keine Königin, sondern eine Klosterfrau zur Gemahlin hätte! Schon einigemal hatte Radegundis ihren Gemahl um die Erlaubniß gebeten, sich vom Hofe und der Welt völlig zurückziehen zu dürfen. Hierzu wollte jedoch der König, welcher die Radigundis wirklich zu lieben wähnte, nie seine Einwilligung geben. Als aber Clothar den Bruder der Radegundis, den sie zärtlich liebte, man weiß nicht aus welcher Ursache, hatte ermorden lassen, dann wurden ihre Bitten noch dringender, und Clothar gab endlich denselben nach. Auf einem Maierhofe, welchen der König ihr geschenkt hatte, lebte jetzt Radegundis einige Zeit unter lauter Werken strenger Buße und ächter, christlicher Nächstenliebe. Aber der himmlische Friede ihrer Seele ward gestört durch die sichere Nachricht, daß es den König der ihr gegebenen Erlaubniß gereue und er daher gesonnen sey, sie wieder an seinen Hof kommen zu lassen. Radegundis nahm ihre Zuflucht zum Gebete, ließ auch andere für sie beten, daß Gott das Herz des Königs lenken möchte. Ihr Gebet ward erhört; aber jetzt ging Radegundis nach Noyon, empfing aus den Händen des heiligen Medardus den Schleier, errichtete ein Kloster nach der Regel des heiligen Cäsarius, lebte noch viele Jahre in dem Rufe der Heiligkeit und starb endlich im Jahre 587 eines sanften, in den Augen Gottes wohlgefälligen Todes.

kunft in Tolbiak ward er mit allen Merkmalen der aufrichtigsten Freundschaft von Thierderich empfangen, selbst mit den prächtigsten Geschenken von ihm überhäuft. Als aber eines Tages beide Könige mit einander auf den Ringmauern der Stadt spazieren gingen, gab Thiederich dem Hermanfried plötzlich einen so gewaltigen Stoß, daß er von der Mauer herabstürzte, sich den Kopf zerschmetterte und das Gehirn an den Felsen verspritzte.

7. Ungesäumt zog Thiederich nach Hermanfried's Tode mit seinem Heere wieder nach Thüringen, bemächtigte sich ohne Widerstand des ganzen Reiches und unterwarf es nun vollkommen der fränkischen Herrschaft. Ungleich härter, als alle von den Franken bezwungene Völker, wurden die Thüringer behandelt. Den Alemannen, als Chlodowig ihr Land mit seiner Monarchie vereinte, wurden ihre Gesetze gelassen, eben so nachher auch den Burgundern, Sachsen und Bayern, die Thüringer aber jetzt gezwungen, ihren Nacken unter das ungleich härtere fränkische Gesetz zu beugen. Die edelsten und reichsten Geschlechter Thüringen's wurden noch überdies gefangen hinweggeführt und deren Güter und überhaupt der größte Theil von Thüringen in Domainen der fränkischen Könige verwandelt. *)

*) Wie es scheint, und was ebenfalls die Meinung Schlossers ist, erhielten auch die Sachsen bei dieser Gelegenheit einen Theil von dem nördlichen Thüringen. Was die Bayern (Bojoarier) betrifft; so möchte es wohl sehr wahrscheinlich seyn, daß, nach der Bezwingung Thüringens, auch sie in eine Art eines von den Franken abhängigen Verhältnisses geriethen. Eine Stelle aus der Vorrede zu den alten Gesetzen der Bojoarier deutet wenigstens so ziemlich klar darauf hin. Man sehe Mascor's Gesch. der Deutschen. B. 12.

8. Während Thierrich in Thüringen mit der Eroberung und völligen Unterwerfung dieses Landes beschäftiget war, verbreitete sich in Frankreich auf einmal das Gerücht, der König von Austrasien sey in einem Gefechte mit den Thüringern erschlagen worden. Nie war vielleicht, weder zufällig noch absichtlich, eine verderblichere Lüge als diese in die Welt gesandt worden; über eine der schönsten, von der Natur am meisten begünstigten Gegenden Frankreich's führte sie den Greul der Verwüstung, und über zahllose Familien des schönen Landes namenloses Elend herbei. — Unter allen gallischen Völkerschaften während Rom's Oberherrschaft über Gallien, hatte die Provinz Auvergne sich stets besonderer Rechte und Privilegien zu erfreuen gehabt. Mit Leib und Seele hingen aber auch die zahlreichen und tapfern Einwohner dieser Provinz den Römern an; zu Folge einer fabelhaften Volkssage, welche die Auvergner von den Trojanern abstammen ließ, betrachteten sie sich als Stammesgenossen der Römer, und ein mit diesem mächtigen Volke gemeinschaftlicher Ursprung schmeichelte nicht wenig ihrem Stolz. Als das weströmische Reich schon am Rande seines Unterganges schwebte, und für die römischgesinnten Gallier auch der letzte Strahl der Hoffnung irgend einer Hülfe von Italien aus verschwunden war, fochten die Auvergner doch noch mit wechselndem Glücke gegen die mächtigen Westgothen, und hätte nur ein Theil der dem weströmischen Reiche einverleibten Völker den Muth und die Treue der Auvergner bewiesen; so wäre gewiß der Sturz des abendländischen Reiches, wo nicht völlig verhütet, doch wenigstens vielleicht noch um ein ganzes Jahrhundert verzögert worden. Vom Kaiser Nepos, durch einen förmlichen Vertrag mit König Eurich, den Westgothen abgetreten, unterwarfen sich die braven Auvergner nur mit Widerwillen dem neuen Oberherrn. Von

G. d. R. 3. B. 17. Abschn. 67. §. 10.

Herzen wünschten sie zwar alle, ihren arianischen Beherrscher gegen einen katholischen Monarchen vertauschen zu können; aber dieses Wunsches ungeachtet, war die Schlacht bei Videnne, wo die Blüthe des Adels von Auvergne fiel, ein abermaliger Beweis ihrer unter jedem Wechsel des Schicksals sich stets gleich bleibenden Treue. Selbst nach der für die Westgothen so unglücklichen Schlacht leistete Auvergne den Franken noch tapfern Widerstand; nur mit vieler Anstrengung konnte Chlodowig's ältester Sohn Thiederich die Provinz bezwingen; daher derselbe auch, als die vier Brüder das väterliche Erbe theilten, Auvergne nebst den übrigen von ihm eroberten westgothischen Besitzungen in Aquitanien zu seinem Antheil erhielt.

9. Auvergne war damals der Garten des südlichen Frankreichs. Unter dem anmuthigsten Wechsel von Hügeln und Thälern, fetten Triften, Waldungen und Weinbergen, erstreckte sich das Oberland gegen Süden bis an das Cevennen-Gebirg. Hier lagen die meisten Städte und Burgen, und beinahe jede Anhöhe trug ein, nach der damaligen Zeit, prächtiges Landhaus auf ihrem Rücken. Das Unterland, weniger gebirgig als Ober-Auvergne, war durch die unerschöpfliche Fruchtbarkeit seines Bodens berühmt. Die Aecker bedurften nicht, daß man sie zu gewissen Zeiten brach liegen ließ, erforderten auch nicht viel Dung, und belohnten demungeachtet die fleißigen Hände, die sie bebauten, jedes Jahr in ununterbrochener Reihenfolge mit einer vollen und segenreichen Erndte. In der ganzen Provinz bemerkte man überall die unverkennbarsten Spuren eines glücklichen Wohlstandes, und die gesammte Volksmasse überstieg bei weitem die, in jedem andern Theile Frankreichs auf gleichem Flächeninhalt wohnende Seelenzahl.

10. Wie es scheint, waren die Auvergner Thierderich's Regierung nicht sehr geneigt. Mit Waffengewalt hatte er die Provinz seinem Vater unterworfen; aber mit großem Ungemach und vielem Elende ist jeder Krieg für das Land, in welchem er geführt wird, verbunden, und wahrscheinlich mochten dieses die Einwohner dem Könige von Austrasien noch nicht verziehen haben. Als daher die falsche Nachricht von Thiederich's Tod auch Auvergne erreicht hatte, schickte Arcadius, ein Enkel des Bischofes Apollinaris, ein Mann von senatorischer Würde und einer der angesehensten Einwohner von Clermont, in aller Eile Boten an Childebert nach Paris und ließ ihn im Namen der Provinzialen, ungesäumt von dem ganzen Auvernischen Lande Besitz zu nehmen. Die Acquisition war reizend, die Eroberung leicht, kein Wunder also, daß Childebert nicht lange forschte, ob dieselbe auch gerecht oder ungerecht wäre.

11. Childebert hatte gerade ein zahlreiches Heer zu einer gewissen andern Expedition in Bereitschaft. Diese wurde jetzt aufgeschoben, und der von Arcadius erhaltenen Einladung zu Folge, eilte der König mit einem Theile seines Heeres vor die Thore von Clermont. Gegen seine Erwartung fand er dieselben geschlossen; aber Arcadius und dessen Anhang öffneten ihm eines derselben in der Nacht, und Childebert war nun Herr der Hauptstadt von Auvergne. Aber kaum sah er sich einige Tage im Besitze der schönen Landschaft, als sichere Kunde einlief, Thiederich sey in keinem Treffen gefallen, befinde sich vollkommen wohl und gesund, und stehe im Begriffe, mit seinem siegreichen, schwer mit Beute beladenen Heere nach seinen Staaten zurückzugehen. Auf diese Nachricht eilte Childebert sogleich wieder nach Paris, ließ jedoch [illegible]

Clermont, wie in noch einigen andern festen Schlös-
sern eine hinreichende Besatzung zurück.

12. Die Expedition, wozu Childebert die streit-
bare Mannschaft seines Volkes wieder unter seinen
Fahnen versammelt hatte, war ein Zug gegen die
Westgothen in Languedoc. Die Ursache dieser Unter-
nehmung war gerecht, und sie macht Childebert's Her-
zen eben so viele Ehre, als großen Ruhm ihm der
Ausgang dieses Krieges erwarb.

13. Amalarich, Sohn des in der Schlacht bei
Vouillé gefallenen Alarich's, hatte nach dem Tode
seines mütterlichen Großvaters, des ostgothischen Kö-
nigs Theodorich's des Großen, ganz Spanien und
die in der Gallia Narbonensis den Westgothen noch
gehörigen Länder erhalten. Narbonne ward der Sitz
seiner Regierung. Um dem zwischen Westgothen und
Franken geschlossenen Frieden, durch befreundete Fa-
milienverhältnisse, eine noch festere Stütze zu geben,
hatte Amalarich sich um die Hand einer fränkischen
Prinzessin beworben, und Clotildis, Chlodowig's
Tochter, mithin Childebert's und Chlothar's Schwe-
ster, zur Gemahlin erhalten.

14. Clotildis war ganz das Bild ihrer from-
men Mutter; und in der Lehre der römisch-katho-
lischen Kirche wohl unterrichtet, hing sie derselben
mit unverbrüchlicher Treue an. Amalarich gab sich
alle Mühe, seine Gemahlin ebenfalls in seinen aria-
nischen Wahn zu verstricken. Als er sah, daß seine
Bitten, wie alle seine Schmeicheleien fruchtlos wä-
ren, behandelte er sie mit einer, an Unanständig-
keit immer zunehmenden und oft selbst an Grau-
samkeit gränzenden Härte; gab sie sogar öffentlichem
Hohne Preis, und ließ z. B. geschehen, daß der

arianische Pöbel, so oft die Königin in die katholische Kirche ging, sich laut die gröbsten Schmähungen gegen sie erlaubte, und mit Koth und Steinen nach ihr warf. Alles dieses ertrug die fromme Königin mit Geduld; freuete sich sogar noch, ihres guten Bekenntnisses wegen Schmach zu leiden. Als aber die Beleidigungen ihres Gemahls immer grausamer wurden, und Amalarich sich endlich so weit vergaß, daß er seine Gemahlin mit Schlägen so sehr mißhandelte, daß Blut von ihrem zarten Körper floß, faßte sie endlich den Entschluß, ihrem Bruder Childebert ihr trauriges Schicksal und die Grausamkeit ihres Gemahls zu entdecken. Durch einen geheimen Boten ließ sie Childebert von ihren Leiden unterrichten und übersandte ihm als einen Beweis derselben ein ganz von ihrem Blute gefärbtes Schnupftuch.

15. Childebert liebte seine Schwester; sie aus den Händen ihres Tyrannen zu befreien, war sein erster und letzter Gedanke, und ohne von seinem Bruder Chlothar Hülfe zu fordern, beschloß er ganz allein, die seiner Schwester und in ihr seinem ganzen Hause angethanene Schmach zu rächen. Auf seinem Marsche durch die Landschaft Berri besuchte er einen heiligen Einsiedler, Namens Eusicius. Childebert wollte ihm fünfzig Goldstücke zum Geschenke machen, um solche seiner Seits dann wieder unter die Armen zu vertheilen. Eusicius weigerte sich des ihm angebotenen Geschenkes. „Lasse," sagte er zu Childebert, „dein „Geld durch Andere unter die Armen vertheilen; mein „Geschäft ist blos, daß ich Tag und Nacht zu Gott „um Verzeihung meiner Sünden flehe. Uebrigens, „großer Monarch! ziehe mit Zuversicht gegen deine „Feinde, denn du gehest einem gewissen Sieg entgegen." Die prophetischen Worte des Einsiedlers belebten auf das neue den Muth des Königs und sei-

ner Franken; und Childebert versprach, wenn die Prophezeihung des frommen Greises in Erfüllung gehen würde, bei der Einsiedelei desselben ein Kloster und eine Kirche zu erbauen.

16. Nicht ferne von Narbonne stießen beide Heere auf einander. Es kam sogleich zu einer entscheidenden Schlacht. Beide germanische Völker fochten mit gleicher Tapferkeit, und es dauerte lange, bis der Sieg für einen der beiden kämpfenden Theile sich entschied. Amalarich wollte das Centrum des Feindes mit verdoppelten Kräften angreifen. Er zog daher einen Haufen Gothen, welche einen Hügel besetzt hielten, an sich; aber der Hügel hatte die linke Flanke seines Heeres gedeckt. Amalarich's falsche Bewegung ward sogleich von den Franken trefflich benutzt, das Heer der Westgothen von ihnen überflügelt und von der Seite und in dem Rücken angegriffen. Dieß entschied das Schicksal des Tages; die Gothen wurden geschlagen und völlig zerstreut. Amalarich rettete sich durch die Flucht, erreichte glücklich seine Flotte und hatte sich schon eingeschifft, um nach Spanien zu segeln, als ihm auf einmal einfiel, daß es wohl noch Zeit seyn könnte, verschiedene Kostbarkeiten, welche er in seinem Palaste in Narbonne vergessen hatte, ebenfalls auf die Schiffe bringen zu lassen. Er stieg also wieder an das Land und ging nach Narbonne zurück. Aber früher, als er vermuthet hatte, waren die siegreichen Franken herbeigeeilet. Ein feindlicher Haufen warf sich zwischen die Stadt und den Hafen und schnitt dem Westgothen-König den Rückweg nach demselben ab. Zu gleicher Zeit drangen die Franken von allen Seiten in die Stadt. Amalarich wollte jetzt in einer katholischen Kirche einen Ort der Zuflucht und der Sicherheit suchen, ward aber, gerade als er in dieselbe hineintreten wollte, an der Kirchen-

Proc. bell. goth. l. 1. c. 3.

thüre mit einem Wurfspieße von einem fränkischen Soldaten getödtet.*)

17. Bei seinem Kriege gegen Amalarich beabsichtete Childebert keine Eroberungen; er wollte blos seine Schwester befreien und ihren Tyrannen bestrafen. Da dieser doppelte Zweck jetzt erreicht war; so zog nun auch Childebert, nachdem er sich der von Amalarich hinterlassenen Schätze bemächtiget hatte, mit seiner Schwester Clotildis wieder in seine Staaten zurück. Aber die fromme Dulderin starb unterweges, und ward zu Paris in der Genoveva-Kirche neben ihrem Vater Chlodowig begraben. Von den westgothischen Besitzungen in Languedok eignete Childebert sich nichts zu, als blos die Stadt und das Gebiet von Toulouse, weil beides seine Schwester Clotildis als Heirathsgut dem westgothischen Könige zugebracht hatte.

18. Unter Amalarich's Schätzen befand sich eine große Menge heiliger Gefäße, größtentheils von ge-

*) Mit dieser Erzählung Gregor's von Tours und der übrigen fränkischen Geschichtschreiber stimmt jene des Isidor's von Spanien nicht überein. Letzterm zu Folge ward Amalarich nicht in Narbonne erschlagen; sondern er entkam glücklich nach Barcellona in Spanien, wo er aber nach wenigen Tagen von der Hand eines seiner eigenen Unterthanen, wahrscheinlich auf Betrieb des Theudes, Amalarich's Nachfolgers, ermordet wurde. — Uebrigens müssen wir noch bemerken, daß, wenn Gregor sagt: Childebert sey mit seinem Heere nach Spanien gezogen, man hierunter nicht die Halbinsel jenseits der Pyrenäen verstehen muß; indem die Länder, welche den Westgothen in Gallien gehörten, so wohl von Gregor selbst, als auch noch andern Schriftstellern jener Zeit, gar oft Hispania citerior, das dißseitige Spanien, genannt wurden.

[illegible] Golde und mit den kostbarsten Steinen be-
setzt. Childebert wollte nicht, daß sie eingeschmolzen und noch viel weniger zu irgend einem profanen Gebrauche verwendet würden; sondern vertheilte sie unter sämmtliche Kirchen seines Landes. Um sein bei der Einsiedelei des heiligen Eusicius, der ihm den glücklichen Erfolg seines Feldzuges vorhergesagt hatte, gemachtes Gelübde zu erfüllen, bauete Childebert an den Ufern der Cher eine Kirche und ein Kloster, wovon der erwähnte Heilige die Leitung übernahm und das nachher unter dem Namen der Abtei Celle in Berry so berühmt ward.

19. Während der Minderjährigkeit Amalarich's hatte dessen Vormünder, Theodorich der Große, dem Theudes, einem vornehmen Gothen, die Statthalterschaft in Spanien und den Oberbefehl über das dort stehende Heer der Westgothen übertragen. Durch Tapferkeit und Kriegskunde, wie durch weise und gerechte Verwaltung gewann Theudes die Liebe und Achtung der Nation, und da Amalarich keine Kinder hinterließ, so ward jetzt Theudes von den Westgothen zum Könige gewählt. Unter ihm ward der königliche Sitz für alle folgende Zeiten nach Spanien verlegt.

XXIV.

1. Thiederich's und Childebert's Waffenglück gegen die Thüringer und Westgothen schwellte auf das neue den Muth der Franken, deren wilder Hang zu Krieg und Raub ohnehin stets neue Nahrung verlangte. Die Eroberung Burgunds war der Lieblingsgedanke der Nation. Um dieses Reich der fränkischen Herrschaft zu unterwerfen, schlossen daher

Chlothar und Childebert auf das neue wieder mit einander gegen Godemar einen Bund; diesem beizutreten, ward auch der König von Austrasien, welcher so eben von seinem Zuge gegen Thüringen zurückgekommen war, von seinen Brüdern eingeladen. Aber Thiederich's persönliches wie Staatsinteresse war diesfalls von jenem seiner Brüder ganz verschieden. Er hatte Godemar's Schwester zur Gemahlin, wollte daher nicht zur Entthronung und Beraubung seines Schwagers mitwirken; zu dem hatte er, weil ein Sohn Clodwig's aus dessen erster Ehe, auf Burgund nicht die nämlichen Ansprüche, wie seine von seinem Vater mit der burgundischen Prinzessin Clotildis erzeugten Brüder; endlich lag ihm auch die Wiedereroberung der schönen Landschaft Auvergne ungleich mehr am Herzen, als ein Zug gegen das burgundische Reich.

2. Als Thiederich's Unterthanen hörten, daß ihr König mit Childebert und Chlothar nicht gemeinschaftliche Sache gegen die Burgunder machen wollte, brach ein Aufstand unter ihnen aus; sie droheten ihrem Oberherrn, ihn zu verlassen und den Fahnen seiner Brüder zu folgen, wenn er seine unbedeutende Privatsache einer so wichtigen Nationalangelegenheit vorziehen würde. Thiederich wußte jedoch bald wieder die Gemüther seiner Franken zu beruhigen; er versprach ihnen den Raub und die Plünderung von ganz Auvergne. „Folget mir," sagte er zu ihnen, in das Land der Arverner; dort werdet ihr Gold, Silber, Sclaven, Vieh und die prächtigsten Gewänder im Ueberflusse finden; der Reichthum der Beute wird eure kühnsten Wünsche übersteigen." Solchen Gründen vermögen freilich raublustige Völker nicht leicht zu widerstehen. Ein allgemeiner, froher Zuruf des Heeres versicherte Thiederich, daß seine

Beredsamkeit gesiegt habe und seine Franken nun bereit wären, ihm zu folgen, wohin er sie führen würde.

3. Childebert und Clothar mußten nun allein und ohne den Beistand ihres ältesten Bruders die Eroberung von Burgund unternehmen. Aber Godemar war jetzt mächtiger als je. Gleich nach Theodorich's des Großen Tode hatte ihm Amalasuntha alle dem burgundischen Reiche von ihrem Vater entrissene Städte und Gebiete, jedoch unter einem von ihr abhängigen Verhältniß, wieder zurückgegeben; durch weise und sparsame Verwaltung war seine Schatzkammer gefüllt, und die, seit zehn Jahren ununterbrochenen Friedens, ungemein gestiegene Bevölkerung seines Reiches setzte ihn in den Stand, ein eben so zahlreiches Heer, als die Könige von Paris und Soissons, in das Feld zu stellen.

Cass. Var. l. 11. ep. 1.

4. Aber nur dann gelingen die Plane menschlicher Weisheit und Klugheit, wenn dieselben zu dem großen Plane der göttlichen Weltregierung passen. Die fränkische Macht war bestimmt, einst eine das ganze Abendland beherrschende Macht zu werden. Burgund mußte demnach jetzt fallen und die Alpen von dieser Seite einstweilen die Grenzen der fränkischen Monarchie werden. Trotz aller seiner Klugheit und Tapferkeit, ward es also dennoch wieder Godemar's Loos, überall von den Franken geschlagen zu werden. Der erste Feldzug war schon ziemlich unglücklich für ihn. Er verlor die Städte und Gebiete von Anthün und Vienne; aber unermüdet thätig und reich an Hülfsmitteln, wußte er, ungeachtet seines Verlustes, dennoch die fernern Fortschritte der Franken zu hemmen. Was sie gewonnen hatten, war zwar Godemar nicht mehr im Stande ihnen zu entreißen; aber die fränki-

schen Könige vermochten eben so wenig, ganz Burgund sich zu unterwerfen, und die gänzliche Bezwingung und völlige Eroberung dieses Reiches konnte erst nach zwei oder drei Jahren, nachdem nämlich Thiedebert, nach dem Tode seines Vaters, den Thron von Austrasien bestiegen hatte, durch die vereinten Kräfte aller drei Könige, mithin der gesammten, mächtigen fränkischen Nation vollbracht werden.

5. Während Childebert und Clothar in Burgund alle Hände voll auf zu thun hatten, war Thiederich mit seinem, durch wilde germanische Völkerstämme verstärkten Heere in das schöne und fruchtbare Land der Arverner gezogen. Die Provinz ward bald gezwungen, sich ihrem rechtmäßigen Oberherrn wieder zu unterwerfen; aber allen Begriff übersteigt der Greul der Verwüstung, welchen Thiederich's raubgierige Schaaren über die ganze, eben so reizende als fruchtbare Oberfläche von Auvergne verbreiteten. Weinberge, Gärten, Landhäuser, Flecken und Dörfer wurden verbrannt und von Grund aus zerstört, und endlich ward bisweilen selbst des Heiligthums der Kirchen nicht mehr geschont. In Brivas hatten die Einwohner alle ihre Kostbarkeiten und was sie nur immer von Werth besaßen in die Kirche des heiligen Julianus geflüchtet. Ein Haufe nach Beute ausgehender Krieger war bis dahin vorgedrungen. Beim Anblicke einer mit Kostbarkeiten jeder Art angefüllten Kirche vergaßen sie alle vom Könige zum Schutze der Klöster, Kirchen und Kapellen gegebene Befehle. Sie machten einen Versuch, in die Kirche einzubrechen; aber die Thüren waren inwendig verriegelt und widerstanden ihrem Andrange. Ein Soldat, frecher als seine Kameraden, zerschlug ein Fenster der Kirche, stieg durch dasselbe in den Chor hinein und öffnete den Uebrigen den Eingang. Ohne einen Unterschied zu

machen zwischen dem, was der Kirche oder den Einwohnern gehörte, ward alles mit tempelräuberischer Eilfertigkeit hinweggeschafft; der Altar und die Sacristei wurden geplündert, und die sacrilegische Beute ward vor den Thoren von Brivas getheilt. Diesen damals noch unbekannten, mithin unerhörten Frevel ließ jedoch König Thiederich nicht unbestraft. Die Urheber desselben wurden auf seinen Befehl hingerichtet, auch ward alles geraubte Gut der Kirche wieder zurückgegeben.

6. Nur die Hauptstadt der Provinz und die beiden festen Schlösser Jovolatrum (heute zu Tage Outre) und Meriolac, trotzten noch den Waffen ihres Oberherrn. Jovolatrum ward durch Verrätherei gewonnen. Ein schlechter Priester, Namens Proclus, dessen Seele mit einem schweren Verbrechen gegen den heiligen Quintian belastet war, hatte sich kurz vorher in diese Feste begeben, und nun verrieth einer seiner Diener die Burg an den Feind, gerade da er im Begriffe stand, wieder vor derselben abzuziehen. Keiner lebenden Seele ward geschonet, und Proclus, der sich in die Kirche geflüchtet hatte, an den Stufen des Altars erschlagen. Nicht so leicht, oder vielmehr völlig unmöglich war es den Franken, sich des Schlosses Meriolac zu bemächtigen. Die Feste war unbezwingbar; sie lag auf einen schroffen, hundert und zwanzig Fuß sich über die Bodenfläche erhebenden Felsen. Innerhalb der Festungswerke war ein großer Wasserbehälter und gerade so viel Ackerland als nöthig war, die Besatzung zu ernähren. Das Schloß konnte weder erstürmt, noch durch Hunger zur Uebergabe gezwungen werden. Als die Franken wieder abgezogen waren, wagten es fünfzig Mann von der Besatzung, aus der Burg den Felsen herabzukommen und, um vielleicht noch einige Beute zu

finden, die nächstumliegende Gegend zu durchstreifen. Aber sie stießen auf eine weit stärkere feindliche Parthei und wurden von derselben sämmlich zu Gefangenen gemacht. Dieser Fang hatte für die Franken wenig Werth; denn sie waren mit Gefangenen schon überladen, und Geld, so wenig es auch seyn mochte, war ihnen lieber als neue Gefangene. Den fünfzig Mann banden sie also die Hände auf den Rücken und führten sie wieder unter die Mauern von Meriolac zurück. Ueber dem entblößten Nacken der unglücklichen Schlachtopfer blitzten gezückte Schwerter, und den Burgbewohnern wurde nun die Wahl gelassen, entweder ihre Freunde und Waffenbrüder unter ihren Augen niedermetzeln zu sehen, oder für jeden Kopf ungefähr einen Goldgulden zu bezahlen. Das unbedeutende Lösegeld ward erlegt und die Gefangenen wurden wieder freigegeben.

7. Aber auf das höchste erzürnt war Thiederich gegen die Hauptstadt der Provinz; er war entschlossen, eine furchtbare Rache an ihr zu nehmen; und als die Belagerung begann, erklärte er öffentlich, daß, wenn er Clermont erobert haben würde, er diese Stadt der Willkühr seiner Soldaten überlassen, ihre Ringmauern niederreißen und den Bischof von Clermont, den heiligen Quintian, auf immer aus der Provinz verbannen wolle. Die Besatzung leistete zwar tapfern Widerstand; aber es war vorauszusehen, daß sie demungeachtet doch bald den wiederholten Angriffen der Feinde würde unterliegen müssen. In dieser allgemeinen Noth ward ein heiliger Bischof der Retter der trostlosen, schon ganz nahe am Rande ihres völligen Unterganges schwebenden Stadt. Nach einem vier und zwanzigstündigen, mit Gebet verbundenen Fasten hielt der heilige Quintian bei einbrechender Nacht mit seiner ganzen Geistlichkeit eine Prozes-

sion um die Mauern von Clermont; er sang Bußpsalmen, vergoß häufige Thränen und flehete aus dem Innersten seines Herzens zu Gott um Erbarmung für die verlassenen, von einem furchtbaren Feinde so hart bedräueten Einwohner. Nicht unerhört blieb das Gebet des heiligen Greises — Quintian war damals ein und neunzig oder zwei und neunzig Jahre alt. — Noch in der nämlichen Nacht ward König Thiederich durch ein furchtbares Traumgesicht aus dem Schlafe geschreckt. Ganz außer sich sprang er aus dem Bette, verließ sein Zelt und lief besinnungslos einige hundert Schritte längs dem Lager hin. Endlich rief er einen seiner Vertrauten, Namens Hilping, und erzählte diesem, was ihm so eben widerfahren war. Der edle Franke bemerkte dem König, daß dieses Traumbild wohl ein Wink von der Hand der Allmacht seyn könnte; Quintian stünde im ganzen Lande im Rufe großer Heiligkeit, und das Gebet eines solchen Mannes wäre mächtiger, als ein ganzes Heer; er rathe ihm also, seinen Zorn fahren zu lassen und gelindere und mildere Wege gegen die Stadt zu versuchen. Thiederich befolgte den Rath des braven Hilping's, ließ der Stadt Clermont Gnade, Verzeihung und völlige Sicherheit der Personen wie des Eigenthums antragen, und die über diese königliche Milde höchst erfreuten Einwohner öffneten nun willig dem Könige die Thore ihrer Stadt. *) Bald darauf kam zwischen Thiederich

Greg. Tour. vit. PP. c. 4.

*) Bald darauf starb der heilige Quintian. Ungemeine Milde gegen die Armen war ein vorherrschender Zug seines Herzens; aber seine, oft ganz grenzenlose Freigebigkeit gegen Dürftige und Nothleidende übertraf doch noch die äußerst zarte und schonungsvolle Weise, mit welcher er sie behandelte. Vor den Lumpen eines Bettlers hatte er beinahe mehr Ehrerbietung, als vor dem verbrämten Gewand eines römisch-gallischen Senators. Ward ein Armer bei ihm gemeldet; so ließ er alles

und Childebert ein Vergleich zu Stande. Unter einem Eide versprachen beide sich gegenseitige Freundschaft und friedliches Benehmen. Thiederich ernannte hierauf einen seiner Verwandten, Namens Sigisbald,*) zum Statthalter von Auvergne, ließ sich zum Unterpfande der künftigen Treue der Einwohner eine Menge Geißeln ausliefern und zog mit seinem Heere nach Hause.

8. Die Zahl der Geißeln, welche König Thiederich nach Austrasien folgen mußte, war sehr groß und größtentheils eine auserlesene Schaar der edelsten Jünglinge aus den vornehmsten und ältesten Geschlechtern von Auvergne. Sie wurden an vornehme Franken vertheilt und unter deren Aufsicht gestellt. Aber leider! sollte bald Verlust der Freiheit und die niedrigste Knechtschaft das traurige Loos dieser hoffnungsvollen Jugend werden. Es dauerte nicht lange, so verbreitete sich an Thiederich's Hoflager ein zur Hälfte ganz falsches und zur andern Hälfte höchst entstelltes Gerücht von einer abermaligen geheimen Verbindung zwischen Childebert und den Auvergnern; und ohne lange zu forschen, was an dieser Nachricht wahr oder falsch seyn könnte, ward nun sogleich die

stehen, um sich mit diesem zu beschäftigen; oder schickte auch auf der Stelle einen seiner Geistlichen, dem er dann gewöhnlich zu sagen pflegte: „eile, eile; vielleicht ist es „Jesus Christus selbst, welcher in der Gestalt eines Ar„men zu uns kömmt." — Das Andenken des heiligen Quintian's ehrt die Kirche am 13. November.

*) Dieser Sigisbald machte dem heiligen Quintianus in dessen letzten Tagen noch sehr vielen Verdruß; aber nicht ungestraft; denn es dauerte nicht lange, so ward er ungerechter und drückender Verwaltung wegen bei König Thiederich angeklagt, gefangen nach Metz geführt, und bald darauf auf Thiederich's Befehl dort hingerichtet.

ganze edle Schaar der Geißeln in den Sclavenstand versetzt und von ihren neuen Herren zu den härtesten und niedrigsten Arbeiten verdammt. Nicht unmerkwürdig ist die Geschichte eines dieser Jünglinge, Namens Attalus, Neffen des damaligen Bischofes von Langres. Da dieser Bischof, ein Mann von hohem Verdienste, der Urgroßvater Gregor's von Tours war; so erzählt auch letzterer mit einer ganz besondern, selbst ziemlich redseligen und auch des mindesten Umstandes nicht vergessenden Vorliebe die sonderbaren Abentheuer des Neffen seines Urgroßvaters.

9. Unserm Geschichtschreiber, dem Gregor von Tours, zu Folge, war Attalus einem vornehmen, aber, wie es scheint, noch sehr rohen und wilden Franken in dem Distrikt von Trier zu Theil worden. Der Barbar machte den edeln Jüngling zu seinem Stallknecht und übertrug ihm die Wartung seiner Pferde. Der um das Schicksal seines Neffen äußerst bekümmerte Bischof sandte, um etwas von demselben zu erfahren, nach allen Seiten Kundschafter aus, und diesen gelang es endlich, nach langer und mühsamer Nachforschung, den Neffen ihres Herrn mitten in seiner niedrigen, seiner Geburt so ganz unwürdigen Beschäftigung zu entdecken. Sogleich ließ Gregor — so hieß der Bischof von Langres — ein sehr ansehnliches Lösegeld für die Freiheit seines Neffen dem Franken anbieten. Aber aus Stolz oder Geiz verschmähete dieser den ihm gemachten Antrag und erhob seine Forderung bis zu der übermäßigen Summe von zwölf Pfund Goldes. Gregor war außer Stande, diese für ihn und die damaligen Zeiten ganz ungeheure Summe zu bezahlen, mußte daher seinen Neffen dessen traurigem Geschicke überlassen, sank aber nach und nach in sichtbaren, immer mehr an seinem Herzen nagenden Gram.

10. Jedes Unglück, jedes Leiden hat seinen Wendepunkt; hat es diesen erreicht, dann nahet auch die Hülfe, und oft gerade von einer Seite, von welcher man sie am wenigsten erwartet. Der Bischof von Langres hatte einen Sclaven, Namens Leo, und aus warmer Theilnahme an dem Kummer seines Herrn, erbot sich dieser Sclave, den Neffen seines Bischofes, es möchte auch kosten, was es wolle, aus der Knechtschaft zu befreien.

11. Ohne Zeit zu verlieren reiset Leo jetzt in die Gegend von Trier, entwirft dort allerlei Pläne, kann aber, trotz aller seiner Schlauheit, weder den jungen Attalus sprechen, noch auch in das Haus dessen Herrn sich einschleichen. Jeder Verzögerung bald überdrüssig, geht der treue Diener zu einem Sclavenmäkler und sagt diesem, daß er ihn an einen gewissen fränkischen Herrn, in dessen Dienst er zu treten wünsche, als Sclave verkaufen könne. Mit beiden Händen ergreift der Mäkler eine so schöne Gelegenheit, Geld zu gewinnen, führt den Leo zu dem Franken; und dieser, ungemein erfreut, als er hörte, daß der ihm angetragene Sclave ein in allen Künsten der Kochkunst höchst erfahrener, seines Gleichen suchender Koch sey, kauft ihn, ohne lange zu handeln, sogleich, für zwölf Goldstücke.

12. Attalus und nunmehr auch Leo's Herr liebte die Freuden der Tafel bis zur Unmäßigkeit, und setzte seinen vorzüglichen Stolz darein, die mit ihm schwelgenden Gäste durch die seltensten und ausgesuchtesten Leckerbissen, die sie selbst an der Tafel des Königs nicht finden würden, zu überraschen und zu erfreuen. Leo entsprach vollkommen den Wünschen seines Herrn; täglich wurde dessen Tafel mehr gerühmt; und je mehr diese gerühmt ward, je höher stieg Leo in der Gunst

seines Herrn, und zwar so, daß dieser nach Verlauf eines Jahres ihm sein ganzes Hauswesen anvertraute und ihn über alle seine übrigen Diener setzte.

13. Dem Ziele seiner Wünsche war nun Leo ziemlich nahe gerückt. Als daher eines Tages sein Herr wieder eine Menge Freunde und Anverwandte eingeladen hatte und alle Gäste, nach einer halben, an der Tafel durchschwelgten Nacht, völlig berauscht und taumelnd nach ihrem Lager gewankt waren, ging Leo in den Stall zu dem Attalus; weckte ihn auf und sagte ihm, daß er sich schnell ankleiden, zwei Pferde satteln und zur Flucht sich jeden Augenblick bereit halten möchte. Als Leo glaubte, daß sein Herr jetzt in dem ersten, mithin tiefesten Schlafe versunken seyn müßte, ging er in dessen Gemach, entwendete ihm Speer und Schild, schloß dann die große Hofthüre auf, half dem Attalus die Pferde leise aus dem Stalle ziehen, setzte sich mit ihm zu Pferde und ermahnte ihn, nun wo es Leben und Freiheit gelte, der flüchtigen Rosse ja nicht zu schonen.

14. Aus Besorgniß, daß sie, wenn man ihnen nachsetzte, sich mit ihren Pferden nicht so leicht würden verbergen können, stiegen sie ab, sobald sie das Ufer der Mosel erreicht hatten, ließen die Thiere laufen und erreichten durch Schwimmen das jenseitige Ufer. Drei Tage und drei Nächte irrten sie in den anstoßenden, ungeheuern Wäldern herum, blos von wilden Baumfrüchten, vorzüglich von wilden Pflaumen sich nährend. Auf einmal hören sie das Geräusch mehrerer Pferde. Schnell verbergen sie sich in das dunkelste Dickicht, erkennen jedoch bald zu ihrem größten Schrecken ihren Herrn unter den Reitern, und hören sogar, wie er zu seinen Begleitern sagt, daß, wenn er die flüchtigen Schelme einholen würde, er

mit eigener Hand den Einen in Stücken zerhauen, den Andern aber an dem nächsten besten Baume aufhängen lassen wolle.

15. Nach vielen Mühseligkeiten und ausgestandenen Aengsten führte ihr guter Schutzgeist sie endlich zu der einsam gelegenen Wohnung eines Priesters in der Diöces von Rheims. In diese treten sie ein, machen den frommen Bewohner derselben in wenigen Worten mit ihrem Stande und ihren Schicksalen bekannt und überlassen alles Uebrige dem Gefühle seines eigenen Herzens. Was in seinen Kräften stand, that jetzt der gottesfürchtige Priester, labte ihre erschöpften Körper mit Speise und Trank, verbarg sie einige Zeit gegen die Nachforschungen ihrer Feinde und führte sie selbst, da er aller Wege und Nebenwege kundig war, über die Grenzen des austrasischen Reiches, und endlich nach Langres in die Arme des Bischofes.

16. Gregor vergoß Thränen der Freude, als er seinen längst schon für immer verloren geglaubten Neffen wieder umarmte. Beide dankten Gott für die glückliche Rettung; aber der treue und kühne Leo wurde nebst seiner ganzen Familie von dem Bischofe sogleich in Freiheit gesetzt, erhielt noch überdieß einen schönen und einträglichen Maierhof und durchlebte nun alle seine übrigen Jahre in Gemächlichkeit und Ruhe.

XXV.

1. Thiederich's lauernder Aufmerksamkeit war der zerrüttete, von allen Seiten gefährdete Zustand des ostgothischen Reiches nicht entgangen; auch nicht

die Entkräftung der durch ihre letzte Niederlage geschwächten Westgothen. Daß der König von Austrasien diesen Zusammenfluß ihm so günstiger Verhältnisse zu seinem Vortheile benutzen werde; dieß war von einem so kriegerischen, stets mit neuen Eroberungsplanen sich beschäftigenden Fürsten zu erwarten. Mit seinem Bruder, dem Könige von Soissons, trat er also in Bund, um den Ost- und Westgothen alles, was sie noch in Gallien besaßen, zu entreissen. Da Chlothar jetzt gegen Burgund Krieg führte, gab er seinem ältesten Sohne Guntram den Auftrag, mit einem Heere gegen die westgothischen Besitzungen vorzurücken. Aber Guntram kam nur bis in die Landschaft Rouergue, hielt sich hier eine kurze Zeit auf und zog dann unverrichteter Dinge wieder nach Hause.

2. Aber desto thätiger war Theodebert, König Thiederich's Sohn. Er nahm den Westgothen, während deren neuer König Theudes in dem Innern seines Reiches jenseits der Pyrenäen mehr, als ihm lieb seyn konnte, beschäftiget war, eine Stadt nach der andern, ein festes Schloß nach dem andern hinweg. Diese Operationen waren indessen bloß strategische Vorbereitungen, welche einer ungleich wichtigern Eroberung, nämlich jener der ganzen Provence, vorangehen sollten. Wirklich unternahm auch Theodebert schon in diesem Feldzuge die Belagerung von Arles. Aber die ostgothische Besatzung leistete tapfern Widerstand, die Belagerung zog sich in die Länge, und die günstige Jahreszeit war größtentheils verstrichen. Theodebert nahm also den ihm gemachten Antrag an, und zog gegen eine sehr bedeutende Summe Geldes, welche die Einwohner ihm auszahlten, vor der Stadt wieder ab.

3. Indessen eroberte Theodebert doch verschie-

dene feste Schlösser; einige ergaben sich ihm freiwillig; unter andern auch die Burg Capraria (Cabriere). Befehlshaber darin war eine junge, schöne Dame, Namens Deutheria, deren Gemahl, als das fränkische Heer heranzog, in eine entferntere Stadt geflohen war. Den Burgbewohnern hatte Theudebert sagen lassen, daß, wenn sie sich widersetzen würden, er ebenfalls, nach Erstürmung der Burg, selbst nicht des noch lallenden Säuglings schonen würde. Deuteria ließ ihm zurücksagen, einem unüberwindlichen Helden, wie er wäre, könne niemand widerstehen; er möge nur kommen und von der Burg Besitz nehmen. Sie selbst legte ihren kostbarsten Schmuck an, that alles, was die Kunst vermochte, um durch geschmackvoll gewählten Anzug ihre natürlichen Reize zu erhöhen, ging hierauf, um ihn zu begrüßen, dem Prinzen entgegen; und machte den Theodebert, der gleich beim ersten Anblicke von ihrer Schönheit gefesselt ward, nun auch ihrer Seits zum Gefangenen. Zwar war Theodebert erst unlängst mit Visigardis, des longobardischen Königs Waco Tochter, vermählt worden, auch hatte, wie wir so eben gehört, Deutheria schon einen Gemahl; aber alles dieses waren damals nur schwache Hindernisse, sobald es darauf ankam, die Begierden eines Königs oder mächtigen Großen zu befriedigen, und der Prinz nahm von der Stunde an nun auch Deutheria zu sich in sein Bette.*)

*) Als Theodebert bald darauf König ward, ließ er die Deutheria zu sich nach Metz kommen und behandelte und ehrte sie, wie eine rechtmäßige Gemahlin. Aber seine Franken wurden endlich der Sache müde und murrten laut darüber, daß ihr König die longobardische Prinzessin, diese ihm feierlich angetraute Gemahlin, völlig vernachlässige. Theodebert fand für rathsam, seine Geliebte auf einige Zeit zu entfernen; kehrte hierauf zu sei-

4. Theodebert ging hierauf nach Auvergne und rüstete sich zu dem nächst bevorstehenden Feldzuge. Aber mitten in den Entwürfen seines Ehrgeizes und seinen weit aussehenden Eroberungsplanen ward jetzt König Thiederich plötzlich von dem Tode hinweggerafft. Auf die erste Nachricht von der gefährlichen Krankheit seines Vaters, ließ Theodebert seine Deutheria in Auvergne und eilte nach Metz zurück. Er fand seinen Vater noch am Leben und erst einige Tage nachher verschied König Thiederich in den Armen seines Sohnes. — Den großen Eigenschaften des Verstorbenen hielten dessen nicht minder große Laster beinahe das Gleichgewicht. Thiederich herrschte mit Weisheit und Kraft und wußte durch sein Ansehen die Franken und andere wilde Nationen, die er seiner Herrschaft unterworfen hatte, in stetem Gehorsame zu erhalten. Selbst kriegerisch und des Krieges nicht unkundig, lebte er in ununterbrochener Fehde, ohne jedoch sich jemals darum zu bekümmern, ob die Ursachen seiner Kriege auch gerecht oder ungerecht wären. Ueberdieß

---

ner rechtmäßigen Gemahlin zurück, lebte mit derselben in der größten Eintracht, fing an, die Thorheiten seiner Jugend zu bereuen, und vergaß darüber seine Geliebte so sehr, daß er, als Wisigardis starb, nicht die Deutheria, sondern eine Andere zur Ehe nahm. — Wie es um das Herz der schönen Deutheria beschaffen gewesen seyn muß, läßt sich daraus abnehmen, daß sie ihre Tochter, als deren jugendliche Schöne sich zu entfalten anfing, und die Mutter befürchtete, daß das wandelbare Herz des Königs ihr dadurch könnte entzogen werden, sammt der Sänfte, an welche vorsätzlich zwei ausgesucht wilde Ochsen gespannt wurden, in einen Fluß stürzen und darin ersäufen ließ. — Uebrigens hatte Theodebert von seinen zwei rechtmäßigen Gemahlinnen keine Kinder, sondern blos von der Deutheria einen Sohn, Namens Theobald, welcher ihm auch nachher in der Regierung folgte.

war er heftig, aufbrausend und furchtbar in seinen Aufwallungen; dabei verschmitzt, Meister in der Verstellungskunst und treulos ohne Gleichen. Seinem Ehrgeize und seiner Herrschsucht war kein Opfer zu theuer, und um zu seinem Zwecke zu gelangen, ihm kein Mittel zu schlecht, wie verworfen an sich es nur immer auch seyn mochte. Die Güter, welche er der Kirche von Rheims schenkte, sind Beweise seiner Ehrfurcht, wenigstens für das äußere Gewand der Religion. Aber obgleich selbst nicht immer tugendhaft, wußte er dennoch die Tugend in Andern zu ehren, und den heiligen Nicetas erhob er blos deswegen auf den Stuhl von Trier, um ihn für die Freimüthigkeit zu belohnen, mit welcher derselbe ihn öfters wegen seinen Verirrungen und Lastern mit Worten bestraft hatte. An Staatsklugheit und kriegerischem Talente übertraf er indessen bei weitem seine Brüder. Er starb im fünfzigsten Jahre seines Alters und im drei- und zwanzigsten seiner Regierung. Ihm wird eine Art von Coder oder Gesetzsammlung zugeschrieben, welche die Gesetze der Franken, Alemannen, Thüringer und Bayern enthielt. Um die Gesetze der überwundenen Völker mit jenen der Franken in größere Uebereinstimmung zu bringen, ward an jenen Manches von ihm geändert, Verschiedenes noch hinzugefüget, aber alles, was auf das Heidenthum Bezug hatte oder Spuren davon enthielt, völlig unterdrückt und in die Gesetzsammlung nicht aufgenommen. Hat König Thiederich von Austrasien wirklich diese Gesetzsammlung veranstaltet; dann kann es auch keine Frage mehr seyn, ob die Bayern damals schon unter der fränkischen Oberherrschaft standen. Aber Jenes ist noch immer ein historisches Problem und nichts weniger, als vollkommen erwiesen.

5. Theodebert war noch zu rechter Zeit in Metz

angekommen, um die zu Gunsten seiner beiden Oheime, die ihn des väterlichen Reiches berauben wollten, sich erhebenden Faktionen zu unterdrücken. Geld und Geschenke theilte er unter seine Lehnsleute aus und ward, von diesen unterstützt, gleich nach dem Tode seines Vaters von der Nation als König anerkannt. Wirklich waren Clothar und Childebert schon mit einem Heere auf dem Wege, um Austrasien unter sich zu theilen. Sie glaubten den Theodebert noch abwesend, oder hofften wenigstens, ihn unvorbereitet zu überfallen. Als sie aber sahen, daß er in einer Verfassung war, ihnen die Spitze bieten zu können, hielten sie es für rathsamer, einen Vergleich mit ihm einzugehen. Sie erkannten sein Recht auf das Königreich Austrasien; und er versprach seiner Seits ihnen, zur Eroberung Burgund's nun seine Streitkräfte mit den ihrigen zu vereinigen.

6. Der Gesammtmacht der jetzt schon so angeschwollenen fränkischen Monarchie vermochte Godemar nicht zu widerstehen. Demungeachtet wagte er noch eine Schlacht, ward aber besieget und fiel bald darauf in die Hände seiner Feinde. Was aus ihm geworden ist, weiß man nicht, denn von jetzt an verschwindet er aus der Geschichte und das burgundische Reich ward unter Clothar, Childebert und Theodebert getheilt (534).

7. Theodebert hatte alle große Eigenschaften seines Vaters und Großvaters, jedoch ohne deren Laster, geerbt. Der Bischof Marius von Lausanne nennt ihn in seiner Chronik den großen König der Franken, und wirklich war Theodebert von allen bisherigen fränkischen Königen unstreitig der Größte. Eben so kriegerisch, tapfer und unerschrocken als Chlodowig und Thiederich, zeigte er bei den größten Gefahren

eine Heiterkeit und Gegenwart des Geistes, die selbst die Bewunderung griechischer Geschichtschreiber erregten. Er herrschte mit Weisheit, Gerechtigkeit und Milde; gewann durch Liebe die Herzen aller seiner Unterthanen; und seine Menschenfreundlichkeit verleugnete sich selbst nicht gegen Fremde oder Feinde; denn gar oft kaufte er mit dem Gelde aus seinem eigenen Schatze von seinen Franken deren Gefangene los und schenkte denselben wieder ihre Freiheit. Seine sündhafte Leidenschaft für Deutheria war blos ein Flecken seiner Jugend; denn nachdem er sie entlassen hatte, lebte er fortan in keuscher Zucht mit seiner Gemahlin. Seine Frömmigkeit war groß und ungeheuchelt, und bestand nicht blos darin, daß er einige Klöster stiftete, die Kirchen beschenkte und deren Diener ehrte, sondern daß er seine Leidenschaften zügelte, seine Begierden mäßigte, die Verirrungen seiner Jugend aufrichtig bereuete, Gott wahrhaft fürchtete und dessen strenge Gerichte stets vor Augen hatte. Den schönsten Beweis hierüber liefert ein Brief des heiligen Aurelianus von Arles an König Theodebert. Der heilige Bischof, dessen zartes Gewissen ihm auch nicht die mindeste Unwahrheit würde erlaubt haben, ertheilt darin des Königs Frömmigkeit die größten Lobsprüche und ermahnet ihn, der strengen Rechenschaft stets eingedenk zu seyn, die er über die geringste seiner Handlungen einst dem Könige aller Könige würde abzulegen haben. Da Theodebert durch die trefflichen Eigenschaften seines Herzens eine unumschränkte Herrschaft über die Gemüther aller seiner Unterthanen erlangt hatte; so ward sein Regiment auch im Auslande eben so geehrt als gefürchtet. Die Würde und Rechte seiner nur von Gott abhängigen Krone wußte Theodebert selbst gegen den mächtigen Kaiser des Orients mit Nachdruck zu behaupten; denn als es Justinian einfiel, mit unbegreiflicher Albernheit

Agath. l. 1.

den Beinamen Francicus anzunehmen; nahm Theodebert feierlich in Metz den Titel Augustus an. *)

Aber hierbei würde der seiner Würde bewußte fränkische Monarch es lange noch nicht haben bewanden lassen. An der Spitze von hunderttausend Franken war er schon fest entschlossen, durch Pannonien in Thracien und Illyrien einzurücken, und den alsdann in seinem Palaste zitternden Justinian vielleicht selbst in Constantinopel zu besuchen; und sicher würde er dieses kühne Unternehmen ausgeführt haben, hätte nicht der Tod seinem Leben und seiner Regierung ein für Frankreichs Glück leider! zu frühes Ziel gesetzt. Der König wollte auf der Jagd einen wilden Stier erlegen; aber das Thier, um dem Wurfspieße auszuweichen, rannte einen Baum über den Haufen, und durch den Fall desselben erhielt der König eine Wunde, welche, wo nicht noch an dem nämlichen Tage, doch gleich wenige Tage nachher seinem Leben ein Ende machte. Theodebert starb in einem Alter zwischen fünf und vierzig und fünfzig Jahren, und in dem vierzehnten einer größtentheils sehr ruhmvollen, und dabei alle seinem Zepter unterworfene Völker höchst beglückenden Regierung (548).

8. Schade, daß in einem so herrlichen Charakter die Geschichte dennoch einen, den Glanz so vieler andern Tugenden oft nicht wenig trübenden, Flecken zu

---

*) In der Medaillen-Sammlung des Collegiums Ludwig's XIV. in Paris befand sich lange Zeit eine, ihrer grossen Seltenheit wegen, äußerst kostbare Münze aus den Zeiten Theodebert's, worauf das Bild dieses Königs mit allen kaiserlichen Insignien, nebst der Legende geprägt war: Dominus noster Theudebertus *Augustus*. Man sehe des gelehrten französischen Jesuiten Longuevalls Geschichte der Gallicanischen Kirche. T. 2. p. 497.

rügen hat. Eine gar zu geringe Achtung für die Heiligkeit geschlossener Verträge und deren öftere treulose Verletzung werden König Theodebert nicht mit Unrecht zum Vorwurfe gemacht. Gleich in den ersten Jahren seiner Regierung hatte Theodebert mit Kaiser Justinian, der damals mit den Gothen in Italien in einen Krieg auf Leben und Tod verwickelt war, ein Bündniß geschlossen; aber einige Monate nachher schloß er ein ähnliches Bündniß auch mit den Gothen. Diese traten ihm jetzt die Provence und jenen Theil von Rhätien ab, welchen der große Theodorich den Allemannen einst eingeräumt hatte. Die ganze allemannische Nation kam dadurch zu dem fränkischen Reiche, und die beiden tapfern Brüder Leutharis und Buccelin, zwei allemannische Herzoge, erneuerten bald darauf in Italien das Andenken an den ehemaligen Waffenruhm ihrer kriegerischen Landsleute. Die Provence theilte Thiederich's Sohn mit seinen beiden Oheimen Clothar und Childebert; aber Rhätien ward mit dem austrasischen Reiche vereint, und Theodebert's Herrschaft erstreckte sich nun bis an den Lech.

9. Dieser nicht unbedeutenden Abtretungen ungeachtet, betrog Theodebert dennoch die Gothen, so wie er vorher schon den Kaiser betrogen hatte. Unter der Maske eines Bundesgenossen schickte er ein Heer nach Italien. Die Gothen, welche die Franken als Hülfsvölker betrachteten, ließen alle Päße unbesetzt. Ungestört gingen die Franken also auch über den Po; aber kaum hatten sie ihren Uebergang über diesen wichtigen Fluß bewerkstelliget, als sie die jenseits desselben stehenden schwachen gothischen Corps in Stücken hieben, hierauf die große gothische Armee angriffen, und diese, so wie zugleich auch die nicht minder überraschten, ihrer Meinung nach mit den Franken in freundlichem Vernehmen stehenden Römer, völlig auf das

Haupt schlugen. Dieser doppelte Sieg hatte keine Folgen. Pestartige Seuchen, welche unter dem fränkischen Heere ausbrachen, zwangen dasselbe, bald darauf wieder über die Alpen zurückzugehen; und eine durch Treulosigkeit befleckte Ehre, nebst dem völligen Verluste alles Zutrauens bei den Römern, wie bei den Gothen, waren die einzigen Früchte dieses wahrhaft schelmischen Feldzuges. Erst gegen das Ende seiner Regierung schloß Theodebert, als Justinian's lächerliche Großsprecherei ihn beleidiget hatte, einen aufrichtigen Bund mit den Gothen; und wahrscheinlich würde die mächtige Diversion der Franken das gothische Reich gerettet und den Kaiser gezwungen haben, zu seinem eigenen Schutze seine Truppen aus Italien zurückzurufen. Aber Justinian's glückliches Gestirn befreiete das römische Reich von der ihm drohenden Gefahr, und Theodebert's unvorgesehener, frühzeitiger Tod machte allen fernern Besorgnissen des Kaisers ein Ende.

10. An einem innern Kriege zwischen seinen beiden Oheimen Childebert und Clothar nahm Theodebert ebenfalls einen thätigen Antheil. Den fränkischen Geschichtschreibern hat es nicht gefallen, uns die Ursachen wissen zu lassen, warum die beiden Brüder sich entzweit hatten. Clothar war mit einem starken Heere in Childebert's Gebiete eingefallen und, alles verheerend und verwüstend, mit demselben schon bis an die Mündung der Seine vorgedrungen. Aber Theodebert kam jetzt dem Könige von Paris zu Hülfe. Die beiden vereinten Heere waren ungleich stärker und zahlreicher, als jenes des Königs von Soissons. Clothar ward von Feinden völlig umringt und in seinem Lager eingeschlossen. Sein Untergang schien unvermeidlich, und eine Theilung seiner Länder war allem Ansehen nach in dem Rathe seiner übermächtigen Feinde schon

entschieden. Aber die fromme Clothildis war bei Zeiten von dem verderblichen Bruderzwiste benachrichtiget worden. Ganze Stunden lang lag sie mit der heiligen Radegundis, Clothar's ehemaliger Gemahlin, an dem Grabe des heiligen Martinus auf ihren Knieen und flehete zu Gott, daß Er die feindlichen Herzen sänftigen und ihre beiden Söhne, die sie mit gleicher Zärtlichkeit liebte, ihr noch länger erhalten möchte. Das Gebet der gebeugten, trauernden Mutter ward erhört. — In der Nacht, welche dem Tage voranging, an welchem Clothar's Lager sollte erstürmt werden, brach plötzlich ein schreckliches, bei Menschengedenken unerhörtes, mit furchtbarem Blitze, Donner und Hagel vermischtes Ungewitter aus. Kaum daß Childebert's und Theodebert's Soldaten sich gegen den, wie Steine herabströmenden Hagel mit ihren Schilden noch schützen konnten. Viele davon wurden theils leicht, zum Theile auch ziemlich schwer verwundet. Unter schrecklichen Donnerschlägen und ununterbrochen die Finsterniß durchzückenden Blitzen tobte das Unwetter die ganze Nacht hindurch fort. Die Belagerer hielten es für eine übernatürliche Erscheinung, für ein schreckbares Vorzeichen der Ereignisse des kommenden Tages. Selbst Theodebert glaubte in dem rollenden Donner die dräuhende Stimme des über den unnatürlichen Bruderzwist erzürnten Gottes zu hören. Er rieth seinem Oheime Childebert, sich mit Clothar auszusöhnen. Dieß geschah gleich am Morgen des folgenden Tages; und die, welche noch vor wenigen Stunden sich gegenseitigen Untergang und Tod geschworen hatten, zogen nun vollkommen gesöhnt, freundlich und friedlich mit ihren Heeren wieder nach Hause. *)

---

*) Alle alten fränkischen Geschichtschreiber erzählen dieses

11. Aber unverträglich waren Ruhe und Friede mit dem unruhigen, kriegerischen Geiste der Franken und ihrer Fürsten. Clothar und Childebert vereinigten sich zu einem Zuge nach Spanien; gingen über die Pyrenäen, plünderten und verheerten die Landschaft Tarragon, belagerten fruchtlos Saragossa, wurden von Theudes geschlagen und gingen wieder nach Frankreich zurück. Um diese Schmach zu rächen, fielen sie im folgenden Jahre in Languedoc ein, schlugen nun auch ihrer Seits die Westgothen, und schlossen dann mit Theudes wieder Friede.

12. Bald nach Theodebert starb auch die verwittwete Königin Clothildis. Glühendes Verlangen, den Mord ihres Vaters, ihrer Mutter und ihrer Brüder an der Familie des Mörders derselben zu rächen, ist der einzige Makel, welcher ihren, in allem übrigen tadellosen, großen und edeln Charakter befleckt. Aber die trüben Tage, welche Gott über sie kommen ließ; und die schweren Leiden, die Er ihr auflegte, läuterten ihr Herz und ihre Tugend; und von dem Tage an, wo sie nach dem Tode ihrer geliebten Enkel sich auf immer nach Tours zurückzog, war ihr ganzes Leben durchaus das Leben einer wahren Heiligen.

Ereigniß gerade so, wie wir es jetzt unsern Lesern mitgetheilet haben, und betrachten es zugleich als ein offenbares Wunder. Möge indessen das schreckliche Ungewitter blos eine gewöhnliche, nur jetzt besonders furchtbare Naturerscheinung gewesen seyn; so ward dadurch doch immer der wohlthätige Zweck der, auf das vertrauensvolle Gebet zweier heiligen Frauen, wohlgefällig herabblickenden Vorsehung vollkommen erreicht. Die ganze Natur, alle Elemente, alle geschaffene lebende und leblose Wesen sind Diener des allerheiligsten Willens Gottes; und Alle dienen ihm mit Jubel und Freude, nur leider! nicht — der Mensch.

13. Dem König Theodebert folgte dessen kaum noch dreizehn oder vierzehnjähriger Prinz Theobald auf dem Throne von Austrasien. Der junge Monarch hatte alle sanfte Eigenschaften des Herzens seines Vaters; er war gütig, herablassend, gegen jedermann freundlich und mild; schien aber den Frieden zu lieben, verlor daher bald die von seinem Vater jenseits der Alpen errungenen Besitzungen und starb schon in dem siebenten Jahre seiner Regierung, da er kaum ein Alter von zwanzig oder ein und zwanzig Jahren erreicht hatte (555).

14. Theobald war mit Waldrada, einer longobardischen Prinzessin, vermählt gewesen, hatte aber mit ihr keine Kinder gezeuget. Als er starb, lag auch der eine seiner Großoheime, Childebert, zu Paris gefährlich krank. Clothar nahm also allein von dem ganzen Königreiche Austrasien Besitz; und da drei Jahre nachher auch Childebert kinderlos starb; so ward die nun wahrhaft ungeheure fränkische Monarchie jetzt wieder unter dem Scepter eines Einzigen vereint (558).*)

*) Childebert hatte sieben und vierzig Jahre geherrscht. Er war ungleich besser, als sein Bruder Clothar. Einstimmig versichern alle französischen Geschichtschreiber, daß er den Frevel, dessen er sich durch Theilnahme an der Ermordung der Kinder seines Bruders Clodemir schuldig gemacht, aufrichtig und schmerzhaft bereuet habe. Vier zu Orleans, eines zu Arles und zwei zu Paris gehaltenen Concilien beweisen, wie sehr ihm die Aufrechthaltung heiliger Canons und heilsamer Kirchendisciplin am Herzen lag. Zu allgemeiner Verbreitung des Christenthums unter den Franken wirkte er thätig mit, und ohne jedoch den Heiden das Christenthum aufdringen zu wollen, verboten seine Edikte nur die fernere Uebung dämonischen Greuls und heidnischen Aberglaubens. Von seinen Unterthanen ward er allgemein betrauert, vorzüglich aber von den Einwohnern von Paris, welche öfter, als die übrigen, Beweise seiner Milde erhalten hatten.

XXVI.

1. Während Bigamie, Blutschande, Grausamkeit und Treulosigkeit, im Bunde mit so manchen andern Lastern, theils auf dem Throne, theils in den Palästen der Großen herrschten; standen die Kirchen Galliens noch immer in der vollen Blüthe ihrer, ihnen gleichsam zum Erbe gewordenen Heiligkeit. Auch in der gegenwärtigen Periode begegnen wir wieder in den Ländern Galliens einer Menge gleichzeitiger, heiliger und mit Wissenschaft geschmückter Bischöfe, heiliger Aebte und Mönche, frommer, strenge büßender Einsiedler und Gott vorzüglich geweihter und Ihm von ganzem Herzen anhangender, heiliger Frauen und Jungfrauen. Ueberblickt man die glänzende Reihe dieser, von Anbeginn in dem Buche des Lebens aufgezeichneten Namen; erwäget man den reinen, durch jede höhere Tugend ausgezeichneten Wandel so vieler hohen und niedern Diener der Kirche, ihr segensvolles, stets innerhalb des Kreises ihrer heiligen Berufsgeschäfte eingeschlossenes Wirken, ihre thätige, oft mit den größten Selbstaufopferungen verbundene Nächstenliebe, ihren unermüdeten Eifer, durch Bekehrung der Heiden, die Grenzen des Reiches Gottes hier auf Erden zu erweitern, die vielen wohlthätigen, das zeitliche wie ewige Wohl der Menschen bezweckenden Anstalten, welche zu jener Zeit aus ihren Händen hervorgingen, und endlich die vielen, der Welt zum Zeugniß, auf sie ausgegossenen Wundergaben des heiligen Geistes; so möchte man sich wohl berechtiget fühlen, zu sagen, daß die gallische Kirche damals mit einem wahrhaft himmlischen Glanze, vor allen übrigen Kirchen des Abendlandes hervorleuchtete. Wie oft mögen solche Männer, die in der Geschichte wie Wesen einer andern Welt und einer höhern Natur er-

scheuen, nicht die Rechte des Höchsten gekränkt, wie manches schon heranziehende Strafgericht von Land und Volk abgewandt, und wie vieles, das dem Verderben dienen sollte, nicht in Fülle des Segens verwandelt haben!

2. An den heiligen Reigen großer, von Gott vorzüglich verherrlichter, gallischer Bischöfe, deren wir schon in dem vorigen Zeitraume erwähnten, wie z. B. des heiligen Remigius von Rheims, des heiligen Vedastus von Arras, des heiligen Cäsarius von Arles rc. schließt sich nun eine nicht minder glänzende Schaar eben so verdienstvoller, von Gott bewährter, nur später auf bischöfliche Stühle erhobener, heiliger Oberhirten an. Aus der großen Anzahl der in den Kirchen Galliens flammenden Leuchten heben wir jetzt nur diejenigen hier aus, deren Leben und Wirken, vielseitiger verflochten in die Ereignisse der Zeit, wie in die Schicksale der Kirche, daher auch für die Geschichte, jedoch blos in dieser Hinsicht, ein größeres Interesse darbietet. Zu diesen gehören der heilige Medardus von Noyon, der heilige Eleutheurus von Tournai, der heilige Albinus von Angers, der heilige Pantagathus von Vienne, der heilige Vigor von Bayeux, der heilige Arkadius von Burg, der heilige Agricola von Chalons, der heilige Quintianus von Clermont, der heilige Aurelianus von Arles, und endlich der heilige Nicetius von Trier; und an der Spitze dieser langen Reihe älterer und jüngerer heiliger Zeitgenossen stehen auch jetzt noch die ehrwürdigen heiligen Bischöfe Remigius und Vedastus, die, obgleich in greisendem Alter, doch noch immer in der ganzen Fülle männlicher, so geistiger wie körperlicher Kräfte blüheten.

3. Der heilige Medardus hatte einen vornehmen fränkischen Herrn, Namens Nektar, zum Vater, und

Fortun. vit. S. Med.

eine gallische Dame, welche Protagia hieß, zur Mutter. Von seiner zartesten Kindheit an zeigte er eine ungemein liebvolle Theilnahme an dem Schicksale jedes Armen oder Dürftigen. Wenn er die Heerden seines Vaters weidete*), gab er oft das ganze Mittagsmahl, welches er für sich mit auf die Flur genommen hatte, dem ersten besten Armen, und litt dann selbst den ganzen Tag über Hunger. Eben so kam er nicht selten ohne Gewand nach Hause, indem es seinem liebvollen Herzen eben so viele Freude machte, einen Nackenden zu kleiden, als einen Hungrigen zu speisen. Als er, mehr herangewachsen, von seinen Eltern in die Schule geschickt ward, lernte er da einen ältern Knaben, Namens Eleutherus, kennen; diesen liebte er mehr, als alle anderen; und sein sanftes, jedem lebenden Wesen sich liebvoll anschmiegendes Herz hing ihm mit der zärtlichsten Freundschaft an. Das Band, welches beide edle jugendliche Herzen an einander knüpfte, war ein heiliges Band, welches, wie wir gleich sehen werden, selbst der Tod nicht völlig trennen konnte. Es ist dieses der nämliche Eleutherus, den man nachher den heiligen Eleutherus nannte, der Bischof von Tournai ward und welchem Medardus in seiner Jugend schon vorhergesagt hatte, daß er einst einen bischöflichen Stuhl besteigen würde.

---

*) Die schlichte primitive Einfalt der alten Heldenzeit neben der größten Verdorbenheit civilisirter Völker ist in der fränkischen Geschichte dieser Periode eine Erscheinung, welche keinem sinnigen Forscher derselben entgehen wird. Das Hüten oder Weiden der Heerden war, wie bei Homers Königen, auch bei den alten Franken nichts weniger als ein erniedrigendes, sondern vielmehr ganz ehrenvolles Geschäft, welchem Kinder aus den vornehmsten Häusern, ja selbst die Töchter aus denselben, ohne bei dem Volke von ihrem Ansehen zu verlieren, füglich obliegen konnten.

4. Aechte Tugend wandelt nie anders als an der Seite himmlischer Demuth; daher will jene auch nicht scheinen, nicht gekannt seyn; ihr feurigstes Verlangen ist, sich den Blicken der Menschen zu entziehen; und ewig unbekannt würden der Geschichte die größten und heiligsten Männer geblieben seyn, hätte sie nicht die Hand der Vorsehung gleichsam mit Gewalt hervorgezogen und, zum Beispiel, wie zur Belehrung der Welt, sie höher gestellt. Aus diesem Grunde ward auch der heilige Medardus erst in sehr hohem Alter, und nachdem er schon das siebzigste Jahr seines Lebens überschritten hatte, von dem heiligen Remigius in dem Jahre 530 zum Bischofe von Vermandois geweihet. Diese Erhöhung war blos eine Folge des endlich über ganz Gallien verbreiteten Rufes seiner Heiligkeit. Der größern Sicherheit seiner Kirche wegen, verlegte Medardus den bischöflichen Sitz von Vermandois nach der festen, gegen feindliche Anfälle daher mehr schützenden Burg Noyon.

5. Nichts beweiset mehr das große Ansehen dieses heiligen Bischofes, und die Ehrfurcht, welche selbst die Kirche für ihn hatte, als daß diese rücksichtlich seiner sogar mit den auf mehrern Concilien gegebenen und erneuerten heiligen Canons und kirchlichen Satzungen eine Ausnahme machte. Der heilige Eleutherus, Bischof von Tournai war im Jahre 531 gestorben. Blos um das Andenken des Freundes seiner Jugend, wie seines männlichen und greisenden Alters, durch seine Gegenwart bei dessen Beerdigung zu ehren, begab sich Medardus nach dem alten Tornacum. Aber die um ihren Gemahl trauernde Kirche von Tournai bedurfte eines kräftigen Beistandes; und so fügte, wahrscheinlich auf die Fürbitte des so eben verstorbenen heiligen Eleutherus, es nun Gott, daß der König, das Volk und die gesammte Geistlichkeit einstimmig den heiligen

Medardus zum Bischofe von Tournai erwählten. Mit der Genehmigung des römischen Stuhles wurden nun die Kirchen von Noyon und Tournai unter dem gemeinschaftlichen Hirtenstabe des heiligen Medardus vereiniget: ein Verein, welcher sechshundert Jahre hindurch bestand, in welchem langen Zeitraume beide Kirchen, obgleich jede ihre eigene Kathedralkirche hatte und in dem Besitze ihrer besondern Rechte blieb, dennoch stets nur von einem und demselben Bischofe regiert wurden.

6. Beide Kirchen erfüllte Medardus nun mit dem Wohlgeruche seiner Heiligkeit; aber vorzüglich war es die Kirche von Tournai, welche seinem apostolischen Eifer jetzt einen ungleich größern Spielraum eröffnete. In der sehr ausgedehnten Diöcese von Tournai gab es damals noch viele Heiden. Ungleich größer war freilich deren Anzahl, als Medardus Vorgänger, der heilige Eleutherus, zu diesem bischöflichen Sitze erhoben ward. Selbst die mehrsten Bewohner der Stadt waren Götzendiener, erregten dem heiligen Eleutherus viele Drangsale und stellten sogar einigemal seinem Leben durch Hinterlist nach. Aber Eleutherus war ein Mann mächtig in Reden und Thaten. Auf sein Gebot verschwand plötzlich eine verheerende Seuche, welche in der Stadt und umliegenden Gegend schon eine Menge Menschen hinweggerafft hatte. Ein todtes Mädchen rief er wieder in das Leben zurück. Die Predigten des Bischofes, verbunden mit solcher Wunderkraft, stürzten endlich die Götzen, deren Tempel und Altäre; und Eleutherus taufte einigemal, blos in einer einzigen Woche, über zehn tausend, bis dahin in der Nacht des Heidenthums versunkene Seelen.

7. Unter vielem Segen stand Medardus fünfzehn Jahre beiden Kirchen vor, und keine derselben

bemerkte je, daß auf die Thätigkeit und den apostolischen Eifer ihres Bischofes auch noch eine andere Kirche mit ihr gleiche Ansprüche habe. König Clothar, der, obgleich er sich nicht scheuete, Gottes heilige Gebote zu übertreten und oft Frevel auf Frevel zu häufen, dennoch wenigstens die Gerichte Gottes fürchtete, und daher der Fürbitte heiliger Diener Gottes vorzüglich benöthigt zu seyn glaubte; hatte stets die größte Ehrfurcht für diesen heiligen Bischof. Für ganze Länder und Städte, wie für einzelne Unterthanen, war Medardus oft ein schützender Engel; auch war er es gewesen, zu welchem die heilige Radegundis flüchtete, welcher ihr hierauf die Hände auflegte und sie zur Diaconissin weihete, und zwar trotz dem Widerstande und den Dreuungen einiger Großen von dem Hofe des Clothar's, welche gerade in Noyon anwesend waren und, die große Zuneigung des Königs zu Radegundis kennend, den unerschrockenen Bischof abhalten wollten, das heilige Verlangen der frommen Königin zu erfüllen.

8. Als das Gerücht von der gefährlichen Krankheit und dem wahrscheinlich bald erfolgenden Tode des Medardus nach Soissons kam; begab sich sogleich König Clothar selbst nach Noyon, um von dem sterbenden Heiligen noch dessen Segen zu erhalten. Als derselbe verschieden war, ward auf des Königs Befehl die Leiche nach Soissons gebracht und dort mit einer, bis dahin unerhörten Pracht, und unter dem Zusammenlaufe einer zahllosen Volksmenge begraben. Auf der Begräbnißstätte versprach Clothar ein Kloster zu erbauen. Der König erfüllte sein Versprechen; und das Kloster, das er errichtete, ward die Wiege der nachher so bedeutenden, in den spätesten Zeiten noch blühenden Abtei zum heiligen Medardus von Soissons.

9. Als der Leichen-Conduct des heiligen Bischofs von Noyon und Tournai vor dem öffentlichen Gefängniß zu Soissons vorüberzog, streckten die Gefangenen ihre gefesselten Hände, den Heiligen um seinen Schutz anflehend, zu dem Gegitter ihres Kerkers hinaus; und sogleich zersprangen ihre Ketten und Fesseln von selbst. Wir würden, wie so manche andere vom Gregor von Tours erzählte Wunder, auch dieses mit Stillschweigen übergangen haben, wenn nicht der bald darauf blühende, zwar ziemlich leichtgläubige, aber gewiß die Wahrheit über alles liebende Gregor uns versichert hätte, die, zum Andenken dieses Wunders, über dem Grabe des heiligen Medardus aufgehangenen Ketten und Fesseln selbst gesehen zu haben.

10. Der heilige Albinus von Angers hatte von seiner frühesten Jugend an in einem Kloster in Anjou gelebt, war zum Abt desselben gewählt und endlich, seines demüthigen Streubens ungeachtet, auf den bischöflichen Stuhl von Angers erhoben worden. In dieser neuen Würde war er die Stütze aller Armen, der Sachführer aller Unterdrückten, der Trost aller Kranken und der Befreier einer Menge von Gefangenen. Gegen die damals allgemein eingerissenen blutschänderischen Heirathen eiferte Albinus mit der Unerschrockenheit eines Apostels. Ungeachtet der vielen, diesfalls schon ausgestandenen Verfolgungen, that er einst einen sehr vornehmen und mächtigen fränkischen Herrn in den Bann. Der hochgestellte Frevler führte Klage darüber bei einem Concilium von Bischöfen aus der Provinz. Das Concilium befahl, die Excommunication wieder aufzuheben. Albinus gehorchte. Da aber die Bischöfe ihm nun noch zumutheten, die Eulogien zu segnen, welche sie dem Excommunicirten, zum Zeichen, daß er wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen wäre, schicken wollten; dann gab er

ihnen zur Antwort: „Auch hierin muß ich Euch zwar „gehorchen, da Ihr aber die Sache Gottes verlassen „habt; so werde ich zu Gott flehen, daß Er selbst „seine Sache vertheidige.“ — Bevor noch derjenige, welcher die Eulogien überbringen mußte, in der Wohnung des vornehmen Sünders angekommen war, hatte diesen, zum allgemeinen Schrecken, ein plötzlicher Tod schon von der Welt hinweggerafft.

11. Auf dem dritten Concilium von Orleans, wovon in der Folge noch nähere Erwähnung geschehen wird, war Albinus eine flammende Leuchte; von den wichtigsten darauf gegebenen Canons, besonders von jenen gegen die Blutschande, war er der Veranlasser, so wie auch von mehrern sehr heilsamen, von König Childebert, der den Albinus in hohen Ehren hielt, bald darauf gegen blutschänderische Ehen und heidnischen Greul erlassenen königlichen Constitutionen.

12. Nicht nur in dem Königreiche Austrasien, welchem mehrere, größtentheils noch ganz heidnische Völker, wie die Alemannen und Thüringer, waren einverleibt worden, auch in den andern Reichsantheilen der Söhne Chlodowig's gab es noch eine Menge Spuren des alten Heidenthums, noch eine Menge heidnischem Wahne und Aberglauben ergebener Götzendiener. Von diesen waren selbst viele an den Höfen der fränkischen Könige zu großem Ansehen und hohen Ehrenstellen gelangt, und haßten nun von ganzem Herzen eine Religion, die allein ihren zügellosen Lüsten sich widersetzte, die Neigungen ihres verderbten Herzens verdammte, Reinheit und Heiligkeit des Lebens von ihnen forderte, und daher eine, ihnen unerträglich scheinende Bürde ihren Schultern aufzulegen schien. Man wird sich kaum einen Begriff machen können von den harten Kämpfen, welche Galliens

heilige Bischöfe unter den ohnehin noch so rohen und wilden Franken nun täglich zu kämpfen hatten. Auf der einen Seite standen ihnen aller Greul des Heidenthums gegenüber; auf der andern alle Laster schlechter, nur mit der Aussenseite des Christenthums bekannter Christen, die mit dem Munde zwar Jesum Christum bekannten, aber durch Bigamie, Blutschande, Todschlag, Raub und Treulosigkeit Ihn täglich wieder lästerten. Aber um so mehr war auch jetzt überall die Hand Gottes sichtbar mit ihnen. Der heilige Vedastus von Arras ward eines Tages von einem durch Geburt, Reichthum und Ansehen ausgezeichneten Franken, nebst dem Könige Clothar zu einem grossen Gastmahle geladen. Mit zerrissenem Herzen bemerkte der Heilige gleich bei seinem Eintreten verschiedene mit Bier gefüllte Becher, welche man vorher einem Götzen zum Opfer gebracht hatte, und die nun für einige, ebenfalls geladene, aber noch mit heidnischem Aberglauben befangene Grosse von dem Hofe des Königs bestimmt waren. Vedastus betete im Stillen zu Gott, erhob dann seine Hand und machte über jene Becher das Zeichen des heiligen Kreuzes. Sogleich zersprangen sie alle in mehrere Stücke, und das durch Götzenopfer verunreinigte Getränke floß auf die Erde. Bei dem Könige, wie bei allen anwesenden Gästen bewirkte das Wunder einen heilsamen Schrecken, aber auch zugleich die Bekehrung der zu dem Mahle geladenen Götzendiener.

Vit. S. Vedast. ab Alc. emend. ap. Boll. 6. Febr.

13. Der heilige Panthagathus von Vienne, aus einem der ältesten römisch-gallischen Geschlechter entsprossen, hatte anfänglich in Verwaltung mehrerer hoher Staatsämter an den Höfen der Könige sich Ehre und grosses Ansehen erworben. Aber er erkannte bei Zeiten den falschen, trügerischen Schein der so schnell vorübergehenden Herrlichkeiten dieser

Welt, entsagte ihr und ihren Freuden, trat in den geistlichen Stand, bestieg endlich den bischöflichen Stuhl von Vienne und ward in seiner neuen Würde, sowohl durch die hervorleuchtende Heiligkeit seines Lebens, als auch vorzüglich durch seine ausgebreitete, allgemein bewunderte Gelehrsamkeit eine der größten Zierden der gallischen Kirche. Leider starb dieser große Bischof noch vor dem, in dem Jahre 541, unter der Regierung des Pabstes Vigilius, von den gallischen Bischöfen gehaltenen, höchst merkwürdigen dritten Concilium von Orleans.

14. An dem heiligen Agricola von Chalons an der Saone war alles groß; nichts kleines ward an ihm erfunden, als blos die äußere Gestaltung seines Körpers. Veredelt und größer ging alles aus seinen Händen hervor; alles gewann unter denselben eine schönere Form oder höhere Natur. In seinem schönen und edeln Charakter lag in sanfter und lieblicher Mischung ein seltener Verein einer Menge zwar trefflicher, aber doch dem Scheine nach sich widersprechender Eigenschaften. Die größte Klugheit und Gewandtheit mit der gewissenhaftesten Wahrheitsliebe; der feinste Weltton mit unnachahmlicher Einfalt des Herzens; langes Fasten, schwere Abtödtungen und überhaupt sehr strenge Lebensweise mit auffallender äußerer Pracht und großem, seiner hohen Würde geziemenden Aufwande, in seinem ganzen Hauswesen; endlich Genie, Talent, Reichthum an Kenntnissen und blühende Beredtsamkeit mit einer sich überall selbst verleugnenden Demuth, die stets ihr eigenes Verdienst entweder zu verbergen oder es gar zum Verdienste Anderer zu machen suchte. — Diesen, auch in allen anderen Tugenden seinen heiligen Amtsbrüdern nicht nachstehenden Bischof werden wir in der Folge noch,

auf mehreren Concilien eine eben so glänzende als ehrwürdige Rolle spielen sehen.

15. Der heilige Aurelianus war der Nachfolger des heiligen Cäsarius auf dem, durch eine lange Reihe heiliger Bischöfe damals so berühmt gewordenen Stuhl von Arles. An dem eben so merkwürdigen als unseligen, die Kirche beinahe in ihren Grundfesten erschütternden Streit wegen der drei Kapitel, welcher jedoch uns und unsere Leser erst in der zweiten Abtheilung dieses Bandes beschäftigen wird, nahm Aurelianus von Arles, gleichsam als Repräsentant der ganzen gallischen Kirche, den lebhaftesten Antheil, erlebte aber nicht mehr das Ende desselben; denn er starb schon in der ersten Hälfte des Jahres 551. — Aurelianus stiftete einige Klöster, denen er eine eigene Regel gab, die sich jedoch von der Regel des heiligen Benedikt's nur dadurch unterschied, daß sie in einigen Punkten noch strenger als jene war.

16. Der heilige Nicetius war der Chrysostomus seiner Zeit. Mit gleicher Kraft, obgleich nicht immer mit gleich geschmückter Rede donnerte er gegen die herrschenden Laster der Großen seines Zeitalters. So lange König Theodebert in sündhaften Banden von Deutheria gehalten ward, schilderte Nicetius die Gefahren eines solchen Lebens und den verderblichen Einfluß des bösen Beispiels der Großen auf das Volk, in so starken und lebendigen Zügen, daß König Theodebert, obschon er von dem Bischofe nie genannt ward, dennoch sein Bild in dem von der Kanzel herab ihm vorgehaltenen Spiegel erkennen mußte.

17. Gleich den übrigen heiligen Bischöfen Galliens, eiferte auch Nicetius gegen blutschänderische Ehen. Aber bei dem bloßen Predigen ließ er es nicht

bewenden. Als er sah, daß seine Ermahnungen nichts fruchteten, und einige Große von Theodebert's Hofe, gleichsam unter den Augen ihres Bischofes, auf das neue solche unerlaubte, sündhafte Verbindungen eingingen, schloß er sie von seiner Kirchengemeinschaft aus. Den Bannstrahl des Bischofes wenig achtend, kamen sie wie gewöhnlich am nächstfolgenden Sonntage im Gefolge des Königs wieder in die Kirche. Aber bevor der feierliche Gottesdienst begann, wendete sich der Bischof zu dem Volke, und befahl, daß die Excommunicirten sich sogleich entfernen sollten. Als dieß nicht geschah, weil der König selbst sie in Schutz nahm; so erklärte Nicetius, daß er weder jetzt, noch zu irgend einer andern Zeit, in Gegenwart der aus der Kirchengemeinschaft Ausgeschlossenen, das heilige Opfer darbringen werde. Zu gleicher Zeit erhob sich aus dem Volke eine Stimme, welche des Bischofes Tugenden und König Theodebert's geheime Sünden und Laster laut verkündete. Als man forschte, wer der Verwegene sey, der sich dieses erkühne, fand es sich, daß es ein Besessener war. Der König befahl ihn fortzuschaffen, jedoch, um den Scandal nicht weiter zu treiben, auch den Excommunicirten, dem Gebote des Bischofes zu gehorchen. Mit gewohnter Würde und heiligem Anstande begann hierauf Nicetius den Gottesdienst, und das hochheilige Opfer ward ohne fernere Störung vollbracht.

Greg. Tour. Vit. PP. c. 17.

18. In den Augen des heiligen Nicetius gab es keine irdische Größe; nur groß war ihm, was auf Gott sich bezog oder dem Göttlichen sich näherte; daher seine Unerschrockenheit und die Freiheit und Wahrheit seiner Sprache ohne Ansehung der Person; denn nur Gott, nicht den Menschen, suchte er zu gefallen. Als man ihn erinnerte, daß er, um den häufigen Verfolgungen zu entgehen, gegen die sogenannten

Schwachheiten — das heißt, himmelschreienden Laster und Ungerechtigkeiten — der Großen mehr Schonung und Nachsicht zeigen möchte, gab er zur Antwort: „ich wünsche nichts sehnlicher, als für die Sache der Gerechtigkeit zu sterben." — Kein Wunder, daß den Worten solcher Männer Gott eine höhere Kraft gab; sie waren ja ganz das, wozu Er sie gesalbt hatte, nämlich Hirten, die nicht gleich davon laufen und die Schafe preisgeben, wenn der Wolf kömmt. — Den Ermahnungen des heiligen Nicetius werden auch ganz allein König Theodebert's völlige Sinnesänderung und dessen nachherige, immer größere Fortschritte in der Frömmigkeit zugeschrieben. *)

19. Auch der klösterliche Stand war gegen die Mitte des sechsten Jahrhunderts eine nicht mindere Zierde der gallischen Kirche. Durch den Reichthum ihrer Besitzungen zeichneten sich zwar damals die Klöster noch nicht aus, wohl aber durch himmlische Tugenden und hervorleuchtende Frömmigkeit. Man ward bald des Segens inne, den sie über ganze Gegenden und Provinzen, welche das Glück hatten, eine solche fromme Gemeinde zu besitzen, überall herbeiführten.

*) Bemerken müssen wir noch, daß man den heiligen Nicetius von Trier nicht mit dem zu gleicher Zeit blühenden heiligen Nicetius von Lyon verwechseln darf. Letzterer war der Sohn eines vornehmen Senators, Namens Florentinus; die Mutter hieß Artemia. Während ihrer Schwangerschaft mit Nicetius ward ihr Gemahl, ohne sein Wissen, zum Bischofe von Genf gewählt. Als er seiner Gattin die frohe Nachricht brachte, gab sie ihm den Rath, die ihm angetragene Würde nicht anzunehmen; dann sagte sie: „ich selbst trage jetzt einen Bischof unter meinem Herzen." — Florentinus befolgte den Rath seiner Gemahlin; und Artemien's prophetisches Wort ging acht und dreißig Jahre nachher in Erfüllung.

Sichtbar vermehrten sich daher auch jetzt in allen Theilen Galliens diese frommen, Gott wohlgefälligen Stiftungen; und da auch die Mildthätigkeit der fränkischen Könige nun anfing, die Klöster nach und nach zu dotiren und zeitliche Güter ihnen zuzuwenden, so fingen sie ebenfalls auch überall an, eine sichere, der gequälten oder darbenden Menschheit stets geöffnete Zufluchtsstätte zu werden. In Zeiten öffentlicher Noth vertheilten sie Brod und Getraide unter das umher wohnende Volk, nahmen sich der Armen, Nothleidenden und Kranken an, und manches Kloster war nicht selten zugleich auch ein Spital. Kurz, in den Klöstern ward gebetet und gearbeitet. Hungrige wurden darin gespeiset, Traurige getröstet, müde Pilger und Reisende gelabet, und Kranke oder Verwundete fanden in den Klöstern liebvoll pflegende Hände; und noch überdieß erscholl Tag und Nacht das Lob Gottes innerhalb ihrer heiligen Mauern.

20. Von denen, welche damals im klösterlichen Leben zu einer vorzüglichen Stufe höherer Heiligkeit gelangten, sind die berühmtesten: der heilige Markulph, der heilige Ebrulf, der heilige Fridolin, der heilige Portianus, der heilige Brachion und der vor allen hervorragende Stifter und Abt des Klosters von Réomeaus in Bourgogne. — Der heilige Markulph gründete das Kloster von Nanteuil, wozu ihm König Childebert die nöthigen Ländereien gegeben hatte. Nachdem die Normänner das Kloster zerstört hatten, wurden dessen Gründers heilige Gebeine nach Corbigni in der Diöcese von Laon gebracht, wo nachher König Carl, welchem die Geschichtschreiber eben so unverständiger als ungerechter Weise den Beinamen: der Einfältige, gegeben haben, ein prächtiges Kloster, unter dem Namen des Klosters zum heiligen Markulph, erbauen ließ. Das Kloster und die Kirche

wurden bald berühmt durch die wunderbare Heilung einer Menge durch Kröpfe entstellter oder von Flüssen geplagter Kranken. Nach einem uralten Brauch begaben sich sowohl die fränkischen Monarchen als auch nachher die französischen Könige aus dem Capetingischen Hause, so bald sie gekrönt waren, nach dem Kloster des heiligen Markulph's, um am Grabe dieses Heiligen ihm ihre Ehrfurcht zu bezeigen; und hier sollen sie nun, einer nicht minder grauen Sage zu Folge, zum Lohne ihrer frommen Verehrung, die Wundergabe erhalten haben, nach ihrer jedesmaligen Krönung und Salbung, durch Berührung mit ihren Händen, Kröpfe und andere von kalten Flüssen herrührende Krankheiten zu heilen. *)

21. Auch der heilige Ebrulf gründete um diese Zeit mehrere Klöster. Er war von sehr vornehmer Geburt und hatte an Childebert's Hofe in großem Ansehen gestanden. Aber aller Glanz und Schimmer des Hofes vermochte nicht, sein geistiges Auge zu blenden. Frühzeitig sah er der Welt Eitelkeit ein,

*) Der älteste französische Schriftsteller, welcher dieser den Königen Frankreichs ertheilten Kraft, durch bloße Berührung Kröpfe und Flüsse zu heilen, erwähnt, ist Guibert, Abt von Nogent. Er lebte gegen das Ende des eilften und im Anfange des zwölften Jahrhunderts. Wir heben die sich darauf beziehende Stelle hier wörtlich aus: „Que dirai-je du miracle journalier, que nous voyons opérer au Roi Louis (le gros) notre maitre? J'ai vu ceux qui ont les ecrouelles à la gorge ou ailleurs, venir par troupes pour se faire toucher de lui. Je voulois les empecher; mais par sa bonté naturelle, il leur tendoit la main, et faisoit sur eux le signe de la Croix avec beaucoup d'humilité. Son père Philippe (le premier) a fait pendant quelque temps le même miracle; mais il a perdu ce don par je ne sçais quel accident....“

beredete seine Gemahlin in ein Frauenkloster zu gehen, vertheilte alle seine Güter und Reichthümer an die Armen und zog sich, noch von drei andern gleichdenkenden Freunden begleitet, in den Wald von Ouche in der Diöcese von Lisieux zurück. Der Wald war bisher blos eine Behausung für wilde Thiere und Räuber gewesen. Aber demjenigen, welcher um Jesus Christus willen alles verlassen hat, und in Ihn sein ganzes Vertrauen setzt, sind weder Räuber noch Mörder gefährlich; und es dauerte nicht lange, so wurden nun auch selbst die Räuber in den Wäldern von Ouche größtentheils fromme und folgsame Schüler des heiligen Ebrulf's. Das strenge und erbauliche Leben dieser frommen Einsiedler-Gemeinde zog bald noch mehrere herbei, und in kurzer Zeit war des heiligen Ebrulf's Zelle von ungefähr noch fünfzehnhundert andern Zellen umgeben. Mit der Anzahl der Einsiedler oder Mönche nahm auch die Freigebigkeit milder Seelen zu, und, durch deren Beiträge unterstützt, sah Ebrulf sich am Ende im Stande, vierzehn theils Männer-, theils Frauen-Klöster zu errichten.

22. Der heilige Fridolin war aus Irland gebürtig, kam nach Gallien, ward Abt in dem Kloster des heiligen Hilarius, ging hierauf, von frommem Eifer getrieben, in das Königreich Austrasien und gründete mehrere Klöster in den vogesischen Gebirgen, in dem Gebiete von Straßburg und am Fuße der Schweizeralpen. Noch bis auf den heutigen Tag steht in der Schweitz das Andenken dieses Heiligen in hohen Ehren; und der Canton Glarus führt das Bild desselben in seinem Wappen.

23. Der heilige Portianus war der Sclave eines Franken gewesen, der ihm wenig Güte erwies,

bei der mindesten Veranlassung ihn hart mißhandelte. Portian fiel endlich auf den Gedanken, jedesmal, wenn er einer neuen Mißhandlung von Seite seines harten Herrn entgegensah, sich in das nahe gelegene Kloster Miranda zu flüchten, wo der Abt desselben alsdann gewöhnlich die Rolle des Vermittlers zwischen Portian und dessen aufgebrachtem Herrn übernahm. Aber eines Tages, als der Franke, mehr aufgebracht als sonst, selbst dem ehrwürdigen Abte ungeziemende Vorwürfe darüber machte, daß er unberufener Weise sich stets seines Sclaven annehme; ward derselbe plötzlich mit Blindheit gestraft. Der Abt benutzte diesen Augenblick, um ihm einige heilsame Vorstellungen über seine bisherige Härte gegen seinen Diener zu machen, rief hierauf den Portian herbei, befahl ihm, seinem Herrn die Hände aufzulegen, und Gott, der die Tugend seines treuen Knechts vor der Welt bekannt machen wollte, gab nun jenem auf der Stelle wieder sein Gesicht. Durch dieses doppelte Wunder ward das Herz des Franken gerührt; er schenkte in Gegenwart des Abts dem Portian seine Freiheit, und dieser machte keinen andern Gebrauch davon, als daß er sie sogleich zu den Füßen des Abtes niederlegte und denselben bat, ihn nun ebenfalls als Mönch in seinem Kloster aufzunehmen. — Portianus immer mehr leuchtende Frömmigkeit machte bald, daß man dessen niedere Abkunft vergaß; und als der Abt des Klosters starb, ward Portianus einstimmig von der Klostergemeinde zum Nachfolger des Verstorbenen erwählt. Bei König Thiederich und dessen Verwandten, dem Herzoge Sigisbald, welchem Ersterer die Statthalterschaft von Auvergne übertragen hatte, stand Portian in großem Ansehen; aber er benutzte dasselbe nicht, um sein Kloster zu bereichern; sondern blos, um fremdes Elend zu erleichtern, Nothdürftige zu unterstützen und Gefangene aus der Gefangenschaft zu befreien. Der

Greg. Tur. Vit. PP. c. 7.

Name des Heiligen ward nach dessen Tod sowohl dem Kloster, wie auch der Stadt gegeben, welche in der Nähe desselben sich bald nachher erhob.

24. Bei dem nämlichen Herzoge Sigisbald war auch der heilige Brachion zuerst Sclave gewesen. Derselbe war ein geborner Thüringer; der Herzog erzeigte ihm viele Gunst und bediente sich desselben gewöhnlich bei seinen Schweinsjagden. Nun geschah es einmal, daß ein von den Hunden verfolgtes Schwein sich unter den Eingang einer im Walde gelegenen, sehr niedern Hütte, gleichsam als wenn es dort Schutz suchen wollte, zurückzog, die Hunde hierauf sogleich von dem Verfolgen abließen und, obgleich dem Schweine ganz nahe, dennoch ruhig und stille stehen blieben. Brachion, über diese seltsame Erscheinung erstaunt, lief schnell herbei, um zu sehen, was die Ursache davon wäre, und erblickte nun zu seinem noch größern Erstaunen in der Hütte einen höchst ehrwürdigen Greis in Eremitenkleidung, der ihm sogleich zurief: „Mein „Sohn! ich sehe, daß Du schön gekleidet und ge„schmückt bist, und schließe daraus, daß Du mehr „der Welt als Gott zu gefallen suchest. Setze doch „nicht Deinen Stolz darein, einem Herrn zu dienen, „der sterblich und dessen Macht vergänglich ist. Diene „vielmehr von ganzem Herzen Demjenigen, der uns „gesagt hat, daß sein Joch süß und seine Bürde leicht „sey, und der am Ende ewiges Leben seinen Dienern „zum Lohn ertheilt." — Die Worte Aemilian's — so hieß der fromme Greis — machten einen tiefen Eindruck auf das Herz des Jünglings. Jede Nacht erhob er sich von seinem Lager und betete Stunden lang zu Gott, daß Er ihm Kraft verleihen möge, die Bande zu zerreißen, welche sein Herz jetzt noch an das Irdische fesselten. Oft sehnte er sich nach der Gesellschaft des frommen Greises, den er in dem

Ibid. c. 12.

Walde hatte kennen lernen, und immer lebhafter ward sein Wunsch, ein Schüler desselben zu werden. Das Unglück seines Herrn, des Herzogs Sigisbald, welcher auf König Thiederich's Befehl getödtet ward; dieses erschütternde Beispiel der Wandelbarkeit alles irdischen Glückes und aller menschlichen Größe, gab endlich den schwankenden Entschlüssen seines Herzens eine feste, unabänderliche Bestimmung. Was er besaß, vertheilte er unter die Armen, ging zu Aemilian und bat diesen um die Erlaubniß, sich nie mehr von ihm trennen zu dürfen. Der Greis lebte nur noch ein paar Jahre. Als er starb, setzte er den Brachion zum Erben seiner Einsiedelei, sammt der darin befindlichen, höchst dürftigen Geräthschaft, in welcher während seines Lebens sein ganzer Reichthum bestanden hatte.

25. Der Zufall, oder richtiger, Gottes Fügung führte dem jungen Einsiedler bald noch einige andere unverdorbene Jünglinge zu, welche den Wunsch äußerten, die Genossen seiner Einsiedelei zu werden; und da sich die Anzahl derselben nach und nach sehr vermehrte; so gab Ranechildis, des getödteten Sigisbald's Tochter, dem Brachion einige Ländereien, und setzte ihn in Stand, ein geräumiges Kloster zu erbauen. Getrieben von dem Verlangen, der Welt und deren Verführungen noch mehr junge Seelen zu entreißen, und mit ungetheiltem Herzen sie ihrem Gotte zuzuführen, verließ Brachion auf einige Zeit sein Kloster, ging in die Landschaft Tourraine, lebte auch dort anfänglich als Einsiedler, fand jedoch bald die nöthigen Mittel, sogar zwei Klöster zu gründen, ging hierauf nach Auvergne zurück und ward gezwungen, die Leitung des Klosters von Menat zu übernehmen, und zwar blos deswegen, um Ordnung und klösterliche Zucht, von welcher die Mönche von

Menat sehr abgewichen waren, unter denselben wieder herzustellen. So demüthig, mild und sanft auch Brachion sich in seinem ganzen übrigen Leben zeigte, so unerbittlich streng war er in allem, was sich auf Befolgung heiliger Klosterregeln bezog. Allzugroße Strenge, ja wohl Härte und Grausamkeit wurden ihm zum Vorwurf gemacht; aber mit Unrecht; denn unter seiner Führung gewann das Kloster von Menat nicht nur sehr bald eine ganz andere Gestalt, sondern es ward jetzt auch eine wahrhafte Pflanzschule sehr vieler, durch hervorleuchtende Heiligkeit ausgezeichneter Männer, durch welche in der Folge die Gebirge von Auvergne immer mehr und mehr mit nicht minder gottseligen Mönchen und Einsiedlern bevölkert wurden.

26. Aus eben diesem Kloster von Menat ging auch der heilige Calasius hervor, der ebenfalls der Vater einer zahlreichen, frommen, viele Jahrhunderte hindurch blühenden Klostergemeinde ward. Unter den Ruinen einer, ehemals dem heiligen Apostel Petrus geweiheten Kirche, legte Calasius, mit Genehmigung des Bischofes von Mans, in einem Walde in der Grafschaft Maine, den ersten Grund zu dem nachherigen, von ihm erbauten Kloster von Anisle. Als König Childebert einst in diesem Walde jagte, führte ihn ein Büffelochs, den er verfolgte, zu den Hütten des heiligen Calasius und dessen Genossen. Aber unter dem Schutze der vielen herumstehenden Zellen, welche die Jäger an der Verfolgung des Wildes hinderten, war der Büffelochs in das nahe Dickicht des Waldes entkommen. Childebert, voll Unmuthes, daß ihm die schon ganz gewisse Beute entgangen war, fuhr den Calasius hart an, und befahl ihm, unverzüglich eine Gegend zu verlassen, wo er, ohne von ihm die Erlaubniß dazu erhalten zu haben, sich mit seinen Gesellen angesiedelt hätte. Aber es dauerte

Siviard. Vit. Carilef. etc. Sanct. 1. Juli.

nicht lange; so gereuete es den König von harten Worte, die er zu dem frommen Abte gesprochen hatte. Childebert's Pferd ward auf dem Rückwege plötzlich stätig. Vielleicht war dasselbe es schon vorher gewesen; denn bekanntlich ist diese Unart oder dieser Fehler bei gewissen Pferden blos periodisch, und dann deren daher rührende Widerspenstigkeit bald leichter, bald schwerer, oft auch gar nicht zu meistern; genug, das Pferd des Königs stand öfters stille, und mit aller Kunst eines gewandten Reiters konnte am Ende Childebert es auch nicht einen Schritt mehr vorwärts bringen. Ein Edler aus dem Gefolge Childebert's benutzte diesen Umstand, um dem König zu bemerken, daß diejenigen, welche er so eben in Worten hart mißhandelt hätte, sehr fromme Männer wären, und daß daher nicht nur sein Pferd, sondern selbst die Sonne würden stille stehen müssen, sobald nur diese treuen Diener Gottes den Allmächtigen ernstlich darum bitten würden. Die Bemerkung ward gut aufgenommen. Childebert kehrte zu dem heiligen Calasius zurück, machte demselben eine Entschuldigung, und, als der heilige Abt ihm einige Wahrheiten gesagt hatte, die nur selten zu den Ohren der Könige gelangen, versprach Childebert ihm ein ordentliches Kloster zu erbauen und zum Unterhalte deren frommen Bewohner die nöthigen Grundstücke anzuweisen; welches beides auch unverzüglich geschah.

27. Das Kloster von Anisle, so hieß es, weil es an den Ufern des kleinen Flusses stand — war für das weibliche Geschlecht völlig unzugänglich. Der heilige Calasius hielt über dieser Grundregel so fest, daß er selbst mit Childebert's Gemahlin, der Königin Ultrogothe, keine Ausnahme machte; denn als diese Prinzessin den Wunsch äußerte, das neue Kloster in Augenschein zu nehmen, und deren nahe be-

vorstehender Besuch dem heiligen Abte schon angekündigt ward, ließ er ihr sagen, daß sie sich ja nicht bemühen möchte, den beschwerlichen Weg nach dem Kloster zu machen, indem, wenigstens so lange er lebte, es nie irgend einem weiblichen Wesen, von welchem Range es nur immer seyn möchte, mithin selbst den Königinnen nicht, erlaubt seyn würde, auch nur einen Fuß über die Schwelle der Klosterpforte zu setzen. Diese Strenge ward auch nach dem Tode des heiligen Calasius noch mehrere Jahrhunderte hindurch in dem Kloster von Aniśle beibehalten, ja sogar auch von verschiedenen andern Klöstern in Frankreich angenommen. Außerhalb der Mauern derselben ward jedoch ganz nahe an der Pforte ein Kreuz, oder auch ein kleines Oratorium errichtet, damit das fromme Frauenvolk allda sein Gebet verrichten könnte.

28. Aber unter allen heiligen Cönobiten, welche damals durch den Glanz ihrer Tugenden das stille, von der Welt abgeschiedene Klosterleben in Gallien verherrlichten, war Johannes von Réomaüß der berühmteste, wie auch an Jahren der älteste. Der Regel seines Klosters legte er jene des heiligen Macarius aus dem Orient zum Grunde. Da aber die Verschiedenheit des Climas, so wie des Charakters der Nation, in deren Mitte er lebte, eine Menge sehr bedeutender Abänderungen nothwendig machte; so durchzog er, nachdem der Ruf seiner Heiligkeit sich schon über das ganze Land verbreitet hatte, alle Klöster Galliens, um, gleich der Biene, welche aus allen wohlduftenden Blumen die feinsten, aromatischen Theile einsaugt und sammelt, ebenfalls aus allen vorhandenen klösterlichen Constitutionen das Beste, Zweckmäßigste und Heiligste zu sammeln und in sein Kloster zurückzubringen. Bei diesem Geschäfte übereilte er sich nicht. Blos in dem Kloster von Lerins, welches freilich das

berühmteste und vielleicht auch das älteste Kloster in Gallien, wo nicht in dem ganzen Abendlande war, hielt er sich gegen achtzehn Monate auf. Aus Demuth suchte er überall unbekannt zu bleiben. Als es endlich durch einen Brief des Bischofes Gregorius von Langres bekannt ward, wer er wäre, machten der Abt und die Mönche von Lorins ihm die größten Entschuldigungen, daß sie, weil ihn blos für einen gewöhnlichen Bruder eines fremden Klosters haltend, ihm nicht die einem durch allgemein anerkanntes Verdienst so sehr ausgezeichneten Abte gebührende Ehrfurcht bezeigt hätten.*)

29. Um sein Herz von allem Irdischen vollkommen zu läutern; um blos in Gott und wegen Gott zu leben, und daher auch schon den Keim jeder nicht auf Gott sich beziehenden Empfindung in seinem Herzen auf immer zu vertilgen, hatte Johannes sich sogar von Dem, was oft selbst den Heiligen hienieden noch theuer ist, auch unter gewissen Bestimmungen theuer ihnen seyn darf, so völlig geschieden, daß er selbst seine Mutter, als diese, nach ungemein langer Trennung von dem Sohne, ihn zu besuchen gekommen war, nicht einmal vor sich ließ. Das Einzige, was er thun zu müssen glaubte, war, daß er, jedoch ohne mit ihr zu reden, sich ihr im Vorübergehen zeigte. Er ließ ihr hierauf sagen, auf Erden würden sie sich einander nie mehr wiedersehen, er hoffe aber, daß sie in dem Himmel einst beide mit einander vereiniget werden würden. Die Strenge seines Lebens und die harten Abtödtungen, durch welche er den Geist zum unumschränkten Herrn des Menschen natürlicher Sinn-

*) Das Kloster von Réomaüß, so wie alle damals gegründeten Klöster folgten nachher, beinahe ohne alle Ausnahme der Regel des heiligen Benedikt's.

lichkeit zu machen wußte, gehen über alle Begriffe; aber demungeachtet erreichte der heilige Johannes von Réomaûs ein Alter von hundert und zwanzig Jahren, war in seinem Leben nie krank, fühlte nie die Schwächen des herannahenden Greisenalters, keine Abnahme weder des Gesichtes, noch des Gehörs, und hatte, als er starb, auch nicht einmal nur einen einzigen Zahn verloren.

30. Solche große und heilige Beispiele erregten überall den Eifer der Nachfolge; und verhältnißmäßig war Gallien damals, das heißt, um die Mitte des sechsten Jahrhunderts, beinahe mit eben so vielen Klöstern und Einsiedeleien bedeckt, mit eben so vielen frommen Mönchen, heiligen Aebten und Einsiedlern bevölkert, als die Wüsten Aegyptens, Syriens und Palästinas es in der schönsten Blüthenzeit der morgenländischen Kirche gewesen waren.

31. Auch dem zarten, frommen Frauenvolke gebührte damals in Gallien nicht minder die Palme der Weltüberwinder; und eine lichte Schaar Gott geweihter Jungfrauen und heiliger Matronen, wie z. B. die heilige Radegundis, Clotildis, Ronegunde, Oliveria, Liberata, Menehilde, Papula rc., waren eben so sehr der Trost wie die Freude der gallischen Kirche. In der Gegend von Rheims wohnte eine Familie von sieben elternlosen Schwestern. Aber alle sieben waren auserwählt zu Erstlingen Gottes und des Lammes. Alle sieben erhielten daher zu gleicher Zeit aus den Händen des heiligen Albinus, Bischofs von Chalons, den Schleier, verwandelten ihr väterliches Haus in ein Kloster, und entsprachen der in ihnen wirkenden Gnade Gottes so vollkommen, daß sie, weil im Leben wie im Tode von Gott durch Wunder bestätiget, auch alle sieben von der Kirche den Heiligen zugezählt wur-

den. Nach der heiligen Menehilde, der jüngsten dieser gottseligen Schwestern, führt das auch jetzt noch in Frankreich blühende Städtchen St. Menehou seinen Namen.

32. So wie einst der Ruf von dem Glauben der jungen Gemeinde in Rom sich über ganz Asien verbreitete, und in dem großen Heidenapostel das heilige Verlangen erregte, diese durch die Kraft des heiligen Geistes neugeborene und in Gott erstarkte junge Christenheit in Rom zu besuchen; eben so erscholl jetzt auch der Ruf von der Heiligkeit und dem blühenden Zustande der Kirchen Galliens selbst in den entferntesten Reichen und Ländern. Aus Irland kam eine ganze Colonie, bestehend aus sieben Brüdern und drei Schwestern, nach Rheims, blos um den heiligen Remigius kennen zu lernen, und an der Glut der Andacht so vieler heiligen Mönche und Jungfrauen ihr Herz ebenfalls zu noch größerer Liebe zu Gott zu entflammen. Der Anführer dieser frommen Schaar war der heilige Gibrianus. Er war der älteste von den sieben Brüdern und schon in Irland zum Priester geweihet worden. Der große Bischof von Rheims nahm sie sämmtlich mit der Zärtlichkeit eines Vaters auf, vertheilte sie in verschiedene Klöster längs den Ufern der Marne; und die sieben Brüder, wie deren drei Schwestern, alle von eben demselben Geiste beseelet, lebten in ihren Klöstern so, daß sie nach ihrem Tode sämmtlich von der Kirche, als nachahmungswürdige Muster hervorleuchtender Heiligkeit allen Rechtgläubigen zur Verehrung aufgestellt wurden.

33. Aber ein höchst seltenes, in seiner Art ganz eigenes Beispiel christlichen Heldensinnes gab der erstaunten Kirche die heilige Papula. Jung, schön und

reich, hätte sie dennoch keinen andern Wunsch, als durch Seelenschmuck ihrem göttlichen Bräutigam zu gefallen und Diesem auf immer sich zu ergeben. Aber alles Bitten bei ihren Eltern um die Erlaubniß, in ein Kloster gehen zu dürfen, war stets vergebens. Als sie endlich, nach vielen fruchtlos wiederholten Versuchen, sieht, daß von dieser Seite nichts für sie zu hoffen sey; so entschließt sie sich zu dem gewagtesten, blos allein in der Voraussetzung höherer Eingebung noch zu rechtfertigenden Schritt. In Männerkleidung gehüllt, verläßt sie nämlich das väterliche Haus, geht in die Landschaft Touraine, und wird dort, da man ihr Geschlecht nicht ahnden konnte, als Mönch in einem Mannskloster aufgenommen. Unbekannt lebte sie hier dreißig Jahre; und übertraf an Eifer und Ausübung der strengsten Bußwerke und härtesten Abtödtungen selbst die eifrigsten und frömmsten Mönche des Klosters. Erst wenige Tage vor ihrem Tode, und als sie schon gewiß wußte, daß der Herr sie abrufen würde, beunruhigte der Gedanke an ihr Begräbniß ihre jungfräuliche Schamhaftigkeit, und nun entdeckte sie dem Abte des Klosters das Geheimniß, damit ihre Beerdigung von Frauen möchte besorgt werden. Zur allgemeinen Nachahmung ist freilich diese That nicht zu empfehlen. Aber der Starkmuth und die männliche Beharrlichkeit dieser gottseligen Jungfrau, und die sie auf immer höhere Stufen der Vollkommenheit führende Gnade Gottes, so wie die vielen an ihrem Grabe gewirkten Wunder sind laut sprechende Beweise, daß es unmittelbare Eingebung des Geistes Gottes gewesen, welcher bei jenem entscheidenden Schritte die heilige Papula, in kindlichem Vertrauen auf den Beistand ihres Erlösers, blindlings gefolgt war.

I. T. gl. conf. c. 16.

34. Dem für etwas Höheres geschärften und

empfänglichen Sinn, das Christenthum, wird es leicht be-
greiflich, wie Menschen, auf welche das Leben, gleich
einer centnerschweren Last herabdrückt, denen daher
die Welt nicht selten anekelt, und die derselben am
Ende überdrüssig und durch die Gnade Gottes geleitet,
den festen Entschluß fassen können, sich wirklich von
der Welt für immer zu trennen, auf alle ihre An-
sprüche auf dieselbe zu verzichten, sich gleichsam in
eine andere Zone zu versetzen, um da in einer engen
Zelle das zu finden, was sie vorher oft auf Land und
Meer eben so mühsam als fruchtlos gesucht hatten.
Aber Etwas anderes ist es, wenn Solche, die im
Purpur geboren, von der ersten Morgenröthe ihres
Lebens an, stets eine halbe Welt ihnen lächelnd und
schmeichelnd zu ihren Füßen sahen; — die, wohin
sie ihre Schritte auch wendeten, überall der höchste
Glanz irdischer Größe und Macht umgab, und die
ihren Wünschen kein anderes Ziel zu setzen nöthig hat-
ten, als blos jenes, welches die physische Natur ihnen
setzte; — deren Blicken man jede Scene menschlichen
Elendes sorgsam entzog, und die es daher gleichsam
nur wie eine aus weiter Ferne zu ihnen herüberhal-
lende Sage, kaum dem Namen nach kannten; kurz
die, weit erhaben über das Loos gewöhnlicher Men-
schen und im Besitze alles dessen, was eine Welt zu
geben vermag, dennoch dieses Alles heldenmüthig
verlassen, freiwillig von ihren Thronen herabsteigen
und die Niedrigkeit, Armuth und Schmach Jesu
Christi höher achten, als den Zauber der Allgewalt
und allen Schimmer ihrer irdischen Kronen. — Von
heiligem Erstaunen wird man ergriffen bei dem An-
blicke solcher, blos durch die Kraft der Religion Jesu
erzeugten, wahrhaft mehr als menschlichen Größe.
Nur durch eine, uns ganz unbegreifliche, die Welt
und alles Fleisch überwindende, das menschliche Herz
mit unwiderstehlichen Banden an sich ziehende Gnade

Gottes können solche Wunder hervorgebracht, solche Siege errungen werden.

35. Aber auch an solchen glorreichen, weil so äusserst seltenen Beispielen großmüthiger Weltüberwindung fehlte es damals in Gallien nicht, und einen ganz eigenen, wahrhaft himmlisch duftenden Wohlgeruch der Heiligkeit verbreiteten die beiden Königinnen, Clothildis und vorzüglich Radegundis, über die gallische Kirche jener Zeit. Clothar's immer wachsende Zuneigung zu Radegundis hatte seinen unsteten, herumflatternden Sinn endlich gefesselt. Er liebte seine Gemahlin von Herzen, hatte seinen Thron mit ihr getheilt, und seine ganze Macht und sein ganzes Volk standen der holden, in jugendlicher Schönheit prangenden Radegundis zu Gebote. Aber alle diese Hoheit und Größe vermochte nicht ihren glühenden Durst nach Etwas ungleich Höherem zu löschen. Nur Gott allein konnte ihr edles, engelreines Herz ganz erfüllen. Wonach Andere sich so sehr sehnen; was selbst die kühnsten Wünsche ihres Herzens begrenzt, nämlich eine Krone, war für sie eine Bürde; und sie flehete eben so inbrünstig zu Gott, daß Er sie davon befreien möchte, als andere, auch nicht unedle Seelen oft darum bitten, diese erhabenste Stufe menschlicher Größe zu erreichen. Als sie endlich zu dem Ziele aller ihrer Wünsche gelangt war, vertauschte sie ihren königlichen Schmuck gegen ein härenes Kleid, vertheilte alle ihre Kostbarkeiten unter die Armen, und erschien von jetzt an — sie, deren schuldloses Herz vielleicht noch nie eine grobe Sünde befleckt hatte — nie anders als in dem demuthsvollen Gewande einer, ihre Vergehungen Tag und Nacht beweinenden, strenge büßenden Sünderin. *) Ihr ganzes Leben hindurch

*) In den Briefen, welche diese heilige Fürstin an einige

aß sie jetzt mehr weder Fleisch noch Fische, noch Eier oder Obst; sie trank weder Wein noch Bier. Ihre ganze Nahrung bestand in Brod und Wasser und einigen Hülsenfrüchten; und nach dem Beispiele so vieler andern Heiligen, machte sie sich es ebenfalls zum Gesetze, ihre ärmliche Nahrung stets selbst zu bereiten, sogar das schwarze Brod, das sie genoß, selbst zu backen. Die wenigen Stunden, die sie des Nachts ihrer Ruhe gönnte, schlief sie auf hartem Boden, oder auf Asche; und während der ganzen Fastenzeit nahm sie anfänglich nur des Sonntages Speise zu sich, in spätern Jahren jedoch, als ihr durch die härtesten Abtödtungen zu einem Skelette gewordener Körper etwas mehr Pflege erforderte, stets über den vierten Tag. In dem Kloster, das sie in Poitiers gründete und welches der Regel des heiligen Cäsarius folgte, wollte man einstimmig sie zur Aebtissin wählen. Aber nie gab Radegundis es zu, und ihrer aufrichtigen, herzlichen Demuth genügte nur die unterste und niederste Stelle im Kloster. Oft stand sie des Nachts von ihrem harten Lager auf, um die Schuhe der Klosterschwestern zu säubern, Holz in die Küche zu tragen, oder andere ähnliche niedrige Arbeiten zu verrichten. Aber Erniedrigung um Jesu Christi willen ist wahre Erhöhung, und die dem Scheine nach so niedrigen und knechtischen Dienstleistungen der heiligen Radegundis wurden mit goldenen Buchstaben aufgezeichnet in dem Buche des Lebens, in jenem Buche, in welchem von so manchen Siegen und Triumphen, und vielem Andern, was die Welt als große und heldenmäßige That bewundert, einst vielleicht auch nicht eine Sylbe sich aufgezeichnet finden möchte.

[illegible] Bischöfe schrieb, unterzeichnete sie sich nie anders, als: Radegundis die Sünderin.

36. Die heilige Radegundis erreichte ein Alter von beinahe achtzig Jahren. Sie starb erst in dem Jahre 587 und zwar an einem Mittwoch, dem Tage, der ihr ganzes Leben hindurch ein vorzüglicher Gegenstand ihrer Verehrung und Andacht gewesen war; weil einige alte kirchliche Schriftsteller behauptet hatten, daß es ein Mittwoch gewesen, an welchem das Licht der Welt, Jesus Christus — gebenedeit und angebetet in alle Ewigkeit — auf die Welt gekommen sey. Durch die vielen und ununterbrochenen Werke der strengsten Buße war Radegundis Körper völlig abgezehrt; sie glich mehr einem dahinwallenden Schatten, als einem lebenden Wesen. Aber kaum war sie todt, als alle die bezaubernden Züge ihrer jugendlichen Schönheit wieder hervortraten. Ein unaussprechlicher, himmlischer Liebesreiz ergoß sich über ihr Antlitz; sie glich einem schlafenden Engel, und wer es nicht wußte, konnte, wenn er sie sah, nicht glauben, daß sie todt wäre. Der heilige Gregor von Tours hatte damals sein bischöfliches Amt schon angetreten. Als Radegundis starb, war er in Poitiers, mithin Zeuge ihres Todes, wie ihrer Beerdigung; und wir erzählen demnach unsern Lesern nichts, als was dieser Augenzeuge uns ebenfalls erzählt hat.

37. Zu Erregung und Verbreitung jenes Evangelischen Sinnes, welcher damals in Gallien so viele heilige Männer, Frauen und Jungfrauen auf die höchsten Stufen christlicher Vollkommenheit führte, trug der große Bischof von Rheims, der heilige Remigius, während seines langen, vieljährigen *) Oberhirten-

*) Durch besondere und wunderbare Fügung Gottes, in einem Alter von zwei und zwanzig Jahren, schon zum Bischofe gewählt, stand der heilige Remigius der Kirche von Rheims volle vier und siebenzig Jahre vor.

amtes, durch sein Beispiel wie durch seine Lehre, gewiß nicht weniges bei. Fromm, gelehrt, mit der Gabe der Beredtsamkeit geschmückt, voll der Liebe Gottes und des Nächsten, unermüdet thätig in den Geschäften seines heiligen Amtes, stets wachsam für das Wohl der Kirche, wie für das wahre Wohl der Völker, regierte er mit erleuchteter Weisheit länger als ein halbes Jahrhundert nicht nur die Kirche von Rheims, sondern war auch bei dem einzigen damaligen katholischen Monarchen, dem mächtigen Chlodowig nämlich, ein wahrer, stets eifriger Protektor der ganzen katholischen Christenheit; und nicht mit Unrecht verehrte ihn das fränkische Volk, und verehrt ihn auch heut zu Tage noch ganz Frankreich als seinen Apostel. Hincmar erzählt, daß Pabst Hormisdas den heiligen Remigius zum Legaten und Vicarius des römischen Stuhles in allen, dem Scepter Chlodowig's unterworfenen Ländern ernannt habe. Die hohe Achtung, in welcher Remigius auch in Rom stand, und die Rücksichten, welche der römische Stuhl dem mächtigen Beschützer der katholischen Kirche schuldig war, geben Hincmar's Erzählung einen sehr hohen Grad der Wahrscheinlichkeit, obschon ein in derselben eingeschlichener Anachronismus einige Zweifel über dieselbe erregt. Chlodowig nämlich war schon gestorben, bevor noch Hormisdas den Stuhl des heiligen Petrus bestiegen hatte. Indessen kann dieser Umstand Hincmar's Bericht bei weitem nicht völlig entkräften, indem es leicht möglich, ja wohl wahrscheinlich ist, daß Hincmar sich blos in dem Namen des Pabstes irrte, und dem Hormisdas zuschrieb, was früher Pabst Symmachus gethan hatte. Wie diesem aber auch seyn mag; so bleibt es doch keinem Zweifel unterworfen, daß dieses ehrwürdigen Bischofes hohes Verdienst und hervorleuchtenden Tugenden, und die im Leben sowohl als nach dem Tode desselben von Gott

gewirkten Wunder, so wie das plötzliche Verschwinden der Pest, als man sein Grabtuch in feierlicher Procession durch die Straßen von Rheims trug, die Kirche vollkommen berechtigten, ihn den Heiligen und vorzüglich auserwählten Freunden Gottes zuzuzählen.

38. Remigius starb im Anfange des Jahres 533, im sechs und neunzigsten seines Alters. Ungefähr ein Jahr vor seinem Tode verlor er sein Gesicht, erhielt es aber wieder einige Monate, bevor er starb. Aus seinem Testamente, einer sehr schätzbaren, aus jener Periode auf uns gekommenen Urkunde, ergibt es sich, daß der Himmel ihn auch an zeitlichen Gütern sehr gesegnet hatte. Er war nach der damaligen Zeit reich an liegenden Gründen und Sclaven. Das Merkwürdigste aus diesem Testamente für die Kirchengeschichte ist das Vermächtniß eines Kelchs an die Kirche von Rheims. Remigius verordnete, daß man sich desselben bei Austheilung der heiligen Communion bedienen sollte; und ließ selbst noch kurz vor seinem Tode einige Verse darauf graben, welche den damaligen Glauben der Kirche in Ansehung des heiligen Abendmahls auf das neue bezeugen; denn sie sagen ganz bestimmt, daß der in dem Kelche enthaltene Wein, durch die Consecration, in das aus den Wunden des Erlösers geflossene Blut verwandelt werde.*) —

*) Hauriat hinc populus vitam de sanguine sacro,
Injecto aeternus quem fudit vulnere Christus;
Remigius reddit Domino sua vota Sacerdos.

Hincmar sagt, daß man zu seiner Zeit diesen Kelch noch gezeiget habe, derselbe aber nachher, in den unglücklichen Zeiten der Einfälle der Normänner in Frankreich, sammt vielen andern goldenen und silbernen Kirchengefäßen, eingeschmolzen worden sey, um Gefangene aus der Gefangenschaft damit loszukaufen.

Der Nachfolger des heiligen Remigius war der heilige Romanus, Abt von Mantenai in der Gegend von Troyes. Aber nicht lange saß Romanus auf einem Stuhle, welchem sein heiliger Vorgänger einen neuen, selbst durch so viele Jahrhunderte, bis jetzt noch nicht erloschenen Glanz gegeben hatte.

XXVII.

1. Wir haben gesehen, welche heilige, ausgezeichnet grosse Männer, in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts, gröstentheils auf den bischöflichen Stühlen in Gallien saßen: Männer, welche Schüler bildeten, die, wie die Folge lehren wird, auch lange nachher noch den Ruhm der gallischen Kirche zu behaupten wußten. Aber bei allem dem dürfen wir doch nicht mit Stillschweigen übergehen, daß der Einfluß des Königs bei den Bischofswahlen, schon während Chlodowig's Regierung, bedeutend zu werden anfing. Unter den Söhnen dieses Monarchen nahm er immer mehr zu, und es kam bald so weit, daß bischöfliche Stühle, ohne alle vorangegangene Wahl und mit Hintansetzung aller sich darauf beziehenden Canons, blos nach Willkühr des Königs besetzt wurden. Einigermaßen waren die Bischöfe selbst daran Schuld, denn da wirklich Chlodowig's Söhne und selbst der ausschweifende, mit dem Verbrechen so ziemlich vertraute Clothar bei Ernennung der Bischöfe mit vieler Gewissenhaftigkeit und weiser Sorgfalt zu Werke gingen, auch gewöhnlich in ihren Wahlen sehr glücklich waren, so geschah es, daß oft anerkannt fromme, ja wohl heilige Bischöfe, wenn sie sich ihrem Ende nahe fühlten, wie z. B. der heilige Sacerdos von Lyon, den König baten, ihnen einen Nachfolger zu ernennen. Als aber der junge König Theobald, damals

Longuev. hist. ecc. t. 2. l. 6. p. 542.

beinahe noch ein Kind, getäuscht von einem schlechten Menschen, denselben zum Bischofe von Auvergne ernannte, und dieser durch ein höchst unevangelisches Leben ein wahres Brandmal der gallischen Kirche ward; so fanden die Bischöfe für gut, auf einem in dem Jahre 557 zu Paris gehaltenen Concilium, diesem bei den Bischofswahlen eingerissenen Unfug durch einen besondern diesfalls abgefaßten Canon zu steuern.

2. Mit der so eben erwähnten Besetzung des Stuhls von Auvergne hatte es folgendes Bewandtniß. Als der heilige Gallus, Bischof von Clermont, gegen das Jahr 553 gestorben war, begaben sich, gleich nach dessen Tod, sämmtliche Geistlichen dieser Kirche zu dem Priester Caton und begrüßten ihn als ihren Bischof. Wegen seiner Frömmigkeit und seines Eifers in allen seinen heiligen Berufsgeschäften stand derselbe überall in dem größten Ansehen; und die gesammte Geistlichkeit und das ganze Volk waren vollkommen mit einander einverstanden, daß Caton der Nachfolger des heiligen Gallus seyn müßte. Allgemein, und ohne daß auch nur eine Stimme sich dagegen erhoben hätte, ward dieser Wunsch laut ausgesprochen, und Caton, jedoch ohne vorhergegangene förmliche Wahl, weil man sie für überflüssig hielt, schon als Bischof von Auvergne betrachtet. Sobald also die Leiche des heiligen Gallus zur Erde bestattet war, gingen die zu dieser Trauerfeierlichkeit einberufenen benachbarten Bischöfe zu Caton und erboten sich, da sie jetzt ohnehin hier beisammen wären, ihm ohne weiters die bischöfliche Weihe zu ertheilen. Der König, sagten sie, sey ja beinahe noch ein Kind, es wäre demnach unnöthig, dessen Genehmigung abzuwarten; sollte jedoch dieser Schritt am Hofe mißdeutet werden; so wollten sie Alles auf sich nehmen und würden die in seiner Person getroffene Wahl schon zu behaupten wissen.

3. Aber nun zeigte es sich, daß Catons anscheinende Frömmigkeit einen äußerst schwachen, schwankenden Grund hatte. Mit einer Aufgeblasenheit, wovon man keinen Begriff hat, empfing er die Bischöfe, machte eine pomphafte und daher nur um so lächerliche Ausstellung seiner Tugenden und hohen Verdienste, rechnete ihnen beinahe an den Fingern her, wie viel und wie oft er faste, welches Almosen er austheile, wie viele Stunden täglich er im Gebete beharre, wie vieles Andere er noch thue oder nicht thue, und schloß endlich seine erbauliche Rede mit der Versicherung, daß, da ihm an Tugend und Verdienst niemand gleich komme, es auch durchaus unmöglich wäre, daß ein Anderer auf den bischöflichen Stuhl könnte erhoben werden, daher er auch zu dieser Würde durchaus nicht anders, als ganz nach den Bestimmungen der diesfalls bestehenden Canons wollte gewählt seyn. Um dieses Letztere zu verstehen, muß man wissen, daß wirklich vor mehrern Jahren auf einem Concilium gallischer Bischöfe festgesetzt ward, daß die Wahl eines Bischofes erst nach eingelangter königlicher Genehmigung ihre volle Gültigkeit haben sollte.

4. Als die Bischöfe, zu ihrem größten Erstaunen, Caton's salbungsvolle Rede bis zum Ende angehört hatten, waren sie wenig darum bekümmert, dem mit sich selbst so ungemein zufriedenen Heiligen seine hohe Meinung von seinen Verdiensten zu benehmen; sie ließen ihm seinen erträumten Heiligenschein, versicherten ihn, daß sie sich in seine Angelegenheiten ferner nicht mehr mischen würden, und kehrten nun so schnell als möglich jeder zu seiner Kirche wieder zurück. Aber unter der Geistlichkeit von Auvergne befand sich ein Archidiakon, Namens Cautinus, ein Schalk, wie es wenige gibt. Als dieser sah, wie die Sachen stünden und von Catons stolzem Trotz gehört hatte, ver-

ließ heimlich die Stadt, begab sich in aller Eile nach Metz an das königliche Hoflager, war mithin der erste, welcher dem Könige die Nachricht von dem Tode des heiligen Gallus überbrachte, und wußte den jungen Monarchen durch heuchelnde und schmeichelnde Rede so zu gewinnen, daß er ihn auf der Stelle zum Nachfolger des heiligen Gallus ernannte und, was doch wirklich in der gallischen Kirche durch die Canons verboten war, auch sogleich in Metz zum Bischofe von Auvergne weihen ließ.

5. Caton war untröstlich, als er diese, ihm so ganz unerwartete Kunde erhielt. Von dem Gipfel seiner Hoffnungen so plötzlich und so unvermuthet herabgestürzet, wußte er sich gar nicht zu fassen. Zwar wollte der König, als er von der wahren Lage der Dinge unterrichtet ward, ihn mit dem bald darauf erledigten Bisthume von Tours entschädigen, aber Caton wies die angebotene Entschädigung mit Stolz zurück; besann sich jedoch bald eines bessern, zeigte sich willig, das Bisthum von Tours anzunehmen, und ward nun, da es zu späte war, auch hier wieder abgewiesen. Voll Unmuth über zweifach fehlgeschlagene Hoffnung, wollte Caton jetzt den Cautinus gar nicht als Bischof von Auvergne erkennen, zog noch einige Geistlichen auf seine Seite und veranlaßte ein Schisma, welches jedoch keine andern Folgen hatte, als daß Caton und seine Anhänger aller Beneficien und Einkünfte, welche sie von der Kirche hatten, für verlustig erklärt und derselben von dem neuen Bischofe beraubt wurden.

6. Indessen war leider der neue Bischof Cautinus ein von Grunde aus verdorbener Mensch, dem Trunke und der Völlerei ergeben, beinahe täglich so berauscht, daß er nicht mehr von der Tafel aufstehen

konnte und seine Diener ihn in sein Schlafgemach tragen mußten; dabei geizig, habsüchtig, ungerecht und bis zur Grausamkeit unbarmherzig. Einen Priester seiner Kirche, Namens Anastasius, welcher ihm eine von der Königin Clotildis erhaltene Schenkung nicht abtreten und daher eben so wenig ihm die sich darauf beziehende Urkunde einhändigen wollte, befahl er lebendig zu begraben, das heißt, er ließ den Unglücklichen, in der Absicht, ihn den Hungertod sterben zu lassen, in ein marmornes, in einem unterirdischen Gewölbe der Kirche zum heiligen Märtyrer Cassius befindliches Grabmal einsperren. Anastasius hätte den grausamsten Tod sterben müssen, hätte nicht Gottes erbarmende Vorsehung über dessen Leben gewacht. Die Hüter des Grabmals hatten vor den Eingang desselben einen ungeheuern, vorher auf dem Sarkophag gelegenen Stein gewälzt. Für die Sicherheit ihres Gefangenen glaubten sie nun gesorgt zu haben; zündeten, weil es Winter und sehr kalt war, ein grosses Feuer an, fingen an zu trinken, berauschten sich und schliefen ein. Die Gruft, in welcher der arme Anastasius sich jetzt eingesperrt befand, war so enge, daß er mit dem Leibe sich nicht bewegen konnte. Da man aber von dem Sarge den Deckel genommen hatte und die darin liegenden modernden Gebeine nun einen ganz unausstehlichen Gestank verursachten, so ward er dadurch gezwungen, wenigstens seine Hände, die noch frei waren, zu gebrauchen und mit seinem Mantel sich Nase, Mund und Ohren zu verstopfen. Natürlicher Weise mußte er dieses öfters wiederholen; und so geschah es nun, daß er unter dem vielen Hin- und Herbewegen der Hände endlich glücklicher Weise auf Etwas stieß, das er sogleich für ein sehr starkes, in dem Grabmale zufällig zurückgelassenes Hebezeug erkannte. Ein Strahl der Hoffnung brach nun plötzlich durch die Todesfinsterniß, welche den Unglück-

lichen umgab. Unverzüglich machte er einen Versuch, mit dem gefundenen Werkzeuge den Stein hinwegzurücken. Der Versuch gelang, und Anastasius kroch aus seinem Mordloche heraus. Da die Wächter fest schliefen, so kam er eben so glücklich an einen Ausgang des unterirdischen Gewölbes, welcher auf die Straße führte. Leider war dieser Ausgang durch eine von Bohlen und starken Brettern gefertigte und von außen fest zugenagelte Thür geschlossen, in welcher jedoch, weil die Bretter nicht dicht an einander geschoben waren, sich mehrere Oeffnungen befanden, durch welche man von innen ganz genau sehen und erkennen konnte, was draußen auf der Straße vorging. Höchst erwünschter Weise fügte es sich, daß jetzt gerade noch jemand diese Straße vorüberging. Anastasius rief den Menschen herbei, klagte ihm in wenigen Worten sein Unglück und bat um Hülfe. Der mitleidige Unbekannte war gleich zu Allem bereit; zerschmett oder zerhackte die Latte, durch welche die Nägel und vorgelegten Schlösser die beiden Theile des Thores zusammenhielten, und Anastasius war nun wieder in völliger Freiheit. Eiligst ging er jetzt nach Hause, packte die nöthigen Urkunden zusammen und floh nach Soissons zu König Clothar, der jetzt, da König Theobald schon seit einigen Jahren nicht mehr lebte, im Besitze von ganz Austrasien, mithin auch von der Landschaft Auvergne war. Clothar erstaunte über diese unerhörte Grausamkeit eines Bischofes. Cautinus ward nach Soissons berufen, dort seines Frevels überführt, beschämt, allgemein verabscheuet, aber dennoch nicht bestraft. Noch einige Jahre schändete der gewissenlose Mann den bischöflichen Stuhl von Clermont. Endlich brach eine Pest in der Stadt aus. Gleich einem feilen Miethlinge verließ Cautinus sogleich seine Gemeinde, zog eine Zeitlang, um der Seuche zu entgehen, in den benach-

barten Städten und Oertern herum, wagte es endlich doch einmal, wieder in die Stadt zurückzukehren, hatte aber kaum seinen Fuß in dieselbe gesetzt, als das Pestübel ihn ergriff und der Tod die Kirche von Auvergne von einem Schandflecken befreiete, welcher um so ärgerlicher des Contrastes wegen war, den Cautinus gottloses Leben mit dem reinen Wandel so vieler frommer, großer und heiliger Bischöfe, täglich den Augen nicht nur der Katholiken, sondern auch der Arianer, Juden *) und Heiden darstellte. Wahrscheinlich hat Gott, damit die gallische Kirche sich ihres Glanzes und der von Oben erhaltenen Gnaden nicht überhebe, es zugelassen, daß Satan ihr diesen Pfahl in das Fleisch steckte.

7. Unter Chlodowig's Söhnen wurden auch sehr häufig Concilien gehalten. Jedes Jahr versammelten sich die Bischöfe einer jeden Provinz Einigemal, besonders wenn die königlichen Brüder in Frieden mit einander lebten, gab es auch Concilien, auf welchen Bischöfe aus allen drei Reichsantheilen versammelt waren. Man kann dieselben als wahre Nationalconcilien betrachten, die gewöhnlich die segensreichsten Folgen für die Eintracht sämmtlicher Kirchen in Gallien nach sich zogen. Die Verhandlungen auf diesen Concilien bieten dem Geschichtschreiber nicht selten ein doppeltes Interesse. Sie belehren nicht nur über den Zustand der Disciplin und äussern Verfassung

*) Von den Juden war Cautinus, wie Gregor erzählt, ein ganz besonders großer Freund; aber nicht, um ihre Seelen Jesu Christo zu gewinnen; sondern weil dieselben ihm bei seinen Wuchergeschäften, vorzüglich beim Ein- und Auswechseln fremder Gold- und Silbermünzen behülflich waren.

der gallischen Kirche jener Zeit; sondern sie verbreiten auch oft vieles Licht über die Sitten, Cultur und Charakter der fränkischen Nation selbst.

8. Solche Nationalconcilien waren z. B. das erste und zweite Concilium von Orleans. Jenes kam auf ausdrückliches Verlangen Königs Chlodowig's, kurz vor dessen Tode, in dem Jahre 511 zusammen. Zwei und dreißig Bischöfe waren auf demselben versammelt, und ein und dreißig Canons wurden darauf beliebt. Es wird hinreichend seyn, nur einige der merkwürdigsten hier anzugeben. — Durch den ersten, zweiten und dritten Canon wird geboten, die Todschläger, Ehebrecher, Diebe, Mädchen- oder Frauenräuber, und Sclaven, welche sich in eine Kirche oder bischöfliche Wohnung geflüchtet haben, nicht eher auszuliefern, als bis derjenige, welcher deren Auslieferung fordert, durch einen auf die heiligen Evangelien geschworenen Eid versprochen hat, denselben alle Strafe zu erlassen. Die gekränkte Parthei soll indessen doch zufrieden gestellt, und z. B. derjenige, welcher eine Frau oder Jungfrau gegen deren Willen entführte, der Sclave desjenigen werden, dessen Rechte dadurch verletzt wurden, jedoch mit dem Vorbehalte, daß jenem gegönnt seyn soll, mit Gelde sich von der Dienstbarkeit wieder loszukaufen. — Durch den vierten Canon wird verboten, einen Laien ohne Erlaubniß des Königes in den geistlichen Stand aufzunehmen. — Der Grund, worauf dieser Canon beruhete, war die auf jedem Freien haftende Verbindlichkeit zum Kriegsdienste. Da dieser zu Folge der König in seinem Interesse gekränkt worden wäre, wenn viele seiner kriegspflichtigen Unterthanen, durch Eintreten in den geistlichen Stand, sich dieser Verpflichtung entzogen hätten; so verordneten die Bischöfe, und zwar auf besonderes Begehren des Königs, niemand ohne

Erlaubniß des Monarchen die untern Weihen zu ertheilen. Ausgenommen davon waren jedoch die Söhne, Enkel und Urenkel der Geistlichen, die vermöge ihrer Geburt schon unter der Gewalt der Bischöfe standen. — Durch den fünften Canon wird den Bischöfen, unter Strafe der Excommunication verboten, Etwas von den Einkünften ihrer Kirchen zu irgend einem andern Zwecke zu verwenden, als: 1. zu ihrem eigenen, standesmäßigen Unterhalte; 2. zur Deckung der Unkosten, welche die in dem kirchlichen Gebäuden nothwendig gewordenen Reparationen erfordern; 3. zur Unterstützung der Armen, und endlich 4. zum Loskaufen der Gefangenen. — Der siebente Canon enthält ein Verbot für Aebte, Priester und andere Geistlichen, ohne besondere Erlaubniß ihrer Bischöfe sich an das königliche Hoflager zu begeben, um dort allerlei Gnadenbezeigungen von dem Monarchen zu erbetteln. — Auch dieser Canon ward, weil wirklich durch dergleichen indiscrete Gesuche der König sehr oft nicht wenig geplagt ward, auf ausdrückliches Verlangen desselben von den Bischöfen beliebt. — Durch den achten Canon ward festgesetzt, daß, wenn ein Bischof wissentlich einen Sclaven, ohne die Genehmigung des Herrn desselben, zum Priester oder Diacon weihete, eine solche Weihe in ihrer Kraft bleiben müsse, der Geweihete demnach seine neue Würde nicht mehr verlieren könne; aber der Bischof alsdann auch gehalten seyn soll, dem Herrn des bisherigen Sclaven dessen doppelten Werth zu ersetzen. — Der dreizehnte Canon verbietet der Wittwe eines Priesters oder Diacons, sich wieder zu verheirathen. — Der vierzehnte Canon überträgt dem Bischofe die Verwaltung des gesammten, den in seiner Diöcese liegenden Kirchen gehörigen, beweglichen und unbeweglichen Vermögens. Eine Ausnahme davon machten blos die Besitzungen der Klöster. — Der sechzehnte Canon

Mans. Conc. Coll T. 8. p. 353 et 354.

macht es den Bischöfen zur Pflicht, für alle Kranke, Gebrechliche, oder zur Arbeit Unfähige in ihren Kirchsprengeln zu sorgen. — Der vier und zwanzigste Canon bestimmt die Dauer der österlichen Fastenzeit auf vierzig Tage; und es erhellt aus diesem Canon, daß in einigen Kirchen Galliens dieselbe bisher fünfzig Tage gedauert hatte. Endlich wird durch den dreißigsten Canon, und zwar hier zum erstenmale auf einem förmlichen Concilium von Bischöfen der Gebrauch der sogenannten Sortes Sanctorum *) unter der Strafe der Excommunication verboten.

9. Das zweite Concilium von Orleans kam im Jahre 533 zusammen. Die drei fränkischen Könige hatten es begehrt und daher ihren Bischöfen befohlen, wenn nicht Krankheit oder Altersschwäche Einen oder den Andern abhielt, sämmtlich darauf zu erscheinen. Das Concilium bestand indessen doch nur aus ein und dreißig Bischöfen, wovon sechs und zwanzig in Person und fünf durch Deputirten demselben beiwohnten. Es wurden ein und zwanzig Canons auf demselben gemacht, wovon einige vorzüglich deswegen merkwürdig sind, weil sie Bestimmungen enthalten, welche wir bis jetzt noch nie unter den Satzungen anderer Concilien gefunden haben. So z. B. waren zu Folge des fünften und sechsten Canons die in einer bischöflichen Wohnung befindlichen Mobilien nicht ein Eigenthum des Bischofes, sondern der Kirche, und gingen daher nach dem Tode des Erstern auf dessen Nachfolger über. — Der neunte Canon verbietet jedem Priester, mit Laien oder unter Laien zu leben.

*) Worin diese Sortes Sanctorum bestanden, dieß haben wir schon im dritten Bande unserer Fortsetzung erklärt, und zwar in der zu §. 7. des sieben und zwanzigsten Abschnittes gehörigen Note.

Der dieser Verordnung Zuwiderhandelnde wird bedrohet, in seinen priesterlichen Verrichtungen auf unbestimmte Zeit suspendirt zu werden. Woraus sich mit Grunde schließen läßt, daß die Priester der gallischen Kirche damals gewöhnlich allein, oder in einer Art von Communität mit andern Geistlichen lebten. Der zwölfte Canon enthält einen Beweis, daß noch mancher, aus heidnischen religiösen Ceremonien herrührender Gebrauch unter den damaligen Christen in Gallien herrschte; denn es wird in diesem Canon verboten, solche Gelübde zu erfüllen, wodurch man sich anheischig gemacht habe, in den Kirchen zu essen, zu trinken, zu singen oder andere dergleichen, oft noch ärgere Unanständigkeiten zu begehen. — Unter der Strafe der Excommunication wird in dem zwanzigsten Canon verboten, von dem Fleische erstickter Thiere zu essen, oder auch solcher, die entweder an einer Krankheit gestorben, oder durch den Biß anderer Thiere getödtet worden wären. Ferner wurden auch, was jedoch auf frühern Concilien ebenfalls schon geschehen war, die Heirathen zwischen Christen und Juden verboten; und endlich durch einen besondern, nämlich den neunten Canon festgesetzt, daß eine, nach vollzogener Heirath, den einen oder andern Theil überfallende körperliche Schwäche, von welcher Art sie auch seyn möchte, das Band der Ehe nicht auflösen könne. Unter den versammelten Bischöfen befanden sich mehrere große und heilige Männer, unter andern auch der heilige Gallus von Auvergne, welcher jedoch dem Concilium nicht in eigener Person beiwohnte, sondern durch einen Repräsentanten sich vertreten ließ, obgleich er der einzige Bischof aus allen zu dem Königreiche Austrasien gehörigen Ländern war, welcher auf dem Concilium wenigstens durch seinen Abgeordneten erschien.

XXVIII.

1. Pabst Johannes II. starb am 26. April des Jahres 535. Zum Nachfolger des Verstorbenen ward der wegen seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit in großem Ansehen stehende Archidiakon Agapet gewählt. Er war ein Sohn des Priesters Gordianus, und bestieg am vierten des darauf folgenden Monates Mai den durch Johannes II. Tod erledigten päbstlichen Stuhl. Leider war seine Regierung schnell vorübergehend; sie dauerte kaum ein volles Jahr, in welchem jedoch Agapeth, sowohl von seiner Gelehrsamkeit und tiefem Blicke in den Geschäften, als auch von der unerschütterlichen Festigkeit seines Charakters und seinem wahrhaft christlichen Heldensinne, mehr als einmal die sprechendsten Beweise zu geben Gelegenheit fand.

2. Sein Pontificat begann Agapet sogleich mit einem Akte der Gerechtigkeit, indem er das gegen Dioskorus, nach dessen Tod, gefällte Excommunicationsurtheil, welches Pabst Bonifacius von den diesfalls in einem Concilium versammelten Bischöfen und Priestern erzwungen hatte*), in Gegenwart der gesammten Geistlichkeit der römischen Kirche öffentlich verbrennen ließ.

3. Contumeliosus, ehemaliger Bischof von Riez, welcher, angeklagt eines Verbrechens der Unkeuschheit, durch ein vom Pabste Johannes bestätigtes Urtheil gallischer Bischöfe, sowohl der bischöflichen, wie priesterlichen Würde war entsetzt und in ein Kloster gebracht worden, appellirte jetzt von diesem Urtheile an

*) Man sehe dieses Bandes 19. Abschn. §. 2.

den Nachfolger des Johannes. Agapet nahm die Appellation an, und schrieb an den heiligen Cäsarius, daß er Richter ernennen würde, um die Sache an Ort und Stelle auf das neue zu untersuchen; indessen sollte Contumeliosus, obschon die gallischen Bischöfe ihm erlaubt hätten, das Kloster zu verlassen und zu seiner Kirche zurückzugehen, dennoch bis zu erfolgtem Endurtheil sich aller bischöflichen Verrichtungen, wie auch des Messe-Lesens enthalten. Diesem päbstlichen Schreiben folgte ein zweites, ebenfalls an den heiligen Cäsarius, in welchem der Pabst das Gesuch dieses grossen Bischofes, zum Besten der Armen einige Grundstücke seiner Kirche veräußern zu dürfen, unbedingt zurückweist; mit der Bemerkung, daß die bestehenden Canons ihm zu heilig wären, als daß er Etwas denselben zuwiderlaufendes, irgend einer Ursache wegen und so groß das Ansehen der Person, die ihn darum ersuchte, nur immer seyn möchte, jemals zugeben könnte.

M. Conc. Col. t. 8 p. 856.

Ibid. p 855.

4. Um die nämliche Zeit kamen auch Deputirten aus Afrika an, und überreichten dem Pabste ein Synodalschreiben des im Anfange eben dieses Jahres (535) zu Carthago gehaltenen Nationalconciliums. — Seit hundert Jahren war den Kirchen von Afrika nicht mehr das Glück geworden, daß ihre Oberhirten sich in einem Concilium hätten versammeln dürfen. Während dieser langen Zeit, einer Zeit harter Bedrückung und grausamer, blutiger Verfolger, war die, unter dem eisernen Joch einer gesetzlosen, die Religion Jesu mit Feuer und Schwert verfolgenden arianischen Regierung, seufzende Kirche von Afrika in Ansehung ihrer äusserlichen Verhältnisse in tiefen Verfall gerathen; auch hätten hie und da manche Mißbräuche sich einschleichen, manche heilsame kirchliche Satzungen beinahe in völlige Vergessenheit gerathen müssen. Um

also Einheit und Gleichförmigkeit der Disciplin in allen Kirchen wieder einzuführen, den bestehenden heiligen Canons neue Kraft zu ertheilen und den in ihrem Vermögenszustande tiefgesunkenen Kirchen Afrikas auch den ihnen geziemenden äußern Glanz wieder zu geben, war unstreitig ein Nationalconcilium eines der dringendsten Bedürfnisse; und da nun durch Belisar's Siege, Afrika jetzt wieder dem römischen Kaiser gehorchte; so berief Reparatus, Erzbischof von Carthago, sämmtliche afrikanische Bischöfe zu einem Nationalconcilium in Carthago zusammen.

5. Zweihundert und siebzehn afrikanische Bischöfe waren auf diesem Concilium versammelt. Groß war der Zulauf der, selbst aus fernen Gegenden, herbeiströmenden Rechtgläubigen; und diese wie die Bischöfe selbst, eingedenk ehemaliger harter Drangsale und schwerer Prüfungen, konnten, bei dem Anblicke der ihnen jetzt wieder aufgegangenen, milden Friedenssonne sich kaum mehr der Thränen enthalten.

6. Von den Akten dieses Conciliums ist wenig auf uns gekommen. Indessen machen dennoch verschiedene, sich darauf beziehende Briefe, sowohl der auf dem Concilium versammelten Väter an den apostolischen Stuhl, als auch von Seite des Pabstes an das Concilium, an den Erzbischof Reparatus und an den Kaiser Justinian, uns hinreichend mit den darauf gepflogenen Verhandlungen bekannt. Neue Canons, so viel man weiß, wurden keine beliebt, nur die schon bestehenden erneuert, zum Theil auch deren Anwendung oder Ausnahmen theils erweitert, theils beschränkt oder auch genauer bestimmt, und endlich die in dem Jahre 525 von dem Erzbischofe Bonifacius, dem Vorgänger des Reparatus, mit Zuziehung einiger Bischöfe, den Klöstern in Afrika ertheilten Privilegien auf das neue bestätigt.

Diesen zu Folge hatten die Bischöfe sich gar nicht mehr mit den Angelegenheiten der Klöster zu befassen. Die Mönche sollten blos unter der Leitung ihrer Aebte stehen; würde ein Abt sterben, so sollten sämmtliche Mönche des Klosters einen Andern wählen, und, bei zweifelhafter, strittiger Wahl, einige andere diesfalls zusammentretende Aebte die Sache entscheiden. Das einzige Geschäft, was den Bischöfen noch überlassen blieb, war blos eine Klosterkirche oder Oratorium einzuweihen, oder einem Mönche die Priesterweihe zu ertheilen. Fanden sie das ihnen vorgestellte Subject für die hohe, priesterliche Würde nicht geeignet; so konnten sie das an sie diesfalls ergangene Gesuch zurückweisen.

7. Der wichtigste Gegenstand, welcher die auf dem Concilium versammelten Väter beschäftigte, war die Behandlungsweise der zur katholischen Kirche theils schon herübergetretenen, theils in der Zukunft noch herübertretenden Arianer. Der Arianismus hatte aufgehört die Religion des Hofes zu seyn. Weder Furcht vor Verfolgung, noch Hoffnung größer Belohnungen fesselten mehr die Zungen; laut durfte jede jetzt die Wahrheit bekennen; und endlich gefährdeten, wie der Leser schon weiß, die von Justinian gegen Sekten und Sektengeist erlassenen Verordnungen auch ungemein das zeitliche Interesse derjenigen, welche dem arianischen Wahne noch ergeben waren. Kein Wunder also, daß eine große Menge, nicht blos Laien, sondern auch arianischer Bischöfe, Priester und anderer Geistlichen sich jetzt meldete, und in den Schooße der Kirche wieder aufgenommen zu werden begehrte. Aber in Ansehung der arianischen Geistlichkeit entstand nun die Frage, ob man dieselbe in ihren verschiedenen geistlichen Würden lassen, oder nur in die Communion der Laien,

aufnehmen, oder auch einen dritten, so viel möglich vermittelnden Ausweg einschlagen müßte. Der bei weitem größte Theil der Bischöfe war der Meinung, daß man sie blos zur Communion der Laien zulassen sollte. Indessen getraueten sie sich doch nicht, definitiv hierin zu entscheiden, sondern es ward einstimmig beliebt, sich an den römischen Hof zu wenden, und die päbstliche Entscheidung zu erwarten.

8. Der Bischof Petrus, nebst einem Diakon der Kirche von Carthago, Namens Liberatus, wurden also mit dem schon erwähnten Synodalschreiben nach Rom gesandt. Das Schreiben des Conciliums war eigentlich an den Pabst Johannes gerichtet. Da aber die Deputirten, der noch sehr rauhen Jahreszeit wegen, nicht gleich ihre Reise antreten konnten, und Johannes II. indessen starb; so gab Reparatus ihnen noch ein zweites Schreiben mit, in welchem er dem neuen Oberhaupte der Kirche zu dessen Thronbesteigung im Namen sämmtlicher afrikanischer Kirchen Glück wünschte.

9. Zu gleicher Zeit ward auch Theodorus, ebenfalls Diakon der Kirche von Carthago, nach Constantinopel an den Kaiser Justinian mit einem Schreiben gesandt, in welchem die versammelten Väter den Monarchen um Zurückgabe sowohl sämmtlicher von den Vandalen geraubten Kirchengüter, als auch aller den Kirchen ehemals zustehenden, ihnen aber von den Arianern entzogenen Rechte und Privilegien ersuchten. Justinian zeigte sich ungemein bereitwillig, den Bitten der afrikanischen Bischöfe zu willfahren, und erließ schon unter dem 1. August desselben Jahres ein, an Salomon, den Statthalter des römischen Afrikas, gerichtetes Gesetz, kraft dessen nicht nur die, den Kirchen ehemals gehörigen,

liegenden Gründe, sondern auch alle aus den Kirchen geraubten oder entwendeten Zierathen, goldene und silberne Gefäße oder andere Geräthschaften, ohne allen Zeitverlust und ohne irgend eine Einwendung anzuhören, wieder zurückgegeben werden mußten. Auf die sogenannten Rechtstitel der gegenwärtigen Besitzer ward, wie billig, nicht die mindeste Rücksicht genommen.

10. Auch der Pabst zögerte nicht, den Vätern des Conciliums zu antworten. Agapet theilte, in Ansehung der neubekehrten Arianer, völlig die Meinung der übrigen afrikanischen Bischöfe. Er verordnete daher in seinem Schreiben an den Erzbischof von Carthago, daß es hierüber bei den in den Canons schon enthaltenen Bestimmungen sein Bewenden haben sollte. Die Arianer müßten zufrieden seyn, daß die Kirche sie wieder in ihren Schooß aufnehme; verlangten sie ausser dem aber auch noch kirchliche Würden und Ehrenstellen; so würde dieses Verlangen sehr gegründete Zweifel über die Aufrichtigkeit ihrer Bekehrung erregen, und sogar zu der Vermuthung berechtigen, daß nicht Ueberzeugung, sondern blos Ehrgeiz sie zur Rückkehr zur wahren Kirche bewogen habe. Auch Jenen, welche als Kinder von den Arianern die Taufe erhalten haben, verschließt Agapet den Zutritt zu dem geistlichen Stande.

M. Con. Col. p. 848.

11. Hierin, so wie überhaupt in Ansehung der ganzen Behandlungsweise der zur katholischen Kirche übergetretenen arianischen Geistlichkeit, war jedoch Kaiser Justinian einer ganz andern, von jener des Pabstes völlig verschiedenen Meinung. Sobald der Kaiser von dem Tode des Pabstes Johannes und der Erhebung Agapet's Kunde erhalten hatte, erließ er an Letztern ein, von einem Briefe des Patriarchen

Epiphanius von Constantinopel begleitetes, kaiserliche Schreiben, um dem neuen Pabste über dessen Erhebung Glück zu wünschen, und nach altem, sehr löblichen Brauch, denselben zugleich sein Glaubensbekenntniß zu übersenden. Justinian ersucht den Pabst, in seinem Antwortschreiben an den Patriarchen die Erklärung einfließen zu lassen, daß die Kirche alle jene von sich ausschließe, deren Lehren nicht mit dem kaiserlichen Glaubensbekenntnisse übereinstimmten.

12. Bald darauf schrieb Justinian abermals an den Pabst. Die Vereinigung der Arianer mit der Kirche lag dem Kaiser sehr am Herzen. In seinem Schreiben äußert er daher den Wunsch, daß, um jenen Zweck desto leichter zu erreichen, die arianischen Bischöfe und Priester auch in der katholischen Kirche in ihrer bisherigen Würde möchten beibehalten werden. Bei dieser Gelegenheit sucht Justinian auch das Betragen des Patriarchen von Constantinopel gegen den Bischof Stephanus vorzüglich dadurch zu entschuldigen, daß Epiphanius den Achilles auf seinen Befehl geweihet habe. Endlich ersucht der Kaiser auch den Pabst, daß er dem Bischofe seines, nunmehr unter dem Namen Justinianea, zur Stadt erhobenen Geburtsortes die Würde eines apostolischen Vicarius ertheilen möchte.

13. Beide kaiserliche Schreiben wurden natürlicher Weise ebenfalls durch zwei besondere päbstliche Breven beantwortet. Justinian's Rechtgläubigkeit ertheilt Agapet große Lobsprüche. Er sagt dem Kaiser, daß er sein Glaubensbekenntniß gutheiße und annehme, aber nicht als wenn die Lehre eines Laien in der Kirche eine Autorität wäre;*)

*) — — non quia laicis auctoritatem praedicationis

sondern weil er jenes mit dem Lehrbegriffe der Kirche vollkommen übereinstimmend finde. In Ansehung der arianischen Geistlichkeit bemerkt der Pabst dem Kaiser ungefähr das nämliche, was er diesfalls vorher schon an den Erzbischof Reparatus von Carthago geschrieben hatte. „In den Schafstall Jesu," fügt Agapet hinzu, „muß man durch die rechte Thüre eingehen; aber die rechte Thüre ist nicht stolzes Verlangen nach geistlichen Würden und Ehrenstellen." — Den Patriarchen von Constantinopel glaubt Agapet dadurch, daß derselbe einem kaiserlichen Befehle sich hätte fügen müssen, gar nicht entschuldigen zu können; indem es in diesem Falle nur noch um so mehr dessen Pflicht gewesen wäre, einen so frommen Kaiser, der ohnehin schon so viele Neigung zeige, die Rechte des Stuhls des heiligen Petrus zu schützen, auf jede Art darauf aufmerksam zu machen, wie sehr durch dergleichen Befehle eben diese Rechte gekränkt würden. *) — Rücksichtlich des

---

admittimur, sed quia studium fidei vestrae patrum nostrorum regulis conveniens confirmamus atque roboramus.

*) Quod autem clementia vestra fratris et coepiscopi nostri Epiphanii dignata est excussare personam, quia in praedicti Achillis consecratione vestra potius jussio quam illius ordinatio praevenisset; credimus quod et ipse cognoverit jure culpatum, qui praeter alia quae deliquit, hoc certe excusare vix poterit, quod tam piissimo et clementissimo principi, beati quoque Petri privilegia defensanti non vel *opportune vel importune* augesserit quid in hac parte sedis apostolicae reverentiae deberetur. Con. Col. p. 852. — —

Dieses Schreiben des Pabstes Agapet an Kaiser Justinian ist wieder, wie so viele andere päbstliche

Bischofs von Justiniana versprach Agapitus dem Kaiser, unverzüglich einige Legaten zu schicken, welche ihm die päbstliche, diesfalls genommene Entschließung bekannt machen sollten.

14. Bald darauf starb der Patriarch Epiphanius von Constantinopel (536) und erhielt zum Nachfolger den Anthimius, Bischof von Trebizund. In der merkwürdigen Unterredung mit den Severianern zu Constantinopel stand er zwar in der Reihe der Rechtgläubigen; aber in seinem Herzen verdammte er das Concilium von Chalcedon, war ein eifriger Freund und Anhänger der Eutychianer. Als ein solcher war er der Kaiserin Theodora bekannt; und diese war es daher auch ganz allein, die durch ihren mächtigen Einfluß ihn auf den Stuhl von Constantinopel erhob. Sobald Ephrem, Patriarch von Antiochien, die Erhebung des Anthimius erfuhr, schrieb er an den Kaiser, denselben bittend, dafür zu sorgen, daß die Synodalschreiben, welche, dem Herkommen zu Folge, der neue Patriarch von Constantinopel an die übrigen Bischöfe jetzt senden müßte, mit den Lehren der Kirche vollkommen übereinstimmend befunden würden. Anthimius Synodal-

Schreiben, ein wahres Muster eines mit ungemeiner Umsicht entworfenen, zwar in den ehrerbietigsten Ausdrücken abgefaßten, aber der hohen päbstlichen Würde zugleich auch nicht das Mindeste vergebenden apostolischen Breve's. Entkleidet man dasselbe des, obgleich sehr sinnvoll gewählten Wortschmuckes, so sagt der Pabst darin dem Justinian ganz deutlich und unumwunden, daß ein Kaiser in rein-kirchlichen Angelegenheiten gar nichts zu befehlen habe, und daß, wenn er dennoch etwas hierin zu befehlen sich anmaße, kein Bischof, wenn anders derselbe die heiligen Rechten und Pflichten seines bischöflichen Amtes nicht verletzen wolle, einem solchen Befehle nicht gehorchen dürfe.

schreiben war daher mit der größten Behutsamkeit abgefaßt, und sorgfältig vermied er darin Alles, was seine verkehrte Lehre hätte verrathen können. Ephrem nahm daher das Synodalschreiben an, bat jedoch den Anthimius, über Verschiedenes sich umständlicher und mit mehr Bestimmtheit zu erklären und vor allem dem Eutyches und dessen Lehre das Anathema zu sprechen.

15. Anthimius Erhebung belebte auf das neue so sehr den Muth der Akephalen, daß mehrere der Vornehmsten dieser Sekte: der berüchtigte Severus, Petrus von Apamea, der syrische Mönch Zoara rc., nach Constantinopel kamen, Versammlungen dort hielten, in Privathäusern sich priesterlicher Verrichtungen erkühnten, das heilige Opfer entweiheten, sogar auch das Sakrament der Taufe ertheilten. Natürlicherweise ließ Anthimius dieses alles geschehen; stellte sich wenigstens, als wenn er von allem dem Unwesen nichts wüßte. Aber die Aebte der Klöster in Constantinopel ahneten den noch hinter dem Vorhange verborgenen Urheber alles dieses Unfuges. Unerschrocken widersetzten sie sich dem beginnenden Frevel; führten gegen Anthimius von Constantinopel Klage bei dem Kaiser; führten auch Klage gegen ihn in Rom bei dem Pabste. Justinian beruhigte sie, indem er ihnen die frohe Kunde mittheilte, daß in kurzer Zeit das Oberhaupt der Christenheit selbst nach Constantinopel kommen werde; zudem gab er ihnen sein kaiserliches Wort, daß er alle Beschlüsse, welche der Pabst, während seiner Anwesenheit in Constantinopel, auf canonischem Wege gegen Ketzer und Schismatiker erlassen würde, ohne Ansehung der Person werde vollziehen lassen. Die frommen Aebte glaubten, die nahe Ankunft des Pabstes ruhig abwarten zu müssen, und überließen einstweilen, diese kurze Zeit über, das gährende Chaos seinem eigenen Conflikt.

16. Ungefähr um die nämliche Zeit, vielleicht einige Monate früher, trug sich auch noch ein anderes Ereigniß zu, das, obschon an und für sich wenig bedeutend, wir dennoch nicht ganz mit Stillschweigen übergehen zu dürfen glauben. Kaiser Julian der Abtrünnige hatte den Hafen von Constantinopel anlegen lassen und die dankbare Stadt ihm dafür ein Monument in der Mitte des Hafens errichtet. Ein heftiger Sturm stürzte jetzt dieses Denkmal; und Justinian befahl nun, an die Stelle der gestürzten Bildsäule des Abtrünnigen ein eben so herrliches und noch höheres Kreuz zu errichten. Wahrhaftig ein eben so frommer als sinnreicher Gedanke des Kaisers! denn das nun errichtete Kreuzzeichen war für die Religion eine wahre, das Andenken ihres Sieges über ihren ärgsten Feind jeden Tag erneuernde Trophä.

XXIX.

1. Kaum war Afrika eine römische Provinz geworden, als schon eine nicht minder erwünschte Gelegenheit sich darbot, auch Italien mit dem Reiche der Römer wieder zu vereinigen. Gewöhnlich führt jede glückliche Unternehmung zu einer neuen, und jede Eroberung reizt eben so sehr die Begierde zu erobern, als sie die Kraft, dieselbe zu befriedigen, vermehrt. In dem Herzen des Kaisers, wie in seinem Staatsrathe, ward also der Krieg gegen die Ostgothen in Italien beschlossen; und früher und schneller, als man hätte vermuthen sollen, traf nun dieses mächtige Volk die Strafe für seine, bei der Zerstörung des vandalischen Reiches, gezeigte unbegreifliche politische Apathie. Um aber die Entstehung wie die Gründe eines Krieges zu entwickeln, welcher eben so sehr wegen seiner langen Dauer und großen Ereignissen, als der Van-

Wandelbarkeit aller menschlichen Größe und der glänzenden Schaar von Helden, welche nach einander den blutigen Schauplatz betreten, so vorzüglich unsere Aufmerksamkeit zu fesseln verdient, müssen wir auf einige Augenblicke wieder zur Geschichte des ostgothischen Reiches in Italien zurückgehen.*)

2. Aus dem vorigen Bande wird der Leser sich erinnern, daß nach dem Tode Theodorich's des Großen (526) dessen Enkel Athanarich, unter der Vormundschaft seiner Mutter, den Thron der Amalen bestieg. Unter dem Namen ihres Sohnes regierte jetzt Amalasuntha; aber sie herrschte mit eben so viel Weisheit und Kraft, als Herzensgüte und zarter Sorgfalt für das Wohl ihrer Unterthanen. In dieser seltenen Fürstin war Alles vereint, was nur immer eine noch halb rohe, auf ihren Waffenruhm stolze Nation, die blos in kriegerischem Waffengetümmel sich gefällt, dennoch dem sanftern Scepter eines Weibes hätte unterwerfen müssen. Durch ihre Mutter Audefleda, Chlodwig's Schwester, vereinigte sie in sich die zwei edelsten und ältesten aller damaligen Regentengeschlechter, nämlich das Haus der Amalen mit jenem der Merovinger; und ihr leider nur zu frühe gestorbener Gemahl, der tugendhafte und tapfere Eucharis, war ein Sprößling des königlichen Hauses der Gothen. Ihre körperliche Wohlgestalt und Schönheit, unstreitig das geringste ihrer Verdienste, hatte selbst die Eifersucht einer Theodora geweckt, und zog mit unwiderstehlichem Zauber jedes Herz an sich, das nur immer hohes, weibliches Verdienst nur einigermaßen zu

---

*) Die vorzüglichsten Quellen sind jetzt: Procopius de bell. goth.; Cassiodor's Briefe; Jornand. de reb. Get., und von neuern Werken Muratori und der Abrégé chronol. de l'hist. d'Italie. T. 1.

schätzen wußte. Die glücklichsten Naturanlagen hatten die Bildung, welche der große Theodarich seiner Tochter hatte geben lassen, ungemein erleichtert. Amalasuntha war mit Wissenschaft geschmückt, drückte mit gleicher Fertigkeit sich in den lateinischen, griechischen und gothischen Sprache aus, suchte in philosophischen Studien Erholung nach ihren oft so drückenden Regentengeschäften, ehrte die Ueberreste ehemaliger griechischer und römischer Cultur, belohnte mit königlicher Großmuth das Verdienst ächter Gelehrten und that zur Verbreitung wahrer Gelehrsamkeit, während ihrer kurzen Regierung von kaum acht Jahren, ungleich mehr, oder doch gewiß wenigstens eben so viel, als alle sogenannten gekrönten Philosophen je noch auf ihren Thronen gethan haben. *)

3. Acht und zwanzig Jahre war Amalasuntha alt, als sie die Zügel der Regierung übernahm. Nicht leicht war die Aufgabe, welche sie zu lösen hatte. Gehorsam unter dem Gesetze, sollte sie einem rohen, unbändigen, nur der kraftvollen Faust eines Helden gewohnten Volke lehren, demselben den Wahn

*) Mit Zuziehung und Hülfe des Pabstes Agapet wollte Amalasuntha in Rom theologische und philosophische Schulen nach dem Muster der ehemals so berühmten Alexandrinischen Schule anlegen. Leider hinderten die bald darauf in Italien ausgebrochenen Unruhen die Ausführung dieser so heilsamen, nicht genug zu preisenden Unternehmung. — — Ungeachtet ihrer vielseitigen Kenntnisse und ganz ungewöhnlichen Sprachgewalt, hatte, nach dem Zeugnisse Cassiodor's, es Amalasuntha sich dennoch zum Gesetze gemacht, in dem Staatsrathe nie selbst zu sprechen. Mit Aufmerksamkeit hörte sie blos die Meinung der andern; gab aber alsdann eine Entscheidung, welche vollkommen bewies, daß sie, statt über den Gegenstand zu sprechen, nur desto mehr über denselben gedacht hatte.

benehmen, daß auch jetzt nach vierzig Jahren Italien noch immer nichts, als eine gothische Eroberung, und Römer und Italiener blos Sclaven der Gothen wären; sie sollte ferner die Liebe und Zuneigung ihrer eigenen Nation gewinnen; und — was gewiß nichts leichtes war — doch zugleich auch ihre italienischen Unterthanen beglücken. Aber Rom und Italien erkannten bald über den schönen und seltenen Verein zarten Weibersinnes und männlicher Charakterstärke. Des Vaters großer Geist beseelte die Tochter; und der größte Regent seiner Zeit war nun durch ein geistvolles, unermüdet thätiges, und doch liebes und sanftes Weib vollkommen ersetzt.

4. Den Anfang ihrer Regierung begann Amalasuntha mit dem kindlich-frommen Bestreben, alle trübe und beugende Rückerinnerungen an die letzten Jahre ihres Vaters so viel wie möglich zu vertilgen. Des Boëtius und Symmachus Kindern gab sie die eingezogenen Güter ihrer Väter wieder zurück, beförderte sie zu Ehrenstellen, überhäufte sie mit Wohlthaten, und that, was nur immer zu thun war, um diese unglücklichen Familien mit dem Andenken Theodorich's wieder auszusöhnen.

5. Ihre italienischen Unterthanen schützte Amalasuntha gegen die Raubsucht mächtiger Großen; und wachte mit unerbittlicher Strenge über die Handhabung der weisen, die bürgerliche Ordnung schützenden Gesetze, welche sie gegen Raub, Gewaltthätigkeit, Bestechbarkeit der Richter, Verkäuflichkeit der Gerechtigkeit, falsches Zeugniß und alle die bösen Künste, erfunden, um die Wirkung eines richterlichen Spruches zu vereiteln, gleich im Anfange ihrer Regierung gegeben hatte. Theodat, ein Prinz aus der königlichen Familie, und Statthalter oder Prä-

feste von Tuscien, glaubte sich über die Gesetze erhaben; die ganze Provinz betrachtete er als eine, durch das Loos ihm zu Theil gewordene Beute. Schon im Besitze großer Ländereien, wurde seine Habsucht dadurch nur noch mehr gereizt. Jedes Eigenthum, das ihm gefiel, riß er an sich, und Gewaltthätigkeit mußte stets den mangelnden Rechtstitel ersetzen. Aber schnell machte Amalasuntha seinen Bedrückungen ein Ende, berief ihn nach Ravenna, ließ sein Betragen untersuchen, und Theodat, durch einen gerichtlichen Spruch, welcher ihn zwang, alles unrecht erworbene Eigenthum wieder zurückzugeben, gleichsam moralisch als einen Räuber brandmarken.

6. Den alten römischen Adel hielt Theodorich's Tochter in hohen Ehren; sie betrachtete ihn als ein ehrwürdiges, aus den Trümmern der alten römischen Republik majestätisch sich hervorhebendes Denkmal. Paulinus war ein Sprosse des uralten Geschlechtes der Decier. In dem Jahre 534 ernannte ihn Amalasuntha zum Consul und erhob in ihrem Briefe an ihn die Tugenden und hohen Verdienste der Decier um die römische Republik.

7. Obschon in der arianischen Lehre erzogen und dem Irrthume dieser Sekte ergeben, schützte, ehrte und begünstigte diese weise Fürstin dennoch stets die katholische Kirche. Alle ihre Briefe zeugen von der großen Ehrfurcht, welche sie nicht nur für das Oberhaupt der Kirche, sondern auch für alle übrigen Bischöfe hatte; und selbst ein rechtgläubiger Monarch würde sich Amalasuntha's zum Besten der katholischen Kirche erlassene Gesetze und Verordnungen zu einem hohen Verdienste haben anrechnen dürfen.

8. Ihren Sohn liebte sie [illegible] zärt-
lichkeit; aber ihre Liebe hatte keine der Schwachheiten
gewöhnlicher Frauen. Athanarich sollte das Bild
seines Großvaters werden. Frei von [illegible] und
jener fremdartigen Beziehung, hatte Amalasuntha
aus reiner Liebe zu den Wissenschaften, sich denselben
ergeben. Daß sie nicht blos den Verstand schmücken,
sondern auch das Herz veredeln, den Charakter festi-
gen und überhaupt dem Geiste einen höhern Schwung
ertheilen: dieß hatte eigene Erfahrung ihr gelehrt.
Für ihren Sohn berief sie daher die geschicktesten
Lehrer aus Rom und ganz Italien nach Ravenna.
Drei von ihr auserwählte, durch tadellosen Wan-
del, ehrwürdiges Alter und Reichthum an praktischer
Lebensweisheit ausgezeichnete gothische Grafen wur-
den des jungen Athanarich's beständige Begleiter und
Gesellschafter. Die Gesetze der Sittlichkeit aus den
ewigen Gesetzen der Vernunft herzuleiten: dieß ver-
mag der Verstand zu lernen; aber dann wird das
Herz noch nicht die Tugend lieben; diese Liebe wird
erst durch praktische Uebung erzeugt und letztere am
leichtesten an der Hand weiser und tugendhafter
Freunde erworben. Eben so ist Lebensklugheit blos
eine Tochter der Erfahrung, und diese die Frucht
eines kraftvollen Alters. Daher Theodorich's Toch-
ter zarte Sorgfalt in der Auswahl der nächsten Um-
gebungen ihres Sohnes.

9. Aber leider scheiterten Amalasuntha's weise
Erziehungsplane an der Rohheit der gothischen Na-
tion. Die Gothen, den Wissenschaften und stillen
Künsten des Friedens noch fremd, daher ihnen ab-
hold, und ohnehin schon höchst unzufrieden mit der
Regentin wegen ihrer Vorliebe zu den Römern,
indem sie dieselben überall begünstigte zu den wichtig-
sten Staatsämter — wozu jedoch blos die Unwissen-

[illegible] ihren Gothen [illegible] — und mit Römern be-
setzte, und endlich gar, was ihnen die höchste Unge-
rechtigkeit schien, ihre italienischen Unterthanen gegen
die Gewaltthätigkeiten der stolzen und wilden Eroberer
schützte, und von dem Gesetze keinen Unterschied zwi-
schen einem Gothen und Römer kannte, fingen nun
an, laut darüber zu murren, daß man dem jungen
Athalarich eine dem künftigen Gothenkönige höchst
unanständige Erziehung gebe, statt den Prinzen mit
Waffenspiel und ritterlichen Uebungen zu beschäftigen,
ihn den Händen gelehrter Pedanten überlasse, dessen
Mannhaftigkeit dadurch erschlaffe, alles kriegerische
Feuer in ihm ersticke.

10. Das unter der Asche glimmende Feuer
brachte bald ein Zufall zum Ausbruche. An einem
Hoffeste, als der große gothische Adel schon in den
Vorsälen des Palastes versammelt war, traf es sich,
daß Amalasuntha ihren Sohn über einer höchst unan-
ständigen Handlung überraschte und in der ersten Auf-
wallung ihres Unwillens ihm eine Ohrfeige gab. Auf
das höchste darüber entrüstet, lief der Knabe aus dem
Zimmer seiner Mutter, begegnete einigen der im Pa-
laste versammelten Großen und klagte diesen unter
Thränen, die blos Zorn und Bosheit seinen Augen
auspreßten, die Härte seiner Mutter, und die so eben
von ihr erhaltene Züchtigung. In einem Augenblick
war der ganze Palast voll von diesem großen Ereig-
nisse. Unter dem Scheine eines tief empfundenen
Unwillens über die ihrem Könige angethane Schmach,
glaubten die Mißvergnügten — und zu diesen ge-
hörten beinahe Alle, welche zum Feste sich jetzt am
Hofe versammelt hatten — nun kühner als bisher
mit der Regentin sprechen zu dürfen. Stürmisch
drangen sie in das Gemach der Fürstin, forderten
gebieterisch, daß der zum Jünglinge reifende König

liche Knabe der weichen Zucht einer Mutter entlassen, von seinen schwachen Greisen und Pedanten befreit und in der Gesellschaft feuriger und muthvoller Jünglinge in der ehrenvollen Unwissenheit seiner edeln Vorfahren erzogen werden müßte.

11. Damit noch nicht zufrieden, verbreiteten sie das verrätherische Gerücht von einer entdeckten Verschwörung der Mutter gegen die Krone und das Leben ihres Sohnes. Ihr wildes Geschrei galt bald für die Stimme der Nation, und Amalasuntha sah sich gezwungen, die schönsten Hoffnungen ihres Herzens den tollen Forderungen unwissender Barbaren zum Opfer zu bringen. In der Gesellschaft seines Gleichen ward nun der junge Athanarich von Tag zu Tage liederlicher, vergeudete seine Zeit unter den rohesten Spielen, überließ sich dem Weine, bald auch den Weibern, sank von einem Laster in das andere, und ließ, durch seinen trotzigen Ungehorsam gegen seine Mutter, diese immer mehr und mehr ahnen, was eigentlich die wahre Absicht der mißvergnügten Großen seyn konnte.

12. Aber Feigheit lag nicht in dem Charakter der Regentin. Dem über sie hereinbrechenden Sturm war sie entschlossen, muthig entgegen zu treten. In ihren Gedanken mit einem für sie gefahrvollen, aber entscheidenden Schlage beschäftiget, wollte sie jedoch vorher, im Falle, daß ihr Unternehmen mißlingen würde, eine sichere, sie schützende Zufluchtsstätte sich bereiten. An Kaiser Justinian schickte daher Amalasuntha jetzt eine geheime Botschaft und ließ ihn fragen, ob er Theodorich's Tochter, wenn sie gezwungen seyn sollte, Italien zu verlassen, schützend in seinen Staaten aufnehmen wolle. Justinian's Antwort war, wie Amalasuntha sie erwarten konnte. Der Kaiser gab

unverzüglich Befehl, in Dyrrachium einen Palast für sie in Bereitschaft zu setzen, wo sie so lange bleiben könnte, bis es ihr gefallen würde, sich nach Constantinopel zu begeben.

13. Unter sinnreich gewähltem, höchst scheinbarem Vorwande wichtiger Aufträge und Befehlshaberstellen, sandte Amalasuntha nun die Häupter der Mißvergnügten, nämlich drei der verwegensten und mächtigsten gothischen Grafen und Herzoge nach verschiedenen, jedoch weit von einander entfernten Grenzposten Italiens. Zu gleicher Zeit ließ sie ein Schiff in segelfertigen Stand setzen, mehrere Küsten mit einer Summe von vierzigtausend Pfund Goldes an Bord desselben bringen und ihre treuesten Diener darauf einschiffen. Dem Commandanten des Fahrzeuges gab sie Befehl, nach Dyrrachium zu steuern, jedoch nicht in den Hafen einzulaufen, sondern ausserhalb desselben sich vor Anker zu legen und so ihre weitern Befehle abzuwarten. Von den ihr ergebenen Gothen wählte nun Amalasuntha einige der tapfersten, entschlossensten Männer, und auf deren Treue sie sich vollkommen verlassen konnte. Diesen gab sie den Auftrag, den vor ein paar Tagen abgereiseten Herzogen nachzueilen, sich ihrer, wo sie sie treffen würden, zu bemächtigen und dann ohne weiters auf der Stelle sie hinzurichten.

14. Alles gelang nach Wunsch. Amalasuntha's Befehle wurden pünktlich vollzogen. Die Hinrichtung der Häupter der Verschwornen schreckte alle Uebrige; zitternd staunten die Barbaren ob der Energie und Entschlossenheit eines Weibes; und unumschränkter als je herrschte nun wieder Amalasuntha an dem Hofe von Ravenna. Das vor Dyrrachium liegende Schiff

erhielt Befehl, wieder nach dem Hafen von Ravenna zurückzusegeln.

15. Aber um so unversöhnlicher gegen Amalasuntha war jetzt auch der Haß der zahlreichen Anverwandten und Freunde der Getödteten. Auch Theodat hatte die, obgleich wohlverdiente Schmach noch nicht vergessen; auch er sann längst schon auf Rache. Allen Prinzen seines Hauses hatte Theodorich eine sehr gute und daher auch wissenschaftliche Erziehung geben lassen. *) An dem Hofe von Ravenna galt Theodat für einen großen Platoniker. Wirklich hatte er auch den Kopf voll Platonischer Ideen; aber desto weniger von den Maximen dieses Weltweisen in seinem Charakter und seiner Handlungsweise. Er war geizig, habsüchtig, ungerecht, treulos, voll des schwärzesten Undankes, dabei noch des Krieges völlig unkundig und über alle Maßen feig und unentschlossen.

16. Um an Amalasuntha sich zu rächen, wollte er an seiner eigenen Nation zum Verräther werden. In kirchlichen Angelegenheiten hatte Justinian, wie wir bereits in einem der vorigen Abschnitte erzählt haben, die Bischöfe Hypatius und Demetrius nach Italien an den Pabst gesandt. Theodat ergriff diese Gelegenheit, und machte in einer geheimen Unterredung Justinian's Gesandten den Antrag, daß er ganz Tuscien (Toscana) dem Kaiser in die Hände zu spielen bereit sey, sobald derselbe ihm nur eine gewisse bestimmte Summe Goldes, einen Platz im Senat und ehrenvollen Aufenthalt in Constantinopel

*) Theodat war Theodorich's Schwester Sohn. Seine Mutter hieß Amalfrede und heirathete, nach dem Tode von Theodat's Vater den vandalischen König Thrasamund.

zusichern wollen. Mit Vergnügen lauschten die Bischöfe Theodat's verrätherischem Antrage, bestärkten ihn in seinen guten Gesinnungen gegen den Kaiser und nahmen es über sich, sobald sie nach Constantinopel zurückgekehrt seyn würden, die Genehmigung der von ihm gesetzten Bedingungen bei ihrem Monarchen zu erwirken.

XXX.

1. Hatte bisher Amalasuntha die Ausschweifungen ihres Sohnes beweinen müssen; so sollte dessen frühzeitiger Tod sie jetzt in noch tiefern Kummer versenken. Schnell und furchtbar hatte die Wollust sich an ihrem Opfer gerächt. Der junge Wüstling war ein Greis, bevor er noch das zwanzigste Jahr seines Lebens erreicht hatte, und starb schon in dem sechzehnten seines Alters, nachdem er kaum acht Jahre den Titel eines Königs geführt hatte.

2. Als Amalasuntha sah, wie der an Geist und Körper völlig erschöpfte Athanarich mit jedem Tage sichtbar dem Grabe entgegenwankte, ward sie über ihren, nach dem Tode ihres Sohnes völlig verlassenen Zustand nicht wenig beunruhiget. Sie wußte, daß, nach den Fundamentalgesetzen der gothischen Nation, die Krone nicht von der Lanze zu der Kunkel übergehen könnte; und von einer Menge geheimer Feinde umgeben, sah sie zugleich voraus, daß, welcher der Großen auch den Thron besteigen sollte, sie gewiß in diesem ebenfalls einen ihrer unversöhnlichen Feinde finden würde. Voll dieser nichts weniger als ungegründeten Besorgnisse, knüpfte sie mit dem Kaiser wieder neue Unterhandlungen an, und gab ihm so ziemlich deutlich zu verstehen, daß sie wohl geneigt

seyn könnte, die unter seinen Vorfahren dem römischen Reiche entrissenen Provinzen Italiens ihm unter gewissen Bedingungen wieder abzutreten.

3. Aber Amalasuntha hatte ebenfalls die Schwachheit so vieler andern großen und starken Seelen: Sie wollte herrschen, weil sie das Herrschen verstand, und daher das Regiment ihr von Rechtswegen gebührte. So lange ihr Sohn lebte, war sie nicht bloß die Regentin Italiens gewesen, sondern hatte selbst, mit Bewilligung der gothischen Nation, den Titel einer Königin geführt. Als daher der entscheidende Moment herannahete, konnte sie sich nicht entschließen, ihren Thron freiwillig zu verlassen; brach demnach mit Justinian die Unterhandlungen wieder ab, und fiel nun auf den Gedanken, in Theodat sich einen Genossen der Herrschaft zu geben, jedoch bloß den königlichen Titel mit ihm zu theilen, das Wesen der königlichen Gewalt aber ganz allein in ihren Händen zu behalten.*)

4. Eiligst ward Theodat nach Ravenna berufen. Amalasuntha sagte ihm, daß sie bei Athanarich's hoffnungslosem Zustande längst schon die Augen auf ihn geworfen, ihm den Thron der Gothen bestimmt und nur deswegen mit so vieler Strenge ihn behandelt

*) Es ist schwer zu errathen, woher wohl der Irrthum mehrerer Geschichtschreiber herrühren mag, welche geradezu erzählen, Amalasuntha habe sich mit Theodat vermahlt. Weder Procop noch Cassiodor wissen etwas davon; im Gegentheil belehren sie uns, daß Theodat damals schon eine Gemahlin, Namens Gudeline, hatte, daß beide sich nie von einander trennten, und Gudeline nachher eine kurze Zeit in einem, freilich für sie und ihren Gemahl höchst schmählichen Briefwechsel mit der Kaiserin Theodora gestanden sey.

halten, um zu verhindern, daß er nicht durch fernere Ungerechtigkeiten sich den Haß der Gothen und Römer zuziehe und so selbst ihre ihm wohlwollenden Absichten vereitle. Jetzt, da das Geschehene nun längst schon vergessen wäre, sey sie bereit, ihn auf den Thron zu erheben, jedoch unter der Bedingung, daß er ihr unter einem Eide versprechen müßte, sich mit dem königlichen Titel zu begnügen, ihr aber, wie bisher, die Sorge für das Wohl Italiens und der Gothen ganz allein zu überlassen. Theodat warf sich zu den Füßen seiner Wohlthäterin, versprach, betheuerte und beschwor alles, was man nur verlangte, und ward schon am andern Tage nach Athanarich's Tod in Ravenna zum Könige von Italien ausgerufen. *)

5. Von der Thronbesteigung Theodat's und Amalasuntha's wurden der Kaiser und auch der Senat in Rom unverzüglich in Kenntniß gesetzt. Theodat in seinem Schreiben an den römischen Senat erhob die Tugenden Amalasuntha's, und diese in dem ihrigen jene des Theodat's. Aber es war Cassiodor, welcher, in seiner Eigenschaft als Minister, beide Briefe entwarf; in Theodat's Schreiben schilderte er demnach die Amalasuntha wie sie war, in Amalasuntha's Briefe aber den Theodat blos wie er hätte seyn sollen.

---

*) Es versteht sich von selbst, daß die einsichtsvolle Amalasuntha, der es gewiß nicht an Menschenkenntniß gebrach, wenig auf den Eidschwur des Theodat's gebauet haben mag. Ihre Hoffnung, den neuen Machtgenossen in einer steten Abhängigkeit von ihr zu erhalten, beruhete vorzüglich und vielleicht ganz allein auf Theodat's anerkannter Unfähigkeit, Schwäche und Feigheit, so wie auf dem Haß und der allgemeinen Verachtung, welche er schon seit so vielen Jahren sich zugezogen hatte.

6. Zu Theodat's übrigen Lastern gesellten sich nun auch noch das Laster des schwärzesten, schändlichsten Undankes. Amalasuntha's erklärteste Feinde, besonders die Freunde und Anverwandten der drei auf ihren Befehl getödteten Gothen berief er an seinen Hof, überhäufte sie mit Wohlthaten und suchte durch Gunstbezeugungen jeder Art sich auf das engste mit ihnen zu verbinden. Die treuesten Diener der Königin ließ er heimlich und meuchelmörderischer Weise aus dem Wege räumen, und endlich Amalasuntha selbst des Nachts in ihrem Gemache verhaften und in einem festen Schlosse auf dem Lago di Bolsena einsperren.*)

7. Die Details dieser Thronrevolution sind uns nicht bekannt. Desto schwerer ist es daher zu begreifen, wie ein elender, durchaus verhaßter, allgemein verachteter, feiger und unentschlossener Mensch, das erbärmliche Schattenbild eines Königs, es hat wagen dürfen, eine von einem Theile ihrer Nation geliebte, von einem andern gefürchtete, aber von allen Gothen geachtete und von den Römern und Italienern angebetete Königin plötzlich aller ihrer Macht zu berauben, sie gar zu verhaften und von dem Throne, auf wel-

*) Dieser See hieß damals lacus Vulsiniensis. Er ist mit weißen Felsen umgeben, sehr reich an Fischen, und an seinen Ufern hält sich eine ungeheure Menge wilder Vögel auf. Der jüngere Plinius spricht von zwei waldigen Inseln, welche auf dem Wasser dieses Sees schwammen. Da es, trotz der großen Leichtgläubigkeit der alten Geographen, es sich dennoch nicht denken läßt, daß Plinius selbst in Italien eine solche Naturmerkwürdigkeit nicht gehörig untersucht haben sollte; so ist zu vermuthen, daß diese Inseln seit Plinius Zeiten, durch neue, allmälige Ansätze von Land, endlich fest geworden sind.

[illegible] sie so viele Jahre mit Ansehen und Weisheit geherrscht hatte, in einen schmählichen Kerker hinabzustürzen. Eine, ein neues unerhörtes Bubenstück Theodat's enthüllende Erzählung des Gregors von Tours nimmt jedoch einigermaßen den Vorhang hinweg, welcher jenes Werk der Finsterniß und des verabscheuungswürdigsten Undanks deckt. Audofleda, Chlodowig's Schwester, Theodorich's Gemahlin und Amalasuntha's Mutter lebte damals noch. Es war eine sehr fromme, äußerst gutmüthige, aber etwas beschränkte Fürstin. Dem tückischen Theodat gelang es, der leichtgläubigen königlichen Matrone falschen Argwohn gegen die Aufführung und den Umgang Amalasuntha's beizubringen. Audofleda machte ihrer Tochter Vorwürfe. Amalasuntha's Ehrgefühl ward empört. Mehr gekränkt als beleidigt, verließ die Königin das Gemach ihrer Mutter; aber vergiftet starb diese unter furchtbaren Convulsionen schon am folgenden Morgen, und zwar gleich eine Stunde nachher, als sie die heilige Communion empfangen hatte. Erkaufte Schelme verbreiteten sogleich überall das Gerücht, Amalasuntha habe ihre Mutter in dem Kelche des heiligen Abendmahls vergiftet. Die von höllischer Bosheit ersonnene Verläumdung ward von der stupiden Leichtgläubigkeit gierig verschlungen. Jedermann schauderte vor der unerhörten Frevelthat zurück. Der jedes Verbrechens fähige Theodat benutzte diese Stimmung, und so ward drei Tage darauf die bis jetzt so mächtige Königin als eine Gefangene nach der oben erwähnten Insel abgeführt.

8. Aber mit Amalasuntha's Entfernung von dem Hofe waren deren Feinde noch lange nicht zufrieden; sie zitterten bei dem Gedanken an die Möglichkeit der Rückkehr der auf einige Augenblicke durch die schändlichste Kabale unterdrückten Königin. Den

Schwächling auf dem Throne ebenfalls zitternd zu machen, kostete ihnen wenig Mühe. Sie stellten ihm vor, daß, nach dem einmal gegen die Königin gewagten Schritt, seine Krone und sein Leben, so lange Amalasuntha lebte, bedrohet wären. Nur in dem Untergange Amalasuntha's sey Sicherheit für ihn. Den König von dieser Gefahr zu befreien, boten sie sich selbst an. Der auch blos bei dem Anscheine einer Gefahr schon bebende Theodat gab zu allem seine Einwilligung. Die Mörder eilten nach dem See von Bolsena, und des großen Theoderich's große Tochter ward im Bade von ihnen erdrosselt. *)

9. Von diesen Vorgängen in Italien war Justinian noch nichts bekannt. Durch Amalasuntha's Briefe, wie durch die von Theodat den beiden Bischöfen Hypatius und Demetrius gemachten Anträge, zu den schönsten Hoffnungen berechtigt, sah er sich schon im Besitze wenigstens von Tuscien, wo nicht von ganz Italien und den Ländern an der Donau. Als

*) In seiner geheimen Geschichte behauptet Procopius, daß Theodora, von Eifersucht getrieben, ohne Vorwissen ihres Gemahls, dem kaiserlichen Gesandten am Hofe von Ravenna geheime Befehle geschickt habe, auf eine feine und listige Weise den Theodat zu dem Entschlusse zu bringen, die Königin ermorden zu lassen. Von einer Theodora ist ohnehin alles zu glauben; aber auch diese neue Anklage erhält durch einige verdächtige Stellen in den Briefen der Königin Gundeline, Theodat's Gemahlin, an Theodora, einen ziemlich hohen Grad von Wahrscheinlichkeit. — Indessen war, als die officielle Nachricht von der Ermordung Amalasuntha's in Constantinopel ankam, niemand trostloser und erzürnter als Theodora, und in Gegenwart ihres Gemahls und des ganzen Hofes schwur sie unversöhnlichen Haß und furchtbare Rache den Mördern — ihrer Freundin.

dem Kaiser die Thronbesteigung Theodat's war gemeldet worden, glaubte er, Theodat und Amalasuntha seyen über die Abtretung Italiens mit einander einverstanden, und die Erhebung des Erstern sey nur ein Mittel, die Wiedervereinigung der italienischen Provinzen mit dem römischen Reiche zu erleichtern. Um die Sache zu beschleunigen, sandte er den Petrus von Thessalonich, einen berühmten Rechtsgelehrten von Constantinopel, der mit ausgebreiteten Kenntnissen auch die Gabe der Unterredung in einem sehr hohen Grade verband, mit geheimen Aufträgen an Theodat und Amalasuntha nach Ravenna. In Aulon, einer Stadt am adriatischen Meerbusen, erfuhr Petrus die Gefangenschaft der Königin. Ohne einen Augenblick zu verlieren, sandte er einen Eilboten mit dieser Nachricht an den Kaiser und erbat sich neue Verhaltungsbefehle. Justinian, der von jeher Amalasuntha's edeln Charakter zu würdigen wußte, und eine besondere, sogar Theodoren's Eifersucht erregende Neigung gegen sie blicken ließ, gab seinem Gesandten die Weisung, alles, was in seinen Kräften stünde, anzuwenden, um die Königin aus der Gefangenschaft zu befreien. Dem Theodat und allen Großen der gothischen Nation sollte er erklären, daß er, der Kaiser selbst, sich in der Person der Tochter des Theodorich's auf das gröbste beleidiget fühle. Drohungen sollten mit gelindern Vorstellungen wechseln, und nichts sollte unversucht bleiben, um Amalasuntha's schmähliche Bande so schnell als möglich zu zerbrechen.

10. Petrus eilte nach Ravenna; aber leider! war, als er in der Residenz des Gothenkönigs ankam, Amalasuntha schon nicht mehr unter den Lebenden. Theodat erschrak, als Justinian's Gesandter vor ihm erschien; er suchte alle Schuld, allen Antheil an der

Ermordung der Königin von sich abzuwälzen; schob alles auf die Nation und die gegen die Verstorbene im höchsten Grade erbitterten Großen an seinem Hofe, schrieb selbst Entschuldigungsbriefe voll knechtischer Unterwürfigkeit an den Kaiser, und schickte überdies den Liberius und Opilion als seine Gesandten nach Constantinopel, um mündlich den Kaiser noch vollends von seiner Unschuld zu überzeugen.

11. Opilion war ein geschwätziger Sophist, hatte vor lauter Schwätzen nie Zeit gehabt, viel zu denken, und war daher ein Mann ohne alle Grundsätze, ohne Gefühl für die Würde der Tugend, wie für die Schändlichkeit des Lasters. Hätte er zeitlichen Lohn zu hoffen gehabt, würde er selbst dem Teufel eine Lobrede gehalten haben. Ganz das Gegentheil von ihm war sein College Liberius; ein Mann von Gediegenheit des Geistes, strengen Grundsätzen und voll heiligen Glaubens an Religion, Tugend und Wahrheit.

12. Als Theodat's beide Gesandten vor dem Kaiser erschienen, fing Opilion mit seiner gewöhnlichen Wortfülle wieder an in die Länge und Breite zu schwätzen, ersann eine Lüge nach der andern und schmückte sie alle so gut aus, als nur immer ein ideenarmer Schwätzer sie auszuschmücken vermag. Ruhig und geduldig hörte Justinian ihm bis zum Ende an; aber die düstere Miene und das ernste Schweigen des Liberius, wie dessen ungleich freiere, würdevollere Haltung waren dem Kaiser nicht entgangen. Als daher die öffentliche Audienz beendigt war, behielt er denselben noch bei sich, und ersuchte ihn, ihm den ganzen Hergang aufrichtig und der Wahrheit treu zu erzählen. Liberius, bei dem die Politik kein, auf Lug und Trug reducirtes und unter gewissen Regeln

und Formen gebrachtes System niederträchtiger Schlauheit und Schelmerei war, entdeckte nun mit edler Freimüthigkeit dem Kaiser das ganze schändliche Gewebe von Bosheit, Rachsucht und Grausamkeit, bezeichnete den Theodat als den wahren Urheber des an Amalasuntha begangenen Mordes, und schilderte den scheuslichen Undank des Mörders mit der ganzen Lebhaftigkeit eines, über solchen unerhörten Frevel auf das höchste empörten Gemüthes.

13. Alle seine Beredsamkeit hatte jetzt Opilion fruchtlos vergeudet. Er erhielt Befehl, den Hof von Constantinopel zu verlassen, Petrus von Thessalonich, Justinian's Gesandter, aber die Weisung, alle Unterhandlungen mit Theodat abzubrechen, ihn als einen erklärten Feind des Kaisers und des Reiches zu behandeln.

14. Eine so schöne Gelegenheit, ohne die Gerechtigkeit zu verletzen, sich ganz Italien zu bemächtigen, wollte Justinian nicht aus den Händen lassen. Wie ehemals in Afrika, rechtfertigte auch jetzt wieder warme Theilnahme an dem unverdienten Schicksale der unglücklichen Amalasuntha einen Vertilgungskrieg gegen den treulosen und grausamen Thronräuber. Der Krieg gegen die Gothen und die Eroberung Italiens und der, die römischen Kornböden noch immer mit Getraide anfüllenden Insel Sicilien wurden demnach beschlossen, und dem tapfern und glücklichen Belisar, dessen in Afrika gesammelten Lorbeern noch nicht verwelkt waren, abermals die Entwerfung des Plans und die Anführung des Heeres und der Flotte mit unumschränkter Vollmacht übertragen.

XXXI.

1. Der Römer Angriffsplan war mit Weisheit und Kriegskunde entworfen. Auf seinen zwei entferntesten Grenzpunkten sollte das gothische Reich angegriffen werden. Der tapfere, dem Leser schon bekannte Gothe Mundus erhielt demnach von dem Kaiser den Auftrag, in Dalmatien einzurücken und die Stadt Salona zu belagern. Eigentlich war diese Bewegung nur eine mächtige Diversion, vorzüglich darauf berechnet, die Streitkräfte der Gothen zu theilen und deren Aufmerksamkeit auf ihre nördlichen Grenzen zu ziehen, während Belisarius, nachdem er durch die Eroberung Siciliens die Seecommunication zwischen Afrika und Unter-Italien hergestellt haben würde, die Gothen im Süden von Italien angreifen und von da rasch in das Herz ihrer Monarchie vorrücken wollte.

2. Seinen Grundsätzen treu, verlangte Belisarius von dem Kaiser kein Heer, sondern blos ein Truppencorps; denn die ganze Armee, welche bestimmt war, das mächtige ostgothische Reich zu stürzen, und aus Italien eine römische Provinz zu machen, zählte kaum siebentausend und fünfhundert Mann, wovon noch der größte Theil aus fremden, aber durch römische Kriegsdisciplin und geschickte Feldobersten zu trefflichen Soldaten gebildeten barbarischen Völkern bestand. Außerdem hatte er noch eine, höchstens aus sechshundert Mann bestehende Leibwache, welche aber der Kern seiner Armee war, und die Belisarius aus den tapfersten und geübtesten Soldaten der kaiserlichen Palasttruppen selbst sich ausgesucht hatte. Unterfeldherren des Belisarius waren: Constantinus, Bessas und Peranes, Sohn des nach

Constantinopel geflohenen Gurgenes, Königs von Iberien. Auch Photius, Antoninens Sohn erster Ehe, begleitete seinen Stiefvater auf diesem Zuge. Er war kaum achtzehn Jahre alt; aber sittlich und tadellos in seinem Wandel, verband er mit der ausgezeichnetsten Tapferkeit jetzt schon alle Reife des männlichen Alters. In dem ganzen, von Belisarius Geiste beseelten kleinen Heere war nur eine einzige Person zu viel; und diese einzige Person war Antonina, Belisarius Gemahlin. Ihren Gemahl liebte sie nicht, setzte aber einen Eigensinn darein, ihn auf allen seinen Feldzügen zu begleiten. Den jungen Theodosius, ihren erklärten Buhlen, den sie, um ihre Ausschweifungen wenigstens doch mit einem durchsichtigen Flor zu bedecken, zum Intendanten ihres Hauswesens gemacht hatte, nahm sie ebenfalls wieder mit. In Afrika hatte sie ihren Gemahl schon entehrt; noch mehr entehren sollte sie ihn auch in Italien, wo sie, wie wir in der Folge sehen werden, ihn zu einem Schritte verleitete, der auf immer selbst seinen Feldherrnruhm verdunkelte, ihn selbst in den Augen aller Redlichen mit Schande und Schmach bedeckte, und seinem Namen ein, in der Geschichte unauslöschliches Brandmal aufdrückte.

3. Die nicht sehr bedeutenden, mit der Größe der Unternehmung in gar keinem Verhältnisse stehenden Zurüstungen waren bald beendiget. Im Anfange des Sommers 535 ward das Heer eingeschifft, zugleich aber auch sehr sorgfältig überall das Gerücht verbreitet, Belisarius segele blos nach Afrika, um dem kaiserlichen Statthalter dort eine neue Verstärkung an Truppen und Schiffen zuzuführen.

4. Die Seereise war glücklich und noch von kürzerer Dauer als das erstemal. Als die Flotte die

Küsten von Sicilien zu Gesicht bekam, steuerte sie so-
gleich auf dieselben zu und ging dann vor der Stadt
Catana unter Anker. Hier wollte Belisarius einige
Zeit verweilen, um die Gesinnung der Einwohner
von Sicilien zu erforschen. Zu seinem größten Ver-
gnügen vernahm er bald, daß die allgemeine Stim-
mung des Volkes beinahe überall zu Gunsten der
Römer sey, und daß man nur auf die Proclamation
des römischen Feldherrn warte, um freudig und un-
bedingt sich dem Kaiser zu unterwerfen. Wirklich
öffneten auch, auf Belisars erste Aufforderung, Ca-
tana und selbst Syracus, Siciliens Hauptstadt, den
Römern ihre Thore. Die andern Städte folgten
dem Beispiele der Hauptstadt, und nirgends fanden
die Römer Widerstand, als vor den Mauern von
Palermo.

5. Von der Landseite war die Stadt unbe-
zwingbar. Aber der Hafen lag außerhalb der Fe-
stungswerke, erstreckte sich jedoch so nahe an diesel-
ben, daß die Meereswellen die Stadtmauer bespühl-
ten. Belisar lief mit seiner Flotte in dem Hafen
ein, ließ hierauf die zu jedem Schiffe gehörigen
Boote durch eine Art Flaschenzüge an die Haupt-
maste hinaufwinden, sie mit einer auserlesenen Zahl
von Bogenschützen bemannen und dann die Schiffe
langsam der Stadt sich nähern. Aus dieser, weit
über die Stadtmauern emporragenden Stellung er-
goß sich nun auf die Besatzung ein ununterbrochener
Pfeilregen, gegen den sie sich gar nicht zu schützen
vermochte. Die ganz unerwartete, beinahe unglaub-
liche Art des Angriffes benahm den Gothen bald
allen Muth; sie begaben sich sämmtlich auf die Flucht,
und die Stadt ward den Römern übergeben.

6. Mit der Einnahme von Palermo war die

Eroberung Siciliens vollendet. Belisarius kehrte nach Syrakus zurück, um dort während des Winters die Verwaltung und innern Angelegenheiten der Insel zu ordnen. Um den bewunderten und gefürchteten Helden zu sehen, war beinahe die ganze Volksmasse von Sicilien innerhalb der Mauern der Hauptstadt versammelt. Unter dem frohen Zurufe einer unermeßlichen Volksmenge hielt Belisarius am letzten Tage des Jahres seinen Einzug in Syrakus; und da dieser Tag auch der letzte seines Consulats war; so warf er, wie solches zu Constantinopel zu geschehen pflegte, eine Menge Gold- und Silbermünzen unter das, von allen Seiten jubelnd um ihn her wogende Volk.

7. Die Empörung der in Afrika unter dem tapfern Salomon stehenden römischen Kriegsvölker hemmte auf kurze Zeit den Lauf seiner Siege. Belisarius stand eben im Begriffe, nach Italien hinüber zu segeln, als der von seinen eigenen, aufrührerischen Soldaten vertriebene Salomon, von Procopius begleitet, im Lager bei Syrakus ankam.*) Blos mit tausend Mann und einem einzigen Schiffe segelt Belisarius, ohne Zeit zu verlieren, nach Carthago. Seine Gegenwart befestiget die treugebliebenen Soldaten in ihrem Gehorsame. Die Rebellen, geschreckt durch den Namen des Helden, ziehen sich zurück. Belisarius verfolgt sie auf einer Strecke von fünfzig Stunden, greift sie endlich an, schlägt sie sammt den mit ihnen verbundenen Mohren nach einer großen Niederlage in die Flucht und würde damals schon dem blutigen maurischen Kriege ein Ende gemacht haben, hätte nicht ein Aufstand seiner eigenen Truppen ihn eiligst wieder nach Sicilien zurückgerufen.

*) Man vergleiche damit den sechsten Paragraphen des 13. Abschnittes.

8. Aber blos das Gerücht von der gewissen und nahen Rückkehr des Feldherrn war hinreichend, um den Aufruhr zu dämpfen; und als Belisar ankam, fand er sein Lager eben so ruhig, als er es bei seiner Abreise verlassen hatte.

9. Belisar befahl nun, die Flotte in segelfertigen Stand zu setzen; musterte sein kleines, aber unter seiner Anführung unüberwindliches Heer; legte Besatzung in Syrakus und Palermo, und traf mit gewohnter Thätigkeit alle Vorkehrungen, um nach der Ankunft eines Eilboten (Schnellseglers), den er noch erwartete, sogleich über die Meerenge von Messina zu segeln und mit allem Nachdrucke die Eroberung Italiens zu beginnen.

XXXII.

1. Der schnelle und unerwartete Verlust von Sicilien, dem ehemaligen Bollwerke Italiens gegen die Flotten von Carthago setzte alle Gothen in Bestürzung, am meisten aber den bangen, kraftlosen Theodat. Ihn schreckte das Schicksal Gelimer's, und im Geiste sah er sich schon als Gefangener den Triumphzug des Helden Belisarius schmücken. Was seine Besorgnisse vermehrte und auch den letzten Strahl der Hoffnung ihm trübte, war die Nachricht von der völligen Niederlage des gothischen Heeres in Dalmatien. Der tapfere Mundus hatte es geschlagen und zerstreut, und Salone mit Sturm erobert.

2. Justinian's schlauer Geschäftsträger, Petrus von Thessalonich, wußte die peinliche Lage des von Furcht und Angst gequälten Theodat's trefflich zu

benutzen. Unaufhörlich schilderte er ihm den Zorn des über Amalasuntha's Ermordung höchst erbitterten Kaisers, die Größe der römischen Macht, die Siege Belisars und die Schrecken eines furchtbaren, nun nicht mehr abzuwendenden Vertilgungskrieges.

3. Um, für welchen Preis es auch seyn möchte, auf seinem Haupte die Krone zu erhalten, entschloß sich Theodat, solche nicht blos zu entehren, sondern wahrhaft zu beschmutzen und zu besudeln. Von der Höhe eines unabhängigen, selbstständigen Thrones, ließ er es sich gefallen, in die Reihe demüthiger Vasallen des Kaisers herabzusteigen. Ein Vertrag ward von ihm unterzeichnet, durch welchen er Sicilien den Römern abtrat, und zu einem jährlichen Tribut von dreihundert Pfund Goldes und, auf jedesmaliges Begehren des Kaisers, zur Stellung dreitausend Mann gothischer Hülfsvölker sich verbindlich machte. Er entsagte ferner durch diesen Vertrag dem Rechte, Consuls zu ernennen, versprach feierlich, auch nicht einmal die senatorische Würde ohne besondere Erlaubniß des Kaisers irgend jemand zu ertheilen, und gegen keinen Senator oder Priester Todes- oder Confiscationsstrafe zu erkennen, bevor er nicht dazu die Genehmigung des Hofes von Constantinopel würde erhalten haben. Endlich ward noch festgesetzt, daß bei feierlichen Zurufungen des Volkes der Name des Kaisers vor jenem des gothischen Königs genannt, und wenn diesem eine Bildsäule errichtet würde, des Justinian's geheiligtes *) Bildniß derselben stets zur Rechten sollte gesetzt werden.

*) Ein Ausdruck, beibehalten aus den Zeiten heidnischer Cäsare, der aber jetzt in solcher und ähnlicher Stellung blos ein leeres Wort ohne Sinn war.

4. Mit dieser Urkunde kehrte nun Petrus nach Constantinopel zurück. Aber so demüthigend und schmählich auch der eingegangene Vertrag, und so wahrscheinlich es daher auch war, daß er in Constantinopel würde angenommen werden, konnte er dem ungeachtet Theodat's geängstetes Herz nicht völlig beruhigen. Um also noch einige tröstliche, Hoffnung erregende Worte darüber von Petrus zu hören, ließ er ihn, als er schon Dyrrachium erreicht hatte, wieder nach Ravenna zurückrufen.

5. Zwischen Justinian's schlauem Minister und dem, seiner edeln Abstammung wie seiner tapfern Nation unwürdigen König spann sich nun ein in seiner Art ganz eigenes, höchst seltsames Gespräch an. Letzterer forschte, ob Justinian wohl den Vertrag genehmigen und von einem Kriege gegen Italien abstehen werde. Petrus, der Theodat's Gedanken errieth, stellte sich, als wenn er von gleichen Besorgnissen beunruhigt würde, brachte einen Zweifel nach dem andern vor, wovon immer einer für Theodat noch beunruhigender war als der andere. Der König sprach nun von der Ungerechtigkeit eines solchen Angriffes, von den Strömen von Blut, welche würden vergossen werden und überhaupt von den, für die ganze Menschheit so traurigen Folgen eines Krieges, welchen daher jeder gerechte und weise Monarch mehr als alles andere zu vermeiden suchen müßte. Petrus, des furchtsamen Theodat's in seinem Herzen höhnend, jedoch in Worten ihm schmeichelnd, sagte nun zu ihm: Es wäre sehr begreiflich, daß Er, ein tiefer Platoniker, ein von den hohen Ideen dieses Weisen ganz begeisterter Kopf, den größten Abscheu gegen einen Krieg fühle, die traurigen Folgen desselben aus dem wahren philosophischen Gesichtspunkte betrachte, und so aus Liebe zur Philosophie auch den Frieden von ganzer

Seele liebe. Aber sein Herr, der Kaiser, wäre von einer ganz andern Art; derselbe sey kein Platoniker, überhaupt gar kein Philosoph, und die hohen Ideen und menschenbeglückenden Theorien dieser Herren wären ihm ganz fremd; Justinian fürchte sich also nicht im mindesten vor einem Kriege, und betrachte denselben, wie alle Nicht-Philosophen ihn betrachteten, nämlich daß er, der Kaiser, weil Italien früher stets zu dem römischen Reiche gehört hätte, nun auch berechtiget sey, durch die Gewalt der Waffen es wieder mit seiner Monarchie zu vereinigen. Er müsse gestehen, setzte der listige Geschäftsmann hinzu, daß er es gar nicht für wahrscheinlich halte, daß Justinian die einmal beschlossene Eroberung Italiens so leicht aufgeben werde.

6. Diese letztern Worte des Petrus benahmen dem Theodat nun vollends noch den letzten Funken von Hoffnung. Da für ihn der Krieg ein größeres Uebel war, als alle seit Anbeginn der Welt auf dem Erdkreise zusammengehäufte Schmach; so unterzeichnete er nun noch einen zweiten Vertrag, kraft dessen er, gegen Ländereien von einem jährlichen Ertrage von zwölfhundert Pfund Goldes, ganz Italien und alle dazu gehörigen Länder dem Kaiser förmlich abtrat. Da jedoch eine Krone in seinen Augen alle ihre Reize noch nicht gänzlich verloren hatte; so mußte Petrus ihm mit einem Eide versprechen, von dem zweiten Vertrage nicht eher Gebrauch zu machen, als bis der erste von dem Kaiser völlig würde verworfen worden seyn. Um in Ansehung des Petrus seiner Sache desto sicherer zu seyn, ordnete Theodat auch von seiner Seite einen Gesandten an den Kaiser. Er wählte hierzu den Rusticus, einen italienischen Bischof; dieser sollte den Petrus nach Constantinopel begleiten, dessen Schritte dort genau beobachten, und alles mög-

liche thun, um zu bewirken, daß derselbe sein eidlich gemachtes Versprechen erfülle.

7. Indessen glaubte Theodat doch noch nicht alles für seine Sicherheit gethan zu haben. Es fiel ihm ein, daß ein mächtiger Fürsprecher ihm vielleicht bei dem Kaiser sehr wichtige Dienste würde erweisen können. An sämmtliche Senatoren in Rom erging also ein königlicher Brief. Theodat forderte von ihnen, daß der gesammte Senat, um den Kaiser von seiner Expedition nach Italien abzuhalten, ein dringendes Schreiben an denselben erlassen, zugleich auch den unlängst erst auf den päbstlichen Stuhl erhobenen Agapet zu bewegen suchen sollte, sich selbst nach Constantinopel zu begeben, um wo möglich durch seine Vermittelung dem Frieden zwischen dem Kaiser und den Gothen noch eine längere Dauer zu verschaffen. Dieser Aufforderung an den Senat waren Drohungen beigefügt. Der ganze Senat sollte ermordet werden, wenn er sich weigern würde, dem gerechten Verlangen des gothischen Königs zu entsprechen. — Man mußte gehorchen. Der Senat erließ ein, in einer seiner Sitzungen, mit alt-republikanischer Würde abgefaßtes Schreiben an den Kaiser; und auch Agapet der heilige Vater entschloß sich, ohne zu klagen, für das Beste des Senats, der Einwohner Roms und vorzüglich für das Beste der heiligen Kirche, die weite, äußerst beschwerliche Reise nach Constantinopel, beinahe in dem Herzen des Winters zu unternehmen.

XXXIII.

1. Von fünf Bischöfen, seinen Legaten, einigen Diaconen und mehrern andern Geistlichen seiner Kirche begleitet, kam Pabst Agapet am zweiten Februar

des Jahres 536 in Constantinopel an. Um die Unkosten dieser Reise zu bestreiten, war der heilige Vater gezwungen gewesen, einen großen Theil der heiligen Gefäße der Peterskirche zu verpfänden. *) Unterweges hatte der Pabst einem Lahmen, welcher zugleich stumm war, in der Kirche vor den Augen des ganzen Volkes den Gebrauch seiner Glieder und, nachdem er ihm die heilige Eucharistie gereicht, auch die Sprache wieder gegeben.

Greg. M. Dial. c. 3.

2. Um dem Oberhaupte der Kirche die ihm gebühreende Ehrfurcht zu bezeigen, schickte Justinian dem Agapet mehrere Bischöfe und einige der höchsten Beamten seines Hofes entgegen. Wohlwollend wurden alle von dem Pabste empfangen, auch jene, welche der Kaiser noch nachher an ihn sandte; nur den neu ernannten Patriarchen von Constantinopel, den Anthimius, wollte Agapet durchaus nicht sehen.

*) Cassiodor, noch immer erster Minister am Hofe von Ravenna, sorgte dafür, daß diese Gefäße bald darauf von dem königlichen Schatze ausgelöset und der Kirche unentgeldlich wieder zurückgegeben wurden. Obgleich auch dieser Zug Cassiodor's Andenken Ehre bringt, so ist es für uns doch nicht wenig schmerzhaft, ihn hier anzeigen zu müssen; jedoch blos deswegen, weil der Leser daraus ersehen muß, daß der sonst so weise, edle, wahrhaft fromme Cassiodor die, beinahe an Niederträchtigkeit greinzende Schwachheit hatte, auch nach Amalasuntha's Ermordung noch ferner an dem Hofe zu bleiben und so dem Mörder seiner ehemaligen, liebenswürdigen, ihm stets so huldvollen Königin ebenfalls zu dienen. — Höchst wahrscheinlich war tief gefühlte Reue über diese, dem Andenken seiner Wohlthäterin zugefügten Schmach der vorzüglichste Beweggrund, welcher ihn später bestimmte, der Welt endlich völlig zu entsagen und den Rest seiner Tage in einem Kloster zu beschließen.

3. Gleich in seiner ersten Unterredung mit dem Kaiser war der Pabst zu der Ueberzeugung gelangt, daß der politische Zweck seiner Reise durchaus nicht zu erreichen wäre. Justinian hatte seine Maßregeln genommen; kannte seinen verächtlichen, schwachen Gegner, wußte, daß Italien ihm nicht entgehen würde, und wünschte daher, selbst von dem Pabste keine weitern Gegenvorstellungen mehr darüber zu hören. Agapet hatte das seinige gethan, und beschränkte nun seine ganze Wirksamkeit, während seines Aufenthalts in Constantinopel, blos auf das heilige Interesse der Religion, auf kirchliche Angelegenheiten und das Wohl der morgenländischen Kirche.

4. Der Kaiser und vorzüglich die Kaiserin ersuchten den Pabst sehr dringend, den Anthimius vor sich zu lassen und ihn in seine Kirchengemeinschaft aufzunehmen. Agapet zeigte sich hierzu sogleich bereit, jedoch unter der Bedingung, daß Anthimius ihm vorher ein, der Lehre der Kirche vollkommen entsprechendes Glaubensbekenntniß überreiche, und zugleich verspreche, unverzüglich zu seiner bischöflichen Kirche nach Trebizund zurückzukehren, indem, wie der Pabst bemerkte, eine solche Versetzung von einer Kirche zu einer andern, ohne irgend einen hinreichenden Grund, den heiligen Canons durchaus zuwiderlaufe.

5. Theodora, des Anthimius eifrige Beschützerin, suchte nun durch Versprechungen jeder Art den Pabst für ihren Günstling zu gewinnen; durch einen ihrer geheimen Emissäre ließ sie ihm sogar große Summen Geldes und kostbare Geschenke anbieten. Als alles dieses nichts half, schritt sie zu Drohungen; und Justinian, von seiner Gemahlin dazu aufgereizt, vergaß sich einmal in einer Unterredung mit dem Oberhaupte der Christenheit so weit, daß er den Pabst fragte, ob

er wohl wisse, daß es in seiner Macht stünde, ihn, wenn er sich länger widersetzen würde, auf immer zu verbannen. „So," erwiederte Agapet, „jetzt bemerke ich erst, wie außerordentlich ich mich getäuscht habe. Ich glaubte bisher, vor einem christlichen Kaiser, vor dem ersten Sohne der Kirche zu stehen, und sehe nun, daß ich mich in Gegenwart des Kaisers Diocletianus befinde."

6. Die unerschütterliche Festigkeit des Pabstes siegte endlich über den Einfluß der Kaiserin. Justinian gab nach, willigte sogar ein, daß Anthimus, wenn er kein, mit der Lehre der Kirche übereinstimmendes Glaubensbekenntniß ablegen wollte, seines bischöflichen Amtes entsetzt würde.

7. Anthimus, stolz auf die Gunst der Kaiserin, daher bessere Zeiten hoffend, hielt jetzt für rathsamer, einstweilen lieber seinen Würden zu entsagen, als zu der katholischen Kirche sich zu bekennen. Vor dem von Agapet versammelten Concilium erschien er demnach nicht; ward also von dem Pabste, mit Zuziehung der versammelten Bischöfe förmlich verurtheilt und entsetzt, übergab hierauf in eigener Person das Pallium in die Hände des Kaisers, verließ Constantinopel und zog sich in eine, unter dem besondern Schutze der Kaiserin stehende Stadt zurück.

8. An die Stelle des Anthimus ward Mennas, ein geborner Alexandriner, auf den Patriarchenstuhl erhoben und von dem Pabste selbst zum Bischofe geweihet. Bis jetzt war Mennas Superior des großen Klosters zum heiligen Samson in Constantinopel gewesen, hatte sich stets als einen ächten Katholiken bewährt, die Beschlüsse des Conciliums von Chalcedon mit Ehrfurcht angenommen und durch Gelehrsamkeit

und Reinheit der Sitten sich überall Ehre und Achtung erworben. Die Wahl des Kaisers fand daher allgemeinen Beifall, und die Geistlichkeit wie die Einwohner von Constantinopel bezeigten laut darüber ihre Freude.

9. In einem Synodalschreiben an Petrus, Patriarchen von Jerusalem, setzte Pabst Agapet denselben von Allem, was während seines Aufenthaltes in Constantinopel bisher geschehen war, in Kenntniß, gab ihm aber zugleich einen Verweis, daß er zu der, durch den Anthimius dem Stuhle von Constantinopel zugefügten Schmach geschwiegen und nicht dem römischen Stuhle, wie er hätte thun müssen, Nachricht davon gegeben habe. — Wie Ephrem von Antiochien und noch viele andere Bischöfe, hatte Petrus von Jerusalem die Synodalschreiben des Anthimius, trotz dessen gesetzwidriger Versetzung von einer Kirche zur andern, dennoch angenommen. Die päbstliche Rüge traf demnach alle Bischöfe, welche sich gleichen Mangels an Ehrfurcht gegen die bestehenden Canons schuldig gemacht hatten.

10. Bald darauf ward der Pabst krank, und starb am 22. April 536, nach einer sehr thätigen und höchst preiswürdigen Regierung von kaum eilf Monaten. Sein Tod ward von der abendländischen wie morgenländischen Kirche gleich schmerzhaft gefühlt und aufrichtig betrauert. Unerhört war der Zulauf des Volkes von den höchsten bis zu den niedersten Ständen bei den Exequien des hohen Verstorbenen in Constantinopel. Ungefähr drei Monate nachher wurde die ehrwürdige Reliquie nach Rom transportirt und in der St. Peterskirche begraben. Während seiner kurzen, aber weisen Regierung consecrirte Pabst Agapet eilf Bischöfe und ordinirte vier Diakone. Als

er starb, hatte er schon die nöthigen Anstalten zu seiner nahen Rückkehr nach Rom getroffen und den Diakon Pelagius zu seinem Apocrisiarius bei dem Kaiser ernannt.

11. Um die Decrete des Pabstes, nach ihrem ganzen Umfange, in Vollzug zu setzen, auch das, was er angefangen hatte, völlig zu beendigen, berief Mennas, der neue Patriarch, gleich nach Agapet's Tod, ein Concilium in Constantinopel zusammen. Mit den fünf abendländischen Bischöfen, welche als Legaten den Pabst nach Constantinopel begleitet hatten, bestand das Concilium beinahe aus sechszig Bischöfen, vier und fünfzig Aebten und der ganzen Geistlichkeit der Kirche von Constantinopel. Anthimius ward dreimal vorgeladen, und da er nicht erschien, ohne weiteres nach den Satzungen der Kirche gegen ihn verfahren. Er wurde schuldig erfunden: 1. einer Verletzung der heiligen Canons durch seine Versetzung von einer Kirche zur andern; 2. der Ketzerei des Eutyches, welcher er anhange, die er im Geheimen verbreite und wodurch er neue Spaltung in den Kirchen herbeizuführen suche. In Gemäßheit des von dem Pabste gefällten Urtheils, ward also Anthimius des bischöflichen Stuhles von Trebizond entsetzt und selbst des Namens eines Katholiken beraubt.

12. Auf dem nämlichen Concilium wurde auch dem Severus von Antiochien, Petrus von Apamea und dem Mönch Zoara auf das neue das Anathema gesprochen. Die Beschlüsse des Conciliums bestätigte Justinian durch eine, unter dem 6. August des nämlichen Jahres, an den Patriarchen Mennas gerichtete Constitution. Der Kaiser verbietet darin dem Anthimius, Severus, Petrus und Zoara, nach Constantinopel oder in irgend eine andere, etwas bedeutende

Staat seines Reiches zu kommen. Er befiehlt, alle Schriften derselben zu verbrennen, denjenigen, welche sie in Zukunft abschreiben würden, die Hände abzuhauen, und verbietet noch ferner allen Ketzern und Sektirern, unter verschiedenen, sehr schweren Strafen, geheime Versammlungen zu halten, oder gar die heiligen Sacramente zu administriren. Um diesem Unfuge mit desto größerm Erfolge steuern zu können, ward Allen, welche in ihren Häusern Oratorien hatten, strenge verboten, von irgend einem andern Geistlichen Messe lesen zu lassen, als blos von solchen, welche der Patriarch von Constantinopel insbesondere dazu ermächtiget haben würde. Wer dieser Verordnung zuwiderhandele, dessen Haus oder Palast sollte konfiscirt werden.

13. Um die nämliche Zeit erließ der Kaiser noch verschiedene andere, das Aeussere der Kirchenverfassung betreffende Gesetze. Durch Eines derselben ward einem schändlichen, bei Leichenbegängnissen eingeschlichenen Mißbrauch eben so weise als wohlthätig abgeholfen. Die Unkosten der Beerdigung waren bisher theils fremder Willkühr, theils auch einem unverständigen, sinnlosen Herkommen überlassen gewesen; überstiegen demnach nicht selten die Kräfte der nächsten Anverwandten des Verstorbenen und ruinirten oft auf lange Zeit eine nicht sehr bemittelte, und durch den Verlust des Familienoberhauptes ohnehin schon in ihrem zeitlichen Wohle nicht wenig gefährdete Familie. Diesem wahrhaft heidnischen, mit dem Geiste des Christenthums in dem größten Widerspruche stehenden Unwesen, machte Justinian nun ein Ende. Eilfhundert Kramläden in Constantinopel wurden bezeichnet, welche die Kosten aller Leichenbegängnisse tragen mußten, dafür aber von allen übrigen Abgaben befreiet waren. Achthundert dieser Kramläden mußten die

Todtengräber herbeischaffen, welche aus allen Zünften der Handwerker genommen wurden; und die dreihundert übrigen mußten zu den, nunmehr sehr verminderten und genau bestimmten Ausgaben das Geld hergeben. Jeder Leichenzug ward von acht Klosterfrauen, welche Trauergesänge sangen, und drei Akolythen begleitet; und so ward nun den Einwohnern von Constantinopel die Wohlthat, in Zukunft wenigstens umsonst sterben zu dürfen.

14. In einem andern, zu dieser Zeit gegebenen Gesetze finden wir die ersten Spuren des Patronatrechts in der orientalischen Kirche. *) Es ward nämlich verordnet, daß derjenige, welcher eine Kirche stiftete, diese nur einem solchen Priester übergeben dürfte, welcher vorher dem Bischofe vorgestellt und von demselben approbirt worden wäre.

15. Sobald die Nachricht von Agapet's Tod Italien erreicht hatte, schickte König Theodat der römischen Geistlichkeit den Befehl, den Subdiakon Silverius zum Pabste zu wählen. Dieses unerhörte Verfahren setzte die ganze Stadt in Bewegung, und es fehlte wenig, so wäre eine förmliche Empörung ausgebrochen. Einige Bischöfe wurden nach Ravenna geschickt, um dem Könige Gegenvorstellungen zu machen. Aber diesen Eingriff in die Rechte der Kirche

*) In der abendländischen Kirche fanden wir diese Spuren schon in dem ersten Concilium von Orange, auf welchem verordnet ward, daß derjenige, welcher eine völlig zerfallene Kirche wiederherstellte, wie deren Stifter sollte betrachtet werden, sich jedoch in Ansehung des Priesters, welchem er diese Kirche übergeben wollte, mit dem Bischofe, in dessen Diöces sie gelegen wäre, zu benehmen hätte.

hatte Theodat sich nur deswegen erlaubt, weil er befürchtete, daß vielleicht Einer zum Pabste könnte gewählt werden, welcher, dem Interesse des Kaisers gänzlich ergeben, sich als einen geheimen, und daher nur noch desto gefährlichern Feind der Gothen erweisen möchte. In der Redlichkeit, wie in der friedfertigen und frommen Gesinnung des Silverius glaubte Theodat sichere Bürgschaft für das Gegentheil zu finden. Die Gegenvorstellungen der Bischöfe hatten daher keinen Erfolg. Dem Befehle des Königs mußte gehorcht und Silverius zum Pabst gewählt werden. Anfänglich wollte ein großer Theil der römischen Geistlichkeit ihn gar nicht als Pabst erkennen. Aber kaum hatte Silverius die heiligen Weihen empfangen, als dessen liebenswürdige Eigenschaften ihm bald alle Herzen gewannen. Willig unterwarfen sich ihm jetzt auch die bisher noch Widerstrebenden; und die Frömmigkeit und hervorleuchtenden Tugenden des neuen Pabstes machten, daß man die Unregelmäßigkeit seiner Wahl in kurzer Zeit völlig vergaß.

XXXIV.

1. Hatte Pabst Agapet bei Justinian den Frieden für Italien nicht zu vermitteln vermocht; so war dieß nun um so weniger von dem Bischofe Rustikus zu erwarten; und nicht minder begreiflich ist es auch, daß Petrus, nachdem er schon den völligen Cessionsvertrag in der Tasche hatte, es sich nicht wird sehr angelegen haben seyn lassen, seinen Herrn zu bereden, den ersten Vertrag anzunehmen, daß heißt, mit einem kleinen Theile sich zu begnügen, wenn er blos die Hand ausstrecken durfte, um das Ganze zu nehmen. Der zweite, das ganze gothische Reich dem Kaiser überliefernde Vertrag ward also Justinian vorgelegt,

und natürlicher Weise sogleich von demselben genehmigt. Mit der kaiserlichen Ratification mußte Petrus, welchem Justinian noch einen gewissen Athanasius beiordnete, unverzüglich nach Ravenna zurückkehren. Beide waren auch Ueberbringer eines Briefes des Kaisers an König Theodat: eines Epistels, höchst merkwürdig seiner Spaßhaftigkeit wegen, und dem Etwas ähnliches die Geschichte alter wie neuer Diplomatie schwerlich aufzuweisen haben wird. Justinian macht darin Theodat's Philosophie die schönsten Complimente, erhebt über alles dessen philosophische Liebe zum Frieden, bewundert die hohe Weisheit eines gekrönten Platonikers und gesteht demselben endlich sehr gerne die einigen hundert Aecker Landes zu, gegen welche derselbe eines der mächtigsten und blühendsten Reiche, aus bloser Liebe zur Philosophie, zu vertauschen sich anheischig gemacht hatte.

2. Aber mit Theodat's Philosophie war indessen eine kleine Revolution vorgegangen. Zwei seiner Feldherren, Asinar und Grippa, waren mit einem starken Heere in Dalmatien eingerückt. Um die Stärke der Gothen zu erforschen, schickte ihnen Mundus seinen Sohn Moriz entgegen. Der Jüngling war tapfer wie sein Vater; aber unbesonnen wie die Jugend; und der unverhältnißmäßigen Ungleichheit der Streitkräfte nicht achtend, griff er die Gothen muthig an, tödtete ihnen viele Feinde, blieb aber nebst dem größten Theile seiner Leute in dem Gefechte. Mundus, untröstlich über den Verlust seines Sohnes, zog in der Eile seine Truppen zusammen, ging dem Asinar und Grippa entgegen, schlug das gothische Heer in die Flucht, ward aber, da er, um den Tod seines Sohnes zu rächen, sich mitten unter die Feinde stürzte, von denselben erschlagen. Der Verlust dieses großen Feldherrn benahm den Römern allen Muth. Der,

jenige, welcher nach Mundus Tod das Commando übernahm, glaubte mit den wenigen Truppen, welche ihm zu Gebote standen, dem viel stärkeren gothischen Heere nicht die Spitze bieten zu können, räumte daher Salone; und diese Stadt, wie alle von den Römern gewonnene Oerter gingen nun für dieselben wieder verloren.

3. So wie der Feige, weil seiner Kraftlosigkeit bewußt, bei jeder auch nur von ferne drohenden Gefahr sogleich an sich selbst verzweifelt und jeder Hoffnung entsagt, eben so schnell überläßt er sich auch, bei dem ersten Scheine des wiederkehrenden Glückes, unbesonnen den zügellosesten Hoffnungen. Der vorübergehende, glückliche Waffenerfolg der Gothen in Dalmatien hatte Theodat's Muth plötzlich so sehr geschwellt, daß er jetzt von keinem Vertrag, von keiner Abtretung mehr etwas wissen wollte, den Petrus und Athanasius, Justinian's Gesandten, mit schnödem Stolze behandelte und zuletzt sogar gefänglich sie anhalten ließ.

4. Wie es scheint, hatte das Glück dem unkriegerischen Könige nur deswegen einige Augenblicke gelächelt, um ihn nachher seinen Fall desto schmerzhafter fühlen zu lassen. Zu Theodat's größtem Schrecken erschien jetzt Belisar mit seinem Heere an den Küsten von Italien. Von dem Stande der Unterhandlungen, oder vielmehr von deren völligem Mißlingen war der Feldherr durch einen Schnellsegler benachrichtet worden, hatte hierauf sein Heer unverzüglich eingeschifft und war nun bei Rhegium gelandet. Um die Landung der Römer, wo nicht zu hindern, doch zu erschweren, hatte Theodat den Ebrimuth, dem er seine Tochter Theodenanthe zur Ehe gegeben hatte, mit einigen Truppen in die Gegend von Rhegium gesandt.

Ebrimuth, der wahrscheinlich seinen Schwiegervater besser, wie jeder andere, kannte, hielt, sobald er die römischen Schiffe erblickte, ganz Italien schon für verloren, ging daher zu Belisarius über, warf sich diesem zu Füßen und bat um Aufnahme in die Dienste des Kaisers. Belisarius schickte ihn nach Constantinopel, wo Justinian sehr reichlich für sein Auskommen sorgte und ihn auch in den Patricier-Stand erhob.

Bei einem katholischen Volke, welches die aus der Hand heiliger Ueberlieferung erhaltene Religion seiner Väter als das höchste und edelste Nationalgut betrachtet, konnte eine arianische Regierung unmöglich beliebt seyn. Unter Amalasuntha's Regierung ward zwar über der geistvollen, gerechten, milden und liebenswürdigen Fürstin die Arianerin völlig vergessen, aber unter der Regierung eines Theodat's, des treulosen, feigen und tückischen Königs wegen, der Arianismus doppelt und dreifach gehaßt. — Kaum hatte sich also das Gerücht von der Landung der Römer in den umliegenden Gegenden verbreitet, als sogleich eine Menge Städte und die Völkerschaften in Bruttium, Lucanien und Campanien, Deputirten an den Belisarius schickten und ihn ihrer eben so freiwilligen als freudigen Unterwerfung versichern ließen. Belisarius zog mit dem Heere gegen Neapel. Um seine Flotte stets im Gesicht zu behalten und die Verbindung mit ihr nicht zu verlieren, wählte der Feldherr den beinahe dreihundert römische Meilen langen Küstenweg. — Neapel war damals bei weitem nicht so groß, als jetzt, aber sehr gut befestiget, hatte viele Thürme und hohe Mauern und eine ziemlich zahlreiche Besatzung. Belisarius bemächtigte sich sogleich einer, den Eingang des Hafens vertheidigenden, festen

Burg und schloß hierauf die Stadt von der Land- und Seeseite ein.

6. Durch Abgeordnete ließen die Einwohner Neapels dem römischen Feldherrn vorstellen, er möchte doch vor einer so wenig bedeutenden Stadt nicht eine kostbare Zeit verlieren, vielmehr den gothischen König aufsuchen, in offener Feldschlacht ihn besiegen, triumphirend in Rom einziehen, und dann erst als Sieger und Herr von Rom, auch von den übrigen, von der Hauptstadt abhängigen Städten Unterwerfung fordern. Belisarius erwiederte, daß er nicht gewohnt sey, von seinen Feinden Rathschläge anzunehmen, sondern im Gegentheile ihnen solche zu geben. Er biete den Einwohnern von Neapel die Wahl. In der einen Hand habe er unausbleibliches Verderben, in der andern Friede und Freiheit, wie er sie den Einwohnern Siciliens geschenkt habe. Sie möchten jetzt wählen.

7. Stephanus, einer der Abgeordneten, welchen Belisarius heimlich in sein Interesse zu ziehen gewußt hatte, bot alle seine Kräfte auf, um seine Mitbürger zu bewegen, die Stadt dem Belisarius zu übergeben. Trefflich unterstützt hierin ward er von einem gewissen Antiochus, einem gebornen Syrer, welcher aber schon seit vielen Jahren als Kaufmann in Neapel lebte und durch Redlichkeit und Klugheit sich allgemeine Achtung erworben hatte. Aber leider! war die Stadt in zwei Partheien getheilt, die eine, den Römern geneigt; die andere, dem Interesse der Gothen ergeben. An der Spitze der letztern standen zwei berühmte Advokaten, Pastor und Asclepiodes; alle beide, Männer von Gewicht und großem Ansehen. Um die Absichten des Stephanus zu durchkreuzen, wußten sie ihre Mitbürger zu bereden, zu Bedingungen der

Uebergabe lauter solche unerhörte Forderungen zu machen, von welchen vorauszusehen war, daß Belisarius sie unmöglich würde annehmen können.

8. Neapels ohnehin schon starke Festungswerke wurden durch die Lage der Stadt — auf der einen Seite hohe schroffe Felsenwände, auf der andern die offene See — ungemein verstärkt. Die Stadt durch Sturm zu gewinnen, war nicht leicht. Belisarius sah voraus, daß die Einnahme der Stadt eine lange und blutige Belagerung erfordern würde. Aber den Feldherrn drängte die Ungeduld, noch vor dem Eintritte des Winters dem gothischen Heere entgegen zu gehen und durch einen entscheidenden Schlag das Schicksal des Feldzuges zu bestimmen.

9. Gegen jede Erwartung genehmigte also Belisarius alle und selbst die ausschweifendsten Forderungen der Einwohner von Neapel. Taumelnd vor Freude über die unerwartete Milde des römischen Feldherrn, wogte schon alles Volk gegen die Thore, um solche den Römern zu öffnen. Aber plötzlich warfen sich Pastor und Asclepiodes der heranströmenden Menge entgegen. „Höret, Bürger von Neapel!" riefen sie dem Volke zu, „die letzten klagenden Worte „eurer untergehenden Vaterstadt. Wenn Ihr auch „Sicherheit zu haben glaubt, daß Belisarius alle „seine Euch gemachten Versprechungen halten wird; „welche Bürgschaft habt Ihr, daß das Glück eben„falls das kühne Unternehmen der Römer krönen, „eine Handvoll verwegener Abentheurer Theodat's „zahlreiches Heer besiegen und das mächtige Reich „der Gothen in Italien stürzen wird? Wenn aber „die Gothen, nachdem sie das kleine römische Heer „werden vernichtet haben, alsdann siegreich vor eure „Stadt rücken, welche furchtbare Rache werden sie

„nicht nehmen, wie grausam Euch nicht darüber be„strafen, daß Ihr, uneingedenk Eurer Unterthans„pflicht, gleich bei der ersten Aufforderung der Rö„mer, Euch ihnen ergeben habt." — Pastor und Asclepiodes stellten dem Volke nun einige reiche und angesehene Juden vor, welche mit ihrem Kopfe dafür zu haften versprachen, daß es während der Belagerung, so lange sie auch dauern sollte, der Stadt nie an Lebensmitteln fehlen würde. Auch gothische Kriegsobersten traten nun hervor, und versicherten, daß die Besatzung hinreichend wäre, die Stadt zu vertheidigen, und daß die Belagerung Neapels auch nicht einen Tropfen Blutes den Einwohnern kosten sollte.

10. Wie umgewandt war jetzt das, hier wie überall, leicht zu lenkende Volk. Dem Pastor und Asclepiodes ward als den Rettern von Neapel öffentlich gedankt. Von einer Uebergabe wollte das Volk nichts mehr hören. Stephanus und dessen schwacher Anhang waren gezwungen, zu schweigen; und an Belisarius wurden neue Deputirten geschickt, welche ihm sagen mußten, Er möge sich nur von Neapel entfernen, die Stadt werde ihm ihre Thore nicht öffnen.

11. Unter fruchtlosen Anstrengungen der Belagerer waren nun schon zwanzig Tage verflossen. Mehrere Stürme hatten die Römer indessen gewagt, waren aber stets mit Verlust von den Gothen wieder zurückgeschlagen worden. Zwar wurden auf Belisars Befehl sämmtliche Wasserleitungen abgegraben; aber durch die Brunnen und Quellen in der Stadt war für hinlänglichen Wasservorrath gesorgt; und des Bades konnten die Einwohner während der Belagerung wohl missen. Kostbare Augenblicke gingen für den Feldherrn verloren. Die Gothen gewannen Zeit, ihre diesseits und jenseits der Alpen stehenden Heerhau-

sen zusammenzuziehen, und ein zahlreiches Reitercorps stand schon auf dem flaminischen Wege von Rom nach Neapel.

12. Belisar beschloß, die Belagerung aufzuheben; und der Abmarsch des Heeres war schon auf den folgenden Tag festgesetzt, als ganz unvermuthet die Neugier eines Isauriers den Ruhm des Feldherrn und die Ehre der Römer rettete. — Der Isaurier hatte noch nie eine Wasserleitung gesehen. Begierig, den innern Bau derselben kennen zu lernen, ging er in eine der größten derselben, welche jetzt, gleich den übrigen, abgeschnitten war, hinein und kam bald an einen Felsen, dessen Oeffnung zwar eine ziemlich starke Wasserströmung durchließ, aber doch nicht groß genug war, daß ein Mann mit seinen Waffen und in völliger Rüstung hätte hindurch kommen können. Er untersuchte die Felsenwand und überzeugte sich, daß man mit leichter Mühe die Oeffnung erweitern und auf diesem Wege in die Stadt kommen könnte. Eiligst kehrt der Isaurier jetzt wieder in das Lager zurück, erstattet von dem, was er gesehen, einem seiner Officiere Bericht, und dieser säumt keinen Augenblick, auch den Feldherrn von dieser wichtigen Entdeckung in Kenntniß zu setzen. Sogleich befiehlt Belisarius, daß der Isaurier mit noch einigen seiner Kameraden in die Wasserleitung zurückgehen und die Arbeit an dem Felsen unternehmen soll. Dieß geschieht; und in wenigen Stunden ist die Oeffnung in der Felsenwand geräumig genug, daß ein Mann ganz bequem durch dieselbe hindurchgehen kann.

13. Belisarius, der jetzt die Gewißheit hatte, am folgenden Tage Herr von Neapel zu seyn, ließ die Einwohner, um wo möglich von ihnen die Greul einer eroberten Stadt abzuwenden, noch einmal auf-

fordern, ihre Stadt zu übergeben und dem Kaiser sich zu unterwerfen. Sein frommer Wunsch hätte beinahe sein Geheimniß verrathen; denn er ließ den Bürgern von Neapel sagen, daß er sichere Mittel in Händen habe, sobald er nur wolle, sich ihrer Stadt zu bemächtigen. Wären die Anführer der gothischen Besatzung oder die Vorsteher der Bürger nur einigermaßen besonnen gewesen; so hätten sie von selbst diese sichern Mittel errathen, mithin deren Erfolg auch jetzt noch vereiteln können. Aber die bisherigen schlechten Fortschritte der Belagerer hatten den Muth der Belagerten ungemein erhöhet, und mit Trotz wurden auch die letzten, wohlmeinenden Ermahnungen zurückgewiesen. — Gottes Strafgerichte, sagt Procopius, schwebten über dem Haupte der Einwohner von Neapel. *)

14. Als es Abend zu werden anfing, gab Belisarius vierhundert auserlesenen Soldaten den Befehl, die Waffen zu ergreifen und zu einer geheimen Unternehmung sich bereit zu halten. Den Magnus, Befehlshaber einer Reitercohorte, und den Ennes, der eine Abtheilung isaurischer Truppen befehligte, ließ er zu sich kommen, unterrichtete sie von der Beschaffenheit der nächtlichen Expedition und gab ihnen auf jeden möglichen Fall, besonders wenn ein glücklicher Erfolg die Unternehmung krönen würde, die nöthigen Verhaltungsbefehle. Dem Heere ward angesagt, sich auf den folgenden Tag zu einem Hauptsturme auf Neapel in Bereitschaft zu halten.

15. Sobald die Nacht einbrach, begab das kleine

---

*) Nimirum Deus Imperatori subdere Neapolitanos nolebat, nisi male mulctatos. Proc. de bell. goth. l. 1. c. 9.

Detaschement, mit Laternen wohl versehen und von zwei Trompetern begleitet, sich auf den Marsch. Aber Magnus und Ennes waren in dem unterirdischen Gange noch nicht weit mit ihren Leuten gekommen, als plötzlich ein panischer Schrecken den größten Theil derselben ergriff. Sie liefen sämmtlich davon, wurden aber von Belisarius sehr übel empfangen, und, voll Scham über ihre gezeigte Feigheit und den Hohn ihrer Kameraden fürchtend, versprachen sie, es möchte kosten, was es wollte, das nächtliche Abentheuer furchtlos zu bestehen.

16. Ohne fernern Zufall erreichten die vierhundert Mann die Mündung des Kanals, der in ein sehr geräumiges, jetzt trocken liegendes, aber mit einer ziemlich hohen Mauer umgebenes Wasserbecken auslief. Unglücklicherweise hatte man vergessen, eine Leiter mitzunehmen; ohne diese schien es unmöglich, die Mauer zu erklimmen, und man stand schon im Begriffe, unverrichteter Dinge wieder zurückzukehren, als ein Soldat, mehr gewandt als die andern, seine Waffen hinwegwarf und, mit Hülfe seiner Kameraden, sich glücklich die Mauer hinaufschwang. Als er oben war, fand er sich in einem alten, nahe bei zwei Wachtthürmen liegenden, zerfallenen Gemäuer, welches jedoch eine alte Wittib bewohnte. Diese bedrohete der Soldat sogleich mit dem Tode, wenn sie auch nur den mindesten Laut von sich geben würde. Seinen Kameraden hatte er nun bald geholfen. Ein starkes Seil, welches ihm das alte Weib herbeischaffen mußte, befestigte er an einen Oelbaum, ließ das andere Ende in das Becken hinunter und, Mann für Mann, konnte nun das ganze Detaschement sich ohne Schwierigkeit an demselben hinaufwinden.

17. Als sie alle oben beisammen waren, fing

der Tag schon an zu grauen. Aber demungeachtet ge-
lang es ihnen noch, unbemerkt längs der Stadtmauer
gegen die nördlichen Thore der Stadt zu marschiren,
die Wachen zweier Thürme zu überrumpeln und, ohne
daß ihnen ein Mann entwischt wäre, alle niederzuhauen.
Jetzt ward das mit dem Feldherrn verabredete Zeichen
gegeben. Auch Belisar ließ nun zum Sturme blasen.
Innerhalb und außerhalb Neapels und auf allen Sei-
ten schmetterte auf einmal der Römer furchtbare
Kriegstrompete. Während, weil des Sieges gewiß,
stürmten die Römer von aussen; während der durch
den unterirdischen Kanal schon in die Stadt eingedrun-
gene Haufe die Besatzung gerade an den von aussen
am meisten bedroheten Punkten in dem Rücken angriff,
die Thore und Eingänge aufsprengte und, seinen
Kameraden die blutige Bahn ebnend, die Mauern
zu erklimmen ihnen half. Am heftigsten ward in dem
Quartiere der Juden gekämpft. Da sie sich der Ueber-
gabe am stärksten widersetzt hatten, hofften sie wenig
oder gar keine Gnade. Verzweifelt war also der
Widerstand, den sie auf ihrem Posten leisteten. Aber
von allen Seiten, im Rücken und in der Fronte an-
gegriffen, wurden sie endlich dennoch gezwungen, zu
weichen. Die Flucht der Juden entschied das Glück
des Tages. Aber schrecklich und bejammernswerth
war jetzt auch das Schicksal Neapels. Von allen
Seiten drangen die durch Kampf und Mordlust er-
hitzten römischen Schaaren in die unglückliche Stadt.
Keiner lebenden Seele ward geschont. Durch Grau-
samkeit zeichneten sich vorzüglich die Hunnen aus.
Kirchen, Paläste und Privathäuser wurden erbrochen
und ausgeraubt. Was dem Schwerte der wilden Er-
oberer begegnete, ward erbarmungslos ermordet, und
ganze Ströme Blutes flossen durch die mit Leichen be-
deckten Straßen von Neapel. Um das Elend, das
er vorhergesehen hatte, zu mildern, that Belisarius

was er thun konnte. Von allen höhern und niedern Officieren war der Feldherr der einzige, der jetzt auf den Straßen Neapels erschien, und theils durch Bitten, theils durch sein Ansehen der Retter von Tausenden ward. „Gold, Silber und andere Kostbarkeiten," rief er öfters aus, „sind die Beute und der „gerechte Lohn des tapfern Kriegers. Aber schont „das Leben der Einwohner; sie flehen um Erbarmung; „sie sind Christen! Wie Ihr, sind sie jetzt Unterthanen „des Kaisers." — Ganz fruchtlos waren die Bemühungen des Feldherrn nicht; aber gräßlich war demungeachtet das Blutbad; mehr als ein Drittel der ganzen Bevölkerung der Stadt fiel unter dem Schwerte der schonungslosen Eroberer. Bevor jedoch der Abend des für Neapel so verhängnißvollen Tages einbrach, hörte das Morden und Rauben auf. Schnell wußte Belisar Ordnung und Mannszucht in dem Heere wieder herzustellen. Die Frauen wurden ihren Männern, die Kinder ihren Eltern wieder zurückgegeben; und die Bürger, die jetzt mit Sicherheit in ihre Häuser zurückkehren konnten, hatten wenigstens das Glück, dasjenige wieder zu finden, was sie während der Belagerung in ihren Kellern oder unterirdischen Gewölben verborgen hatten. *)

*) So erzählt Procopius die Einnahme von Neapel. Aber der Pabst Silverius spricht den Belisarius nicht von jeder Theilnahme an dem Blutbade frei. Wir müssen indessen gestehen, daß Procopius Erzählung uns mit dem menschenfreundlichen Charakter dieses Feldherrn übereinzustimmen scheint. Belisarius war von Natur aus mild, sanft, theilnehmend und zum Verzeihen geneigt, und nur dann, wie wir in der Zukunft einigemal noch sehen werden, einer ungerechten, ja wohl grausamen Handlung fähig, wenn Theodoren's Gunst der Lohn derselben war, oder auch seine, in einem sonst so großartigen Character ganz unbegreifliche, blinde und sclavische Unter-

17. Von der gothischen Besatzung waren noch achthundert Mann übrig. Belisar schenkte ihnen das Leben, nahm sie in kaiserliche Dienste und steckte sie unter die Legionen. Aber Pastor und Asclepiodes überlebten nicht lange das Unglück, das sie über ihre Vaterstadt herbeigeführt hatten. Den Erstern rührte vor Schrecken der Schlag, als er die Römer in die Stadt eindringen sah. Der Andere hatte sich mit noch einigen der vornehmsten Einwohner dem Belisarius zu Füßen geworfen, war von demselben begnadigt worden und wollte gerade ruhig und getröstet nach seinem Hause zurückgehen, als ein wüthender Volkshaufen sich über ihn herwarf und ihn in Stücken zerriß; hierauf auch nach der Wohnung des Pastor's eilte, und als man ihm den entseelten Körper desselben zeigte, diesen mit sich fortriß und auf den gemeinen Richtplatz an einem Galgen aufhing.

XXXV.

1. Bei der Belagerung wie bei den Unfällen Neapels war Theodat bisher ein gleichgültiger Zu-

---

werfung unter den Willen der schändlichen Antonina ihn dazu zwang; wie z. B. zu jenem unedlen Betragen gegen den hochherzigen, mit den herrlichsten Eigenschaften des Geistes wie des Herzens geschmückten Photius, der sein Stiefsohn war, ihn zärtlich liebte, sich für ihn aufgeopfert hatte, und den er doch treulos verließ und den grausamsten Verfolgungen seiner unnatürlichen Mutter Preis gab. Wäre Belisar nicht der Sclave eines verdorbenen Hofes, so wie der zügellosen Launen einer ehrlosen, verbrecherischen Gattin gewesen; se würde vielleicht blos seine allzugroße Liebe zum Reichthume, obgleich zu größtentheils wohlerworbenem Reichthum, über seine übrigen Tugenden einige Schatten geworfen haben.

schauer geblieben. Aber der Verlust dieser Stadt bestimmte ihn jetzt sich nach Rom zu begeben. Er, dem es so gänzlich an Muth gebrach, wollte, wie er sagte, Muth durch seine Gegenwart den Römern einflößen. Jedermann glaubte, der König werde sich an die Spitze seines Heeres stellen und dem Eroberer von Neapel entgegenrücken. Aber Theodat begnügte sich, den Vitiges, einer seiner besten Feldherren, mit dem Kern des Heeres nach Campanien zu senden. Er selbst, blos für seine eigene Person besorgt, blieb wieder wie gewöhnlich ganz unthätig in Rom.*) — War Theo-

---

*) Nach dem Zeugnisse des Procopius, befand sich Theodat in dem Zustande einer beinahe völligen Gemüthszerrüttung. Um den Ausgang des Krieges zu erforschen, hatte er zu Wahrsagern seine Zuflucht genommen; und obenerwähnter Geschichtschreiber erzählt eine ihm gewordene Prophezeihung, die, ihrer Sonderbarkeit wegen, gleich so manchem andern heidnischen Orakelspruch, dem Leser hier mitgetheilt zu werden verdient. — Ein durch Wahrsagerkünste berühmter Jude ward dem Theodat vorgestellt. Um die ängstliche Neugierde des Königs zu befriedigen, ließ derselbe dreißig Schweine herbeischaffen, theilte sie, in Gegenwart des Königs, in drei Haufen, jeden zu zehn, bezeichnete den einen dieser Haufen mit dem Namen der Griechen oder Kaiserlichen, den andern mit jenem der Gothen und den dritten mit dem Namen der Einwohner Roms; sperrte hierauf die drei Haufen in eben so viele Zellen und bestimmte den Tag und die Stunde, wenn dieselben dürften eröffnet werden. Theodat's Ungeduld konnte kaum die bestimmte Zeit erwarten. Als die drei Schweinställe endlich eröffnet wurden, fand man die mit dem Namen der Griechen bezeichneten Schweine sämmtlich frisch und gesund, jene der Gothen alle todt und die, die Römer repräsentirenden Schweine zur Hälfte todt und zur Hälfte am Leben; letztere hatten aber alle ihre Borsten verloren. — Der Erfolg entsprach, wie wir sehen werden, vollkommen dieser bildlichen Darstellung.

dat längst schon in den Herzen seiner Gothen allgemein verachtet, so ward er jetzt gar ein Gegenstand ihres lauten, öffentlichen Spottes.

2. Ungefähr fünfzehn Meilen von Rom hatte Theodat's Feldherr mit seinen Truppen ein Lager bezogen. Vielleicht nicht ohne Zuthun des Vitiges, verbreitete sich auf einmal bei dem Heere der Gothen das Gerücht, Theodat stehe in einem geheimen Einverständniß mit Justinian, sey an seiner eigenen Nation zum Verräther geworden und habe nur deswegen den Krieg herbeigeführt, um die Gothen und ganz Italien desto leichter dem Kaiser in Constantinopel zu unterwerfen. Den Argwohn der Soldaten theilten bald auch alle Officiere von jedem Range.*) Ein förmliches Gericht ward in dem Lager gehalten; Theodat, als ein Verräther der Nation, des Thrones unwürdig erklärt, desselben einstimmig entsetzt und Vitiges, auf einem Schilde emporgehoben, dem Heere gezeiget, und allgemein als König von demselben anerkannt.

3. Unverzüglich brach der neue König mit dem Heere gegen Rom auf. Theodat verließ, bei der ersten Nachricht von dem Aufstande des Heeres, die Stadt und floh gen Ravenna. In der unbezwingbaren Feste war er gegen den ersten Anfall geschützt; konnte wenigstens in voller Sicherheit nach Constantinopel sich dort einschiffen. Aber alles war dem Vi-

*) Der Verrath Ebrimuth's, eines Schwiegersohns des Theodat's, welcher zu Belisarius übergegangen war, hatte vorzüglich diesen Verdacht erweckt und mußte nun freilich demselben, da Theodat nicht den mindesten Versuch gemacht hatte, Neapel zu entsetzen, einen sehr hohen Grad von Wahrscheinlichkeit geben.

niges daran gelegen, die Person des entsetzten Königs in seine Gewalt zu bekommen. Dem Optaris, einem vornehmen Gothen, gab er daher den Auftrag, den flüchtigen Theodat zu verfolgen und sich desselben lebend oder todt zu bemächtigen.

4. Optaris hatte eine schöne und reiche Erbin geliebt und stand schon im Begriffe, sie zu heirathen, als ganz unvermuthet ein Nebenbuhler aufstand und alle seine Hoffnungen zerstörte. Zwar gab das Mädchen dem Optaris den Vorzug; aber der Andere, reich und angesehen, wandte sich an den König, versprach ihm Geld und reiche Geschenke; und Theodat, dessen Geitz auch eine Kleinigkeit nicht verschmähete, gebrauchte nun sein königliches Ansehen, um dem Optaris seine Geliebte zu entreissen, und sie mit dem Andern zu vermählen.

5. Unstreitig hätte Vitiges die Ausführung seines Auftrages in keine bessere Hände legen können. Um seine Privatrache zu befriedigen, that Optaris, was er nur immer thun konnte; verfolgte rastlos Tag und Nacht den fliehenden Theodat, ereilte ihn endlich, als er schon nicht mehr sehr ferne von den Thoren von Ravenna war, rannte ihn vom Pferde und — um uns der eigenen Worte Procops zu bedienen — schlachtete ihn, als er rücklings auf dem Boden lag, trotz dessen weibischen Geschreies, wie man ein Opferthier zu schlachten pflegt; er hieb ihm hierauf den Kopf ab, und überbrachte diesen, als einen Beweis, daß er den erhaltenen Auftrag vollzogen habe, dem neuen Könige.

6. Theodat hatte zwei Jahre regiert. Sein Sohn Theodegiscles ward in einem Kerker eingesperrt und bald darauf mit Gift aus der Welt geschafft.

7. Aus Rom erließ Vitiges ein Rundschreiben an alle Provinzen Italiens. Seine Erhebung nennt er darin ein Werk der göttlichen Vorsehung und verspricht zugleich, Theoderich, den Gründer des ostgothischen Reichs in Italien, in Allem sich zum Vorbild zu nehmen; „denn," sagt er, „wer diesem großen Könige nachahmt, in dessen Geiste und nach dessen Grundsätzen handelt, ist demselben näher verwandt als jene, welche blos durch den Zufall der Geburt ihm angehören."

8. Lange verweilte indessen der gothische Monarch nicht in Rom. Um dem Belisarius entgegenzurücken, dazu fühlte er sich für jetzt noch an Kriegsvölkern zu schwach. Er ließ also unter dem Leudaris, einem alten, sehr erfahrenen Anführer, blos eine Besatzung von viertausend Mann zurück; zählte jedoch hierbei auch auf die Mitwirkung der Einwohner Roms, und zwang daher den Senat und das römische Volk, ihm auf das neue den Eid der Treue zu leisten, und eine Menge Senatoren als Geißeln ihm auszuliefern. Vitiges brach hierauf mit dem Heere nach Ravenna auf, und bemächtigte sich auf seinem Wege durch Tuscien aller, von Theodat auf einer Insel in dem See Volsena aufgehäuften Schätze.

9. Vitiges war ein tapferer Soldat, aber von sehr niederer Abkunft. Um den Mangel einer glänzenden Geburt zu ersetzen, sich auch einen Schein des Erbrechts zu geben, ließ er sich von seiner Gemahlin scheiden, und Amalasuntha's Tochter, Matasuntha, mußte gegen ihren Willen ihm ihre Hand reichen.

10. In einem großen Staatsrathe berief der neue König alle gothische Herzoge und Grafen nach Ravenna. Es ward darauf beschlossen, bis zu dem

nächsten Frühjahre blos vertheidigungsweise gegen den Feind zu agiren; unverzüglich einen Aufruf an die gesammte, waffenfähige Mannschaft der gothischen Nation ergehen zu lassen; die von Theodat mit den Franken angeknüpften Unterhandlungen schnell zu beendigen, mithin alle jenseits der Alpen in Gallien liegenden gothischen Besitzungen, wie auch das gothische Allemanien den fränkischen Königen abzutreten; die in Gallien stehenden gothischen Kriegsvölker zurückzurufen, die ganze Kriegsmacht der Gothen unter den Mauern von Ravenna zu versammeln, mit Anfange des Frühlings mit der vereinten Kraft der ganzen Nation gegen den Feind aufzubrechen und unter der alsdann ungeheuern Ueberlegenheit der gothischen Streitkräfte ihn gleichsam zu erdrücken.

11. Belisarius, nun schon Herr von dem größten Theile des südlichen Italiens, hatte indessen seine Eroberungen gesichert, unter dem Oberbefehle des Herodianus Besatzungen nach Neapel und Cumä gelegt, war hierauf bis an die Ufer des Vulturnus vorgerückt und hatte da, wo die appische von der lateinischen Straße sich scheidet, sein Lager aufgeschlagen. Beide Straßen führten nach Rom; aber Belisar wählte die lateinische Straße, welche in einiger Entfernung von der See und den Morästen, durch eine Strecke von hundert und zwanzig Meilen sich am Fuße der Gebirge hinzog.

12. Das Schicksal Neapels hatte die Einwohner von Rom geschreckt; zudem überließen sie sich jetzt der chimärischen Hoffnung einer baldigen Wiederherstellung des weströmischen Kaiserreichs. Dieser Gedanke entflammte sie zu einem augenblicklichen Enthusiasmus. Sie beschlossen, trotz der gothischen Besatzung, die Thore ihrer Stadt dem kaiserlichen Heere zu öff-

ben. Selbst der Pabst gab den Rath, den Helden Belisarius nicht zu reizen, keinen, ohnehin fruchtlosen, eitlen Widerstand zu leisten. Fidelis, welcher unter Athalarich Quästor gewesen war, ward demnach abgesandt, um, im Namen aller Einwohner Roms, Justinian's großen Feldherrn einzuladen, als Sieger in ihre Stadt einzuziehen, und die Huldigungen ihrer Treue und freiwilligen Unterwerfung zu empfangen. Des Leuderis viertausend Gothen waren viel zu schwach, um gegen einen siegreichen Feind zu kämpfen und zu gleicher Zeit ein ungeheuer zahlreiches, jetzt von wildem Enthusiasmus ergriffenes Volk im Zaume zu halten. Sie waren also zufrieden, daß man ihnen freien Abzug nach Ravenna gestattete, und zogen durch das flaminische Thor in dem nämlichen Augenblicke hinaus, in welchem Belisar durch das asinarische Thor, am 9. December des Jahres 536 seinen feierlichen Einzug hielt. Der brave Leudaris, welcher sich nicht mit der Schmach bedecken wollte, eine seiner Treue und Tapferkeit anvertraute Stadt ohne Schwertstreich übergeben zu haben, wollte den Fliehenden nicht folgen, blieb demnach in Rom zurück, und ward, sammt den Schlüsseln der Stadt, als ein Siegeszeichen dem Kaiser Justinian nach Constantinopel gesandt.

13. Belisar's erste Sorge war, Rom gegen den Anfall eines überlegenen feindlichen Heeres in Sicherheit zu setzen. Die verfallenen Mauern ließ er demnach wieder aufrichten, neue Festungswerke hinzufügen, die Brücken befestigen, die oft sehr enge Uebergänge deckenden Thürme in bessern Vertheidigungsstand setzen. Er bemächtigte sich ferner der auf einem hohen Felsen liegenden, die Gegend von Spoleto beherrschenden, unbezwingbaren Feste Narni, und empfing die freiwilligen Huldigungen der Gothen

Pitzas, welcher eine Abtheilung gothischer Kriegsvölker in Samnium, einem ansehnlichen Strich Landes zu beiden Seiten der apenninischen Gebirge, befehliget hatte, nun aber sammt seinen Gothen zu Belisarius überging, von demselben auf das wohlwollendste aufgenommen ward, und zum Lohne seiner freiwilligen Unterwerfung eine Befehlshaberstelle in dem kaiserlichen Heere erhielt.

14. Mit Belisar's Vertheidigungsanstalten waren indessen die vornehmen wie geringern Einwohner Roms wenig oder gar nicht zufrieden. Sie sahen ein, daß Belisarius gesonnen sey, in ihrer Stadt eine förmliche Belagerung auszuhalten. Aber unbegreiflich schien es ihnen, wie man auf den Gedanken kommen könne, mit einer so unbedeutenden Anzahl von Truppen, mit einer Handvoll Leute, eine Stadt von so ungeheuerm Umfange, wie Rom, gegen einen wahrscheinlich zwanzigmal stärkern Feind vertheidigen zu wollen. Belisar vernahm die immer lauter werdende Unzufriedenheit, störte sich aber wenig daran, sondern ließ alles auf seiner Flotte aus Sicilien mitgebrachte Getraide ausschiffen und in den Magazinen von Rom aufschütten; auch gab er Befehl, daß alle Landleute in der ganzen, weit umherliegenden Gegend den Ueberschuß ihrer Erzeugnisse nach Rom bringen und gegen baare Bezahlung in die öffentlichen Speicher der Stadt abliefern mußten.

XXXVI.

1. Auch Vitiges war den Winter über nicht unthätig geblieben. Alle in jener Versammlung der Großen entworfenen Plane waren ausgeführt worden. Mit den Franken war der Friede geschlossen, sogar

von ihnen ein, zwar nicht [illegible], jedoch fränkischer Herrschaft unterworfenen, aus bayerischen Völkern bestehendes Hülfscorps zugesagt, und endlich hatte der an das Volk der Gothen erlassene Aufruf ein Heer von zweimalhunderttausend Mann in den Ebenen von Ravenna versammelt.

2. Bevor der Gothenkönig den Feldzug eröffnete, wollte er noch einen Versuch machen, von dem Kaiser den Frieden zu erhalten. Unter der Regierung des Justinus hatte Vitiges Justinian's persönliche Bekanntschaft in Constantinopel gemacht. Er war demselben also nicht fremd, ordnete daher mit desto größerer Zuversicht nun eine feierliche Gesandtschaft an ihn ab. In dem Schreiben, welches die gothischen Gesandten zu übergeben hatten, sagte Vitiges dem Justinian: „Erinnere Dich, welche Huldigungen ich einst dem Neffen des Kaisers in Constantinopel erzeigte, und schließe daraus, welche tiefe Ehrfurcht ich für Dich, den Kaiser, jetzt fühle. Hat Theodat Deinen Zorn verdient; so glaubt Vitiges Ansprüche auf Dein Wohlwollen zu haben. Ehrst Du Amalasuntha's Andenken; so vergesse nicht, daß Vitiges Amalasuntha's Tochter auf den Thron von Italien erhoben hat."

3. Diese Gesandtschaft hatte nicht den mindesten Erfolg; und Vitiges und seine Gothen sahen ein, daß das Heil der Nation nur auf ihren Waffen und ihrer Tapferkeit beruhe. Prächtige Geschenke an Pferden, Waffen und Geld wurden von dem Könige unter das Heer vertheilt und, um das individuelle Interesse jedes Gothen mit dem allgemeinen Interesse des Staates desto enger zu verknüpfen, begleiteten noch die glänzendsten und ausschweifendsten Versprechungen die schon ausgetheilten Geschenke.

4. Von dem bei Ravenna versammelten zweimal hunderttausend Mann wurden fünfzigtausend Mann getrennt und unter dem Feldherrn Asinar nach Dalmatien, zur Wiedereroberung dieser Provinz gesandt. *) An der Spitze des aus hundertfünfzigtausend Mann bestehenden Hauptheeres zog Vitiges auf der flaminischen Straße gegen den Feind. Des Königs einzige Besorgniß war, daß Belisarius und das kaiserliche Heer ihm entwischen möchten; er beflügelte daher seinen Marsch, ließ Spoleto, Perugia und um so mehr die nicht leicht zu bezwingende Feste Narni, ohne sie zu belagern, in seinem Rücken liegen, und zog in angestrengten Eilmärschen nach der Tiberstadt, überall auf dem Wege ängstlich forschend, ob Belisarius und dessen Heer noch in Rom wären. Von einem Priester erhielt er endlich die Antwort: „König! sey dießfalls unbesorgt. Von allen Kriegsvorfällen sind „Flucht oder ein einer Flucht ähnlicher Rückzug das „Einzige, was Belisarius nicht kennt."

5. An dem Fuße der milvischen Brücke, zwei Meilen von Rom, war das gothische Heer jetzt angelangt. Den Engpaß vertheidigte ein Thurm, in welchen Belisarius eine Besatzung gelegt hatte; aber diese, geschreckt bei dem Anblicke des zahlreichen feindlichen Heeres, lief schändlich davon und überließ diesen so ungemein wichtigen Posten den Gothen.

6. Auf die erste Nachricht von dem Anmarsch

*) Nach Mundus Tode und dem Rückzuge der Römer, hatte Justinian den Constantinus mit einer Verstärkung an Truppen nach Dalmatien gesandt, Constantinus hierauf den Asinar und Gripa zweimal geschlagen und, bevor noch Belisarius in Italien gelandet war, die Stadt Salone und die ganze Provinz wieder erobert.

des gothischen Heeres schickte Belisarius dem Bessas und Constantinus, zwei Unterfeldherren, welche er detaschirt hatte, den Befehl, unverzüglich mit ihren Truppen wieder zu ihm zu stoßen. Bessas zögerte nur einige Stunden, dem erhaltenen Befehle zu folgen; sah sich daher, als er endlich aus Narni ausmarschirt war, durch das gothische Heer schon von Rom abgeschnitten, schlug sich jedoch mit seiner gewöhnlichen Unerschrockenheit durch die feindlichen Schwadronen hindurch, kam glücklich mit seinen Leuten nach Rom, und war nun der erste, der dem Oberfeldherrn die Meldung machte, daß die Feinde, in der Nähe von zwei Meilen, schon vor der Stadt stünden.

7. Um die Stärke und Stellung des Feindes zu erforschen, machte Belisarius mit tausend Reitern einen Ausfall durch das flaminische Thor. Ihm war noch unbekannt, daß die Besatzung des Thurms an der milvischen Brücke ihren Posten schmählich verlassen hatte, dieser mithin in den Händen der Feinde war. Zahlreiche gothische Reiterhaufen fielen ihm daher jetzt plötzlich in den Rücken. Belisar glaubte, den Seinigen ein Beispiel der Unerschrockenheit geben zu müssen. Muthig griff er also an der Spitze der tausend Reiter den siebenmal stärkern Feind an. Aber zu den Gothen waren zwei und zwanzig, in dem römischen Heere dienende Barbaren in der letzten Nacht übergegangen. Die Ueberläufer kannten den Belisar und das fuchsbraune Pferd, welches er jetzt ritt; sie zeigten ihn den Gothen, und schrien aus allen Kräften: „dorthin, dorthin, auf das fuchsbraune Pferd.“ Ein Hagel von Pfeilen und Wurfspießen flog nun nach dem Manne, von dessen Leben das Loos Italiens und der Gothen abhing; zu gleicher Zeit sprengten an ihn mehrere der tapfersten Gothen mit Lanzen und Schwertern an, wetteifernd um die Ehre, den großen

bedrohten Feldherrn der Römer niederzurennen. Aber alles zugleich war Belisar an diesem Tage, Soldat, Feldherr und Rittersmann. Mit erstaunenswürdiger Gewandtheit und Stärke des Körpers führte er nach allen Seiten furchtbare Streiche; jeder derselben war tödtlich, und wer sich ihm näherte, fühlte die Stärke seines Armes. Sein starkes, an Schlachtgetümmel gewöhntes und zu jeder Wendung dressirtes Pferd that ihm treffliche Dienste. Während es mit ungemeiner Leichtigkeit der Lanze des Einen auswich, hatte sein kühner Reiter einen Andern schon durchrennt und wandte sich mit Blitzesschnelle nun wieder gegen jenen und schlug auch diesen mit einem Streiche zu Boden. Die Gefahr des Feldherrn und dessen beispiellose Tapferkeit wirkten mächtig auf die treue Leibwache; ein jeder derselben ward jetzt ein Held; alle drängten sich um den großen und tapfern Heerführer; alle geizten nach dem Ruhme, mit ihrem eigenen Leben das Leben ihres Feldherrn zu retten. Mit ehrenvollen Wunden bedeckt, fielen mehrere in dem Gefechte; und Einer davon hatte schon zehn Wunden erhalten und dennoch wüthete noch immer furchtbar sein Schwert unter den Feinden, bis endlich, von einem tödtlichen Pfeil getroffen, er ebenfalls todt zu Boden sank. Solche Beispiele unerhörter Tapferkeit benahmen endlich den Gothen allen Muth; sie wichen von dem Schlachtfelde und flohen nach ihrem Lager zurück.

Mit seinem Siege noch nicht zufrieden, verfolgte Belisarius die Fliehenden mehrere tausend Schritte. Aber aus dem gothischen Lager rückte ihm ein neuer, noch ungleich zahlreicherer Heerhaufe entgegen, und die schon ganz ermüdeten, beinahe völlig erschöpften Römer wurden nun auch ihrer Seits zur Flucht gezwungen und von den Gothen hitzig verfolgt. Es fing schon an Nacht zu werden, als die Fliehenden

vor den Mauern von Rom ankamen. Nun wollte man ihnen die Thore der Stadt nicht öffnen, aus Furcht, der Feind möchte in der Verwirrung und bei der Dunkelheit der Nacht mit den Fliehenden zugleich in die Stadt dringen. Belisar, mit Schweiß, Staub und Blut bedeckt, war ganz unkenntlich und seine Stimme so heiser, daß die, welche oben auf den Mauern waren, seine Worte nicht vernehmen konnten; zudem hatte sich das Gerücht verbreitet, Belisarius sey in dem Gefechte erschlagen worden. Schon naheten die Feinde sich dem Stadtgraben, und die Römer, zwischen diesem und den Mauern der Stadt eingeschlossen und völlig entkräftet, sahen einem unvermeidlichen Untergange entgegen. Aber wie an einem Felsen brach an dem Helden Belisar sich jeder hereinbrechende Sturm. Mit der wachsenden Gefahr wuchs auch sein Muth. Sein Beispiel weckte auf das neue die sinkenden Kräfte der Römer; er führte sie über den Graben wieder hinüber, griff mit beispielloser Kühnheit die Gothen nun selbst an; und diese, in der Meinung, daß es frische, so eben aus der Stadt ausgerückte Truppen wären, hielten den Angriff nicht lange aus, und eilten, da es jetzt ohnehin Nacht war, in unordentlicher Flucht wieder nach ihrem Lager. Diesmal verfolgte Belisar sie nur einige hundert Schritte. Die Ehre des Schlachtfeldes war ihm geblieben und triumphirend kehrte er nach der Stadt zurück. Das flaminische Thor wurde jetzt geöffnet und der Held des Tages wie seines Jahrhunderts unter dem lauten Jubel der Einwohner empfangen. Belisar hatte den ganzen Tag noch keine Nahrung zu sich genommen; aber, trotz den Bitten aller seiner Freunde, gönnte er auch jetzt sich noch nicht einige Augenblicke der Erholung, und erst, nachdem er alle Posten und Wachen untersucht, überall die nöthigen Befehle ertheilt und für die Sicherheit Roms auf allen Punkten

gesorgt hatte, nahm er Speise zu sich und begab sich auf einige Stunden zur Ruhe. *)

18. In sieben Heerhaufen getheilt, ging am folgenden Tage das ganze, zahlreiche gothische Heer über die Tiber; und nun begann eine der merkwürdigsten Belagerungen älterer und neuerer Zeit; eine Belagerung, die länger als ein ganzes Jahr dauerte, deren Geschichte jedoch, obgleich höchst interessant für den Forscher römischer und griechischer Kriegsalterthümer, im Ganzen nichts ist, als eine ununterbrochen fortlaufende, endlose Reihe von Gefechten, Stürmen, Zweikämpfen und einzeln, oft an das Wunderbare grenzenden, beinahe unglaublichen Thaten romantischen Heldenmuths und Ritterthums; daher mehr geeignet, die Phantasie des Dichters zu einem kriegerischen Epos zu entflammen, als in den tausendfältigen Gewinden ihres Details die Feder des ernsten Geschichtschreibers zu beschäftigen. Begnügen wir uns demnach hier nur mit einem, blos in seinen äußersten Umrissen gezeichneten Bilde dieser merkwürdigen, lange dauernden, ein ganzes Drittel der ungeheuern Stadt nach und nach verödenden Belagerung.

---

*) Bemerkt zu werden verdient, daß Belisar in diesem, einen ganzen Tag anhaltenden Gefechte, an welchem er nicht blos als Feldherr, sondern auch als Soldat und Ritter, den größten und thätigsten Antheil nahm, auch nicht einmal eine unbedeutende Wunde erhielt; obschon, wie wir gesehen, tausend und tausend Gothen ihre Bogen blos auf ihn spannten, ihre Wurfspieße blos auf ihn schleuderten, und die tapfersten gothischen Rittersmänner mit ihren Lanzen und Schwertern blos auf ihn ansprengten. — Es gehört eine ganz besondere Logik dazu, um hierin nichts als das Werk eines glücklichen Zufalls zu erblicken.

XXXVII.

1. Der Umkreis des damaligen Roms bildete eine Linie von zwölf Meilen und dreihundert fünfzig Schritten. Die Stadt hatte vierzehn Thore, wovon Belisarius zwei vermauern ließ, und die Vertheidigung der übrigen eben so vielen Kriegsobersten seines Heeres übergab. Die von Steinen erbauten Wälle oder Mauern wurden von breiten und tiefen Gräben geschützt und von Bastionen in stumpfen Winkeln wie heute zu Tage angelegt, von beiden Seiten flankirt. Auf den Wällen standen Bogenschützen und nebst diesen auf den Bastionen auch noch die damaligen zwei furchtbarsten Gattungen von Wurfmaschinen, nämlich die Balista und den Onager. Jene schoß kurze, aber ungemein schwere Pfeile, und dieser schleuderte Kugeln und Steine von ungeheurer Größe. Endlich war auch Hadrians Grabmal in eine die vorliegende Gegend in weitem Umkreise beherrschende Citadelle verwandelt worden *). Von den Festungswerken war jener Theil, welcher das pincianische Thor mit dem flaminischen verband, unstreitig der schwächste Punkt; aber Römer und Gothen hatten den unerschütterlichen Glauben, daß dieser Theil unter dem besondern Schutze des Apostels Petrus stünde. Auf diesem Punkte war also kein Angriff von den Gothen zu erwarten, und eine äußerst schwache Besetzung dieses Theils war alles, was selbst ein Uebermaß an Vorsicht erfordern konnte. Die Vertheidigung zweier Thore hatte Belisarius selbst übernommen; und als bald darauf Bessas, welchem das Thor von Preneste übertragen war, dem Feldherrn melden ließ, daß der Feind durch das Pancratische

---

*) Heute zu Tage die Engelsburg.

Thor eingedrungen wäre, diese Meldung aber falsch befunden ward, so ließ er sämmtlichen, zur Vertheidigung der Thore aufgestellten Befehlshabern sagen, sie möchten sich blos mit den ihnen angewiesenen Posten beschäftigen, und, unbekümmert um alles Uebrige, die Erhaltung des Ganzen blos der waltenden Sorgfalt und Wachsamkeit des Oberfeldherrn überlassen.

2. Die Bevölkerung Roms, obschon bei weitem nicht mehr das, was sie einst in den Zeiten römischer Größe gewesen, konnte doch noch ohne viele Anstrengung dreißigtausend waffenfähige Jünglinge und Männer stellen. Seit langer Zeit waren zwar Roms Einwohner der Waffen entwöhnt und mit den Kriegsbeschwernissen völlig unbekannt, allein der Funke ehemaligen kriegerischen Feuers loderte jetzt plötzlich in jeder Brust wieder auf. Freiwillig boten sie ihre Dienste an, errichteten Bürger-Compagnien, kleideten und bewaffneten sie auf ihre Kosten und stellten sie dem Feldherrn vor. Belisarius nahm ihre Dienste an, bediente sich ihrer aber mit der ihm eigenen Klugheit. Er besetzte damit die am wenigsten gefährlichen Posten innerhalb der Mauern, gebrauchte sie zur Erhaltung der innern Ruhe und Ordnung in der Stadt, ließ sie an den Festungswerken arbeiten, und auch bisweilen wachen, wenn seine, jetzt auf fünftausend Mann zusammengeschmolzenen und, durch die Anstrengungen eines heißen und blutigen Tages ermüdeten Veteranen sich einige Stunden der Ruhe und dem Schlafe überlassen mußten; und das Beispiel der Unerschrockenheit der, in den Kriegen gegen Perser, Vandalen, Slaven und Gothen gebildeten und abgehärteten Schaaren des Belisarius flößte der jungen römischen Stadtmiliz bald einen solchen Muth ein, daß sie nicht selten bittend in den Feldherrn drang, ihr Gelegenheit zu verschaffen, im Kampfe mit dem

Feinde im offenen Felde Proben der ehemaligen Tapferkeit ihrer Vorfahren zu geben.

3. Der Umfang von Rom war zu groß, als daß das gothische Heer, obgleich gegen hundertfünfzigtausend Mann stark, die ganze Stadt hätte einschließen können. In sechs Lager getheilt, deren jedes mit einem Walle und Graben umgeben war, richteten die Gothen ihren Angriff nur gegen eine einzige Fronte der Stadt, die jedoch, von dem prenestinischen bis zu dem flaminischen Wege sich erstreckend, eine Ausdehnung von mehreren römischen Meilen hatte. Während der ersten drei Wochen blieb alles ruhig. Von beiden Seiten rüstete man sich zum Kampfe. Die Einen, um ihn muthig zu beginnen, die Andern, um ihn mit gleicher Tapferkeit zu bestehen. In dem Lager der Gothen ward eine zahllose Menge von Faschinen geflochten, um die Gräben damit auszufüllen. Sturmleitern aller Art wurden verfertigt und aus den stärksten Stämmen umliegender Wälder ungeheure Mauerbrecher errichtet. Die Köpfe derselben waren stark mit Eisen beschlagen; sie hingen in Riemen und Seilen und jeder erforderte fünfzig Menschen zu seiner Bedienung. Endlich wurden auch noch ungleich schwerere hölzerne Thürme und Gerüste von gleicher Horizontfläche mit den Mauern von Rom erbaut und alle übrige, damals übliche und bekannte Kriegsmaschinen und Angriffswerkzeuge herbeigeschafft.

4. Nicht minder thätig waren alle arbeitenden Hände auch in dem belagerten Rom. Tag und Nacht ward an den Festungswerken gearbeitet; die unterirdischen Kanäle der von den Gothen abgeschnittenen Wasserleitungen, welche so geräumig waren, daß ein Mann zu Pferde sich darin bewegen konnte, wurden zugemauert, und mit ungeheuer großen Steinen ver-

[illegible]. Statt der, durch eben diese Wasserleitun-
gen in Bewegung gesetzten, aber nun aus Mangel an
Wasser stillstehenden Mühlen, wurden unterhalb der
Tiber eine Menge Schiffmühlen erbauet und dadurch
der nun mangelnde Dienst der erstern ersetzt. Auch
neue Kriegsmaschinen, besonders Katapulte, ließ Be-
lisarius bauen; und alle Werkstätten Roms waren Tag
und Nacht mit Verfertigung neuer Waffen und anderer
Angriffs- und Vertheidigungswerkzeuge beschäftigt.

6. Bevor noch Vitiges seine Zurüstungen been-
digt hatte, suchte er die Gemüther der Einwohner von
Rom gegen Belisarius zu erregen. Gothische Offi-
ciere kamen öfters an die Stadtmauern und knüpften
mit den droben stehenden eingebornen Römern allerlei
Gespräche an, welche gewöhnlich dahin hinausliefen,
die Griechen den Römern verhaßt zu machen und
die Letztern an den glücklichen und blühenden Zustand
Italiens unter der Regierung der gothischen Könige zu
erinnern. „Hat," sagte einer dieser Gothen, „Ita-
lien je aus Griechenland Etwas anders kommen ge-
sehen, als Comödianten und Possenreisser?" — Diese
und ähnliche, beleidigende Reden wurden gewöhnlich
mit einem, Verachtung an Tag gebenden Stillschwei-
gen erwiedert. Aber Vitiges, in der festen Ueberzeu-
gung, daß gewiß die vornehmen und reichen Römer
über eine, wo nicht völliges Verderben, doch wenig-
stens Drangsale und Elend jeder Art über ihre Stadt
herbeiführende Belagerung höchst mißvergnügt seyn
mußten, sandte mit Aufträgen nun auch einen Offi-
cier, nicht blos an den Belisar, sondern zugleich an
den ganzen römischen Senat. In Gegenwart sämmt-
licher Senatoren sagte dieser Gothe dem kaiserlichen
Feldherrn: „Wenn die Griechen nach Italien gekom-
„men sind, um sich mit den Gothen zu schlagen; so
„haben sie ja jetzt Königs Vitiges Lager vor ihren

„Augen. Sie mögen nicht unnütz [illegible] den Kampf beginnen und nicht eine Stadt in das Verderben stürzen, welche der große Theoderich mit „Wohlthaten überhäuft hat und gegen die, trotz ihres „an den Gothen begangenen Unrechts, noch König „Vitiges noch wohlwollend gesinnt ist, und daher den „Griechen, wenn sie Rom verlassen wollen, mit allen „ihren Wagen, Pferden und Vorräthen, nicht nur „freien Abzug aus der Stadt, sondern auch aus ganz „Italien gestatten will." — Belisarius antwortete in wenigen Worten, daß er nicht gewohnt sey, bei seinen Feinden sich Raths zu erholen, wann und zu welcher Stunde er ein Treffen liefern soll. Er werde sich schlagen, sobald es ihm gefalle und er es für gut finde. Rom habe von jeher den römischen Kaisern gehört, und aus diesem Grunde er sich auch für berechtigt gehalten, es zu besetzen; und so lange ein lebendiger Athemzug in ihm wäre, würden die Gothen es ihm nie mehr entreißen.

Zu einem Hauptsturme, auf der gänzlich von den Gothen besetzten Frontlinie, führte Vitiges am folgenden Tage das Heer aus seinen Lagern. Furcht und Schrecken ergriff die Einwohner Roms, als sie von ihren Mauern herab die furchtbaren, wandelnden Thürme und Gerüste mit allen Werkzeugen der Zerstörung sich nähern sahen; aber laut lachte Belisarius bei diesem Anblicke. Die in banger und ängstlicher Erwartung stehenden römischen Stadtbürger wußten dieses Lachen des Feldherrn nicht zu deuten. Belisarius befahl den Bogenschützen, nicht eher zu schießen, als bis er ihnen das Zeichen dazu geben würde. Schreckliches Getös und wildes Geschrei zahlloser Stimmen herrschte in dem Heere der Gothen; dumpfe verhängnißvolle Stille auf den bedroheten Mauern der Stadt. Von einem ihm nahe stehenden Schützen

läßt Belisarius sich endlich den Bogen geben, schnellt mit nervigem Arme den Pfeil ab, und durchbohrt einem gothischen Anführer den Hals. Ein zweiter Pfeil, nicht minder tödtlich als der erste, streckt auch noch einen andern gothischen Officier zu Boden. Lauter Jubel erschallt jetzt auf den Mauern; denn man hielt den Fall zweier feindlichen Anführer für eine den Sieg verkündende Vorbedeutung. Jetzt gibt Belisarius den Bogenschützen das Zeichen zum Angriff. Aber dem schon früher erhaltenen Befehle zu Folge, spannen diese ihre Bogen nicht auf die Menschen, sondern auf die ziehenden Pferde und Ochsen. In wenigen Augenblicken liegt alles Zugvieh todt auf der Erde und alle Thürme, Gerüste, sammt den furchtbaren Maschinen stehen unbeweglich stille. Wie vorhin der Feldherr, lacht nun auch die wieder muthig gewordene römische Stadtmiliz.

7. Voll Unmuth über das völlige Mißlingen eines Haupttheils seines Angriffsplanes, wendet Vitiges sich jetzt gegen andere Angriffspunkte der Stadt. Nur dem Scheine nach und um die Aufmerksamkeit der Römer irre zu leiten, wird der Sturm auf das Thor Salaria durch einen anhaltenden Pfeilregen der gothischen Bogenschützen noch fortgesetzt; aber gegen die Seite, wo das pränestinische Thor lag, und gegen Hadrian's Grabmahl der Hauptangriff gerichtet. Die Vertheidigung zusammenhangender Linien ist stets äusserst mißlich. Ging jetzt nur ein Theil verloren, so war auch ganz Rom sammt dem kleinen römischen Heere verloren. Aber in dem Heldenleben Belisar's war dieser Tag einer der schönsten. Sein großer Geist umfaßte alle Mittel des Angriffes und der Vertheidigung. Jeder Erfolg, wie jeder Wechsel des Glückes, war von ihm vorausgesehen und berechnet; und mitten im Gewühle des Kampfes und den Schrecken

des Todes, lenkte er mit einer, nur ihm eigenen Kraft der Seele, alle Ereignisse des blutigen Tages. Ueberall war er gegenwärtig; wo die Gefahr am größten war, blieb er am längsten, und wo er nicht seyn konnte, ersetzten klare, bestimmte und kurze Befehle den Mangel seiner Gegenwart. In der Gegend des pränestinischen Thores war die Mauer weniger hoch, und aus Mangel an Mannschaft am schwächsten besetzt. Hierher richteten also die Gothen vorzüglich ihren Angriff. Mauerbrecher und andere Maschinen glaubten sie hier nicht zu bedürfen. Einfache Sturmleitern schienen ihnen hinreichend, und die Hoffnung eines gewissen Sieges, verbunden mit der Aussicht auf eine ungeheure Beute verdoppelte ihre Anstrengungen. Constantinus, welcher auf Hadrian's Grabmal, das durch eine lange Mauer mit diesem Theile der Stadt verbunden war, den Oberbefehl führte, wurde bei Zeiten von der Gefahr des mit unglaublicher Hartnäckigkeit angegriffenen pränestinischen Thores benachrichtigt. Er kam von seiner Burg herab und schlug endlich nach langem und blutigem Kampfe die Gothen wieder zurück. Aber während seiner Abwesenheit hatten die Feinde nun auch seinen Posten, nämlich Hadrian's Grabmal, wüthend angegriffen. Durch einen langen und herrlichen Säulengang gedeckt, waren sie unter die Schußlinie der Balisten und anderer schwerer Wurfmaschinen gekommen und standen jetzt dicht am Fuße der Mauern. Schon waren die Sturmleitern angelegt, und der, durch den Ausfall des Constantinus, äußerst geschwächten Besatzung blieb nichts übrig, als die Bildsäulen der Götter und Helden, die unsterblichen Werke eines Praxiteles und Lysippus, diese kostbaren Ueberreste alter Kunst, von ihren Fußgestellen herunter zu reissen und den Stürmenden entgegen zu schleudern. Die ungeheuern Steinmassen zerschmetterten eine Menge Gothen.

Demungeachtet wiederholten sie öfters den Versuch, die Mauern zu ersteigen; aber stets mit gleich unglücklichem Erfolge; so daß, als nun auch Constantinus mit dem übrigen Theile der Besatzung wieder zurückkam, die Gothen von dem Sturme der Hadrian's Burg abließen und, gedeckt durch den Säulengang gegen das Spiel der Balisten und Catapulten, in ziemlicher Ordnung sich zurückzogen. — Wüthend und mit unbeschreiblicher Erbitterung ward den ganzen Tag über auf allen Punkten gefochten. Ueberall wurden die Gothen zurückgeschlagen. Der Tag begann sich zu neigen; und Vitiges, ohne Hoffnung, die Stadt heute mehr zu erstürmen, ließ endlich zum Rückzuge blasen. Sogleich that Belisarius einen Ausfall, und steckte alle feindlichen Thürme, Gerüste und Maschinen in Brand. Die am Morgen des Tages, bei dem Anblicke dieser furchtbaren Zerstörungswerkzeuge erblaßten und zagenden römischen Stadtmilizen hatten nun das Schauspiel eines sie wahrhaft ergötzenden Feuerwerks; und bei dem Brande der feindlichen Maschinen ward ihr eigener Muth so sehr entflammt, daß sie ebenfalls einen Ausfall thaten, sich unter Belisarius den Feind verfolgende Veteranen mischten und, da sie nun nicht das Mindeste mehr zu befürchten hatten, noch manchen braven Gothen rückwärts tödteten.

8. Ohne die Verwundeten zu zählen, hatte Vitiges an diesem für ihn so unglücklichen Tage mehr als dreißigtausend Mann blos an Todten verloren; und dieser beinahe unglaubliche Verlust machte einen solchen Eindruck auf die Gothen, daß sie von jetzt an keinen Sturm mehr wagten; und die Belagerung Roms in eine förmliche Blokade verwandelt ward.

Um Procops Erzählungen zu folgen, glich das gothische Heer jetzt bei weitem nicht mehr jenem, mit welchem der große Theodorich die Eroberung Italiens einst so kühn unternahm und so glücklich vollendete. Die gothischen Bogenschützen waren mit den römischen gar nicht zu vergleichen; zudem fochten sie blos zu Fuße und hatten nicht Gewandtheit genug, um auch zu Pferde den Bogen mit Sicherheit zu führen. Endlich, und was für sie das schlimmste war, verstanden sie es nicht mehr, ihre Schlachtlinien gehörig zu entwickeln, oder, wenn sie sich entfaltet hatten, solche wenigstens nur einige Zeit auf gleicher Höhe zu erhalten. So wie dieselben sich in Bewegung setzten, schoben sie sich bald wieder in einzelne dichte Haufen zusammen, auf welche jeder Pfeil, jeder Wurfspieß seine tödtliche Wirkung nie verfehlen konnte. Der einzige Vortheil der Gothen gegen die Römer bestand blos in ihrer ganz unverhältnißmäßigen Mehrzahl physischer Streitkräfte. Auf jeden einzeln Römer konnte man füglich dreißig Gothen rechnen. Aber auch dieser Vortheil ward ihnen entrissen; denn was den Römern an Streitmassen und numerischer Stärke gebrach, ward durch des Feldherrn höhere Intelligenz, und dessen unglaubliche, moralische Macht über die Gemüther seiner Soldaten, mehr als hinreichend ersetzt.

XXXVIII.

1. Waren, des weiten Umkreises wegen, die Gothen vorher nicht im Stande gewesen, Rom völlig einzuschließen; so vermochten sie, nach dem ungeheuern Verluste an Todten und Verwundeten, es jetzt noch

um so viel weniger; Die ganze Frontlinie vom prenestinischen Thore bis zur St. Paulskirche blieb von ihnen unbesetzt, denn die lateinische und appische Straßen, wie auch jene von Ostia, standen zur Einfuhr nothwendiger Lebensmittel den Römern offen. Gothische Streifpartheien suchten zwar die Zufuhren aufzuheben, wurden aber von den von Belisarius ausgeschickten kleinen Reitergeschwaders gewöhnlich mit leichter Mühe zerstreut; besonders that die leichte numidische Cavallerie, welche Belisarius aus Afrika mitgebracht hatte, hierin treffliche Dienste. Indessen hatten die Gothen Porto besetzt. Die sicherste und kürzeste Verbindung mit der See ward Rom dadurch abgeschnitten, und den Feldherrn mußte dieser Verlust um so tiefer schmerzen, als dreihundert Mann hingereicht hätten, Porto zu vertheidigen, und der Mangel an Soldaten die einzige Ursache war, warum er diesen für Rom so ungemein wichtigen Posten unbesetzt hatte lassen müssen. *)

*) Nicht sehr weit von ihrem Ausflusse in das Meer theilt sich die Tiber in zwei Arme und bildet eine, ungefähr zweitausend Schritte breite Insel, welche die heilige Insel genannt ward. Am rechten Arme des Flusses lag die Stadt Porto mit ihrem Hafen, am linken die Stadt und der Hafen Ostia. Porto war von dem Kaiser Claudius erbauet und mit hohen und starken Festungswerken umgeben worden. Die Straße, welche von Porto nach dem nur fünf Stunden davon gelegenen Rom führte, war sehr eben, breit und bequem; da im Gegentheil der, von dem Kanale sich entfernende und daher ungleich weitere Weg von Ostia nach Rom, über eine mit Waldung bedeckte Gegend, durch viele Schluchten und enge Hohlwege sich dahin zog. Zudem gab es auch auf der linken Seite des Flusses, der steilen und felsigen Ufer wegen, keinen Leinpfad. Sobald also Kaiser Claudius den Hafen von Porto angelegt und die Stadt erbauet hätte, ward Ostia völlig vernachlässigt und gerieth bald in gänz-

2. Obschon die Korneinfuhren aus Sicilien die Fruchtspeicher Roms für jetzt gefüllt hatten; so war doch Belisarius vorzüglich darauf bedacht, die Einwohner Roms gegen Mangel oder gar Hungersnoth zu schützen. Während also ein Armeebefehl alle Officiere und Soldaten zwang, ihre männliche wie weibliche Dienerschaft zu entlassen, mußte Belisar sich auch jener blos verzehrenden, in einer Belagerung höchst lästigen Volksklasse dadurch zu entledigen, daß alle Weiber, Kinder, Greise und Sclaven Rom verlassen und in Campanien oder Sicilien eine Zufluchtsstätte suchen mußten.

3. Unaufhörlich wurden indessen die Gothen vom Belisarius in ihren Lagern beunruhigt. Jeden Tag hatten kleine Gefechte und einzelne Zweikämpfe statt; und durch Belisars höhere Kriegskunde geleitet, behielten auch stets die Römer darin die Oberhand. Vorzüglich zeichneten sich die Leibwachen durch Thaten beispiellosen Heldenmuths aus. Chorsamantes, einer derselben, griff mit fünf seiner Kameraden siebenzig gothische Reiter an und zwang sie zur Flucht. Als er aber die Fliehenden zu weit verfolgte, ward er, so

lichen Verfall. Zur Zeit des Belisarius war Porto eine schöne, wohlbefestigte, verhältnißmäßig ziemlich bevölkerte und durch Handel und den Gewinn von Transporten wohlhabende Stadt, während Ostia ein elender, menschenleerer Flecken war, der nicht einmal eine Mauer hatte. — Aus allem diesem ergibt sich die Wichtigkeit des Besitzes dieses Postens während der Belagerung. Da Belisar gezwungen war, ihn den Gothen zu überlassen; so mußte auch Rom auf alle die großen Vortheile verzichten, welche, durch die freie Communication mit der See, einer belagerten Stadt gewöhnlich zufließen. Von dem alten Porto ist heute zu Tage nichts mehr übrig, als blos der Name.

bald er dem gothischen Lager zu nahe kam, von seinen Kameraden verlassen, welche nach der Stadt zurückkehrten. Demungeachtet verfolgte Chorsamantes die Feinde noch bis an den Graben ihres Lagers. Eine Menge Gothen stürzte sich jetzt mit Lanzen und Schwertern auf den kühnen Ritter. Aber Chorsamantes that solche Wunder der Tapferkeit, daß, als er schwer verwundet sich endlich aus dem Gefechte zurückzog, es keiner der Gothen wagte, den Helden zu verfolgen. Die Ungeduld, einige Zeit nicht gegen die Feinde kämpfen zu dürfen, plagte den brausenden Chorsamantes ungleich mehr, als seine empfangenen Wunden ihn schmerzten. Als er geheilet war, schwur er, benebelt von den Dünsten des Weins, daß er, um an den Gothen sich zu rächen, ganz allein das feindliche Lager angreifen wolle. Was Chorsamantes gewöhnlich im Rausche beschloß, führte er nachher nüchtern aus. Unter dem Vorgeben, er habe Befehle des Feldherrn an einen äußern Posten zu überbringen, ließ er sich das salarische Thor öffnen, und sprengte gegen das gothische Lager hin. Die Gothen glaubten, es sey ein Ueberläufer. Als aber Chorsamantes einige von der Wache niederrannte, stürzte eine ganze Reiterabtheilung sich über den Tollkühnen her. Rechts und links führte dieser nun furchtbare Streiche, tödtete eine Menge Feinde, wollte, obgleich schwer verwundet, dennoch von dem Schlachtfelde nicht weichen, und fiel endlich, nachdem er gegen dreißig Feinde erschlagen hatte, von Pfeilen und Wurfspießen durchbohrt, ein Opfer seiner, zu einer Art von Wuth gewordenen Tollkühnheit. Das ganze Heer trauerte über den Verlust eines solchen Helden, und selbst Belisarius, obgleich er nicht lauter Soldaten dieser Art hätte haben mögen, beklagte doch aufrichtig den Tod eines Braven, der gerade in den entscheidenden Mo-

menten einer Schlachtkrise die trefflichsten Dienste hätte leisten können.

4. Diese, jeden Tag wiederholten Scharmützel hatten keinen andern Zweck, als die Gothen zu ermüden und, durch die täglichen kleinen Verluste, ihr Heer nach und nach immer mehr zu schwächen. Oft leitete Belisarius selbst dergleichen Gefechte; und da er stets den schicklichsten Zeitpunkt und das günstigste Terrain wählte, durch die kupferne, stark tönende Reitertrompete das Zeichen zum raschen Angriffe selbst geben ließ, aber auch, sobald er bemerkte, daß die Anzahl der Feinde unverhältnißmäßig anwuchs, durch die von Leder und leichtem Holze verfertigte Infanterietrompete, die Losung zum schnellen Rückzuge gab; so kamen seine Soldaten gewöhnlich entweder ohne allen, oder doch nur mit sehr unbedeutendem Verluste aus dem Gefechte wieder zurück; während die Gothen, in einem Zeitraume von fünf bis sechs Monaten, gegen fünftausend Mann ihrer besten Truppen dadurch verloren. Nach einem dergleichen Gefechte geschah es einmal, daß ein römischer Soldat, da es schon anfing Nacht zu werden, in eine tiefe Grube stürzte. Aus Furcht, den Gothen in die Hände zu fallen, wagte er es nicht, um Hülfe zu rufen. Aber bald darauf begegnete auch einem Gothen der nämliche Unfall. Die Gleichheit des Mißgeschickes und der Verlegenheit ihrer Lage machte in wenigen Augenblicken aus den zwei Feinden zwei treuherzige Freunde. Sie kamen mit einander überein, zu gleicher Zeit um Hülfe zu rufen; der Eine in römischer, der Andere in gothischer Sprache. Die, welche zuerst herbeieilten, waren Gothen. Als diese in die Grube hinunter riefen, um zu forschen, wer darin wäre, gab der Gothe allein Antwort. Unverzüglich ward ein Seil herabgelassen. Aber wie staunten nicht die droben

fechtenden Gothen, als sie sahen, daß sie einen römi-
schen Soldaten hinaufgezogen hatten. Aber nun fing
der Gothe in der Grube wieder an zu rufen. Das
Seil mußte also zum zweitenmale hinuntergelassen
werden; und der brave Gothe bewirkte nun bei seinen
gutmüthigen Landsleuten, daß sie dem Gefährten
seines Unfalles die Freiheit schenkten, und ungekränkt
nach Rom ihn zurückkehren ließen.

5. Die vielen einzelnen über die Gothen errun-
genen Vortheile entflammten immer mehr den Muth
der Soldaten, erzeugten auch besonders unter den
im Anfange der Belagerung, unter den Fahnen einge-
reiheten, gebornen Römern, eine gänzliche Verach-
tung des Feindes und eben daher ein ungestümes Ver-
langen, demselben endlich einmal eine Hauptschlacht
zu liefern. Da sie die Mühseligkeiten einer langen
Belagerung zu fühlen anfingen, und mit den Gefah-
ren einer Schlacht noch nicht bekannt waren; so war
es natürlich, daß sie, durch ein entscheidendes Tref-
fen, der Belagerung ein Ende zu machen wünschten.
Dem Ungestüme der Soldaten und des Volkes glaubte
Belisarius nachgeben zu müssen, und entschloß sich zu
einer entscheidenden Schlacht. Jenseits der Tiber
stand ein sehr bedeutendes gothisches Corps. Diesem
entgegen sandte Belisar den Valentin mit einigen Rei-
terhaufen. Er gab ihm den Befehl, stets Miene zu
machen, den Feind angreifen zu wollen, ohne jedoch
ihn wirklich anzugreifen; denn Belisars Absicht ging
blos dahin, jenes Corps in Unthätigkeit zu erhalten,
es zu verhindern, über die milvische Brücke zu gehen
und mit der Hauptarmee des Vitiges sich zu vereini-
gen. Unglücklicher Weise hatte Belisar auch die römi-
schen Stadtmilizen an diesem Tage dem Valentin un-
tergeordnet. Indessen waren sie doch von den römi-
schen Reiterhaufen so weit entfernt gestellt, daß sie

nicht leicht zum Treffen kommen, jedoch dem Feinde,
der sie für den Nachtrab des Valentinischen Corps
halten mußte, in der Ferne große Besorgnisse erregen
und dessen Bewegungen in steter Unthätigkeit erhalten
konnten. Belisarius selbst zog mit der Hauptarmee —
wenn man anders einem Corps von kaum viertausend
Mann diesen Namen geben darf — durch das pinciani-
sche und salarianische Thor dem Feinde entgegen.

6. Die Schlacht begann mit Anbruch des Tages.
Aber die römischen Stadtmilizen, welche unter dem
Befehle des Valentin standen, voll stolzen Selbstver-
trauens, wurden ihrer Unthätigkeit bald müde, rück-
ten, ohne mehr auf das Gebot und die Ermahnungen
ihres Anführers zu horchen, den Gothen entgegen,
griffen sie muthig an, und schlugen sie glücklich in die
Flucht. Brachen sie jetzt die milvische Brücke ab,
griffen sie das Hauptcorps des Vitiges im Rücken an;
so war der Sieg für Belisarius entschieden. Aber
statt dessen fielen sie sogleich raubend und plündernd
über das kleine Lager der Gothen her, verließen ihre
Reihen und Glieder, zerstreuten sich in kleine Haufen
von vier bis fünf Mann und hatten keinen andern
Gedanken, als Beute zu machen. Die Gothen, die
nicht nach ihrem Hauptlager, sondern auf die nächst-
liegenden Anhöhen geflohen waren, und jetzt die Un-
ordnung und Verwirrung dieses römischen Corps be-
merkten, kamen plötzlich von den Höhen herab, über-
fielen die Plünderer und hieben sie insgesammt in
Stücken; auch nicht ein einziger Mann entkam ihrem
Schwert. Aber nun zogen die Gothen, ungleich klü-
ger als die römischen Stadtmilizen, sich nach ihrem
Siege sogleich rechts seitwärts und fielen dem Belisa-
rius selbst in den Rücken. Mit seinen, in einer
ungeheuern Ebene, ausgedehnten viertausend Mann
hatte Belisarius schon den größten Theil des Tages

mit der größten Tapferkeit gegen das ganze Heer der Gothen gefochten. Aber stets von neuen gothischen Haufen angegriffen, waren seine Leute schon ziemlich ermüdet, als nun auch dieses Corps von jenseits der Tiber ihm in Rücken kam. Um einer völligen Niederlage vorzubeugen, ließ Belisarius zum schnellen Rückzuge blasen. Aber von den in zahlreichen Massen jetzt von allen Seiten hervorbrechenden Gothen heftig verfolgt, löste sich der Rückzug der Römer bald in eine förmliche Flucht auf; und bei einem Engpasse, den sie nicht umgehen konnten, würden sie einen furchtbaren Verlust, eine der blutigsten Niederlagen erlitten haben, hätte nicht abermal der Heroismus der Leibwachen das fliehende Heer gerettet. Einzelne Officiere dieser heldenmüthigen Schaar warfen sich gegen die feindlichen Colonnen entgegen, und hielten, trotz der vielen erhaltenen Wunden, sie so lange auf, bis das kleine römische Heer durch das gefährliche Defilee sich glücklich hindurch gewunden hatte. Aber mit den fliehenden Römern kamen die verfolgenden Gothen zu gleicher Zeit vor den Thoren von Rom an. Diese zu öffnen, war jetzt durchaus nicht möglich; und zwischen den Stadtmauern und dem Graben würde nun ein neues, allem Ansehen nach für die Römer höchst verderbliches Gefecht begonnen haben, hätte nicht Belisarius Vorsicht schon früher diesen Theil der Mauer mit einer großen Anzahl geübter Bogenschützen besetzt. Diese sandten jetzt einen Hagel von Pfeilen auf die Feinde herab; und als die Gothen gar noch sahen, daß man auch die, von ihnen so sehr gefürchteten Balisten auf sie richte; so nahmen sie, unter vielen Schmähungen auf die Römer, nun auch ihrer Seits die Flucht und gingen in ihr Lager wieder zurück. Für Belisarius war indessen die Schlacht verloren; jedoch sein Feldherrn-Ruhm dadurch nicht befleckt;

denn mit kaum viertausend Mann hatte er ein Heer von beinahe achtzigtausend Mann angegriffen, einen ganzen Tag hindurch dasselbe im Athem erhalten, viele Feinde getödtet und, durch einzelne Thaten beispiellosen Heroismus, den Waffenruhm des kaiserlichen Heeres auf das neue wieder verherrlicht. Auch die Soldaten, wie die Römer, waren jetzt von ihrem dünkelhaften Selbstvertrauen geheilet. Mit [illegible] Forderungen drangen sie nun nicht mehr in ihren Feldherrn, sondern überließen schweigend und gehorchend die fernere Leitung aller Kriegsvorfälle Belisars bekannter höherer Einsicht und Klugheit.

7. Ungeachtet aller angewandten Sorgfalt, Rom gegen den ärgsten Feind einer belagerten Stadt, nämlich gegen den Hunger zu schützen, waren jetzt dennoch beinahe alle Fruchtspeicher in Rom erschöpft. Den Soldaten fehlte es zwar noch nicht an Brod, und eben so wenig den Pferden an Futter; aber das Volk war schon dem Mangel Preis gegeben, und verschiedene, durch ungesunde Nahrung herbeigeführte ansteckende Krankheiten vermehrten das Elend und den Jammer der Einwohner. Belisar war nicht taub gegen ihre gerechten Klagen. Er zeigte ihnen die zärtlichste Theilnahme, verwarf jedoch mit Stolz alle ihm gemachten Vorschläge einer Räumung der Stadt durch Flucht oder Capitulation, und suchte ihren sinkenden Muth durch die beruhigende Aussicht auf einen nahen und sichern Entsatz wieder zu beleben. Aber bei aller seiner väterlichen Theilnahme an den Leiden der Römer, vernachlässigte Belisarius doch auch nichts, um sich gegen alle möglichen Folgen der, durch gefühlten Mangel, jetzt immer mehr wankenden Treue der Einwohner zu schützen. Die Befehlshaber an den Thoren wurden nun öfters gewechselt, die Posten auf den Wällen und Mauern vermehrt und jenseits des

Verdens, auf allen nur einigermaßen gefährlichen Punkten, die nöthigen äußern Wachen ausgestellt. Um die in- und außerhalb der Mauern wachehaltenden Soldaten auch wirklich wach und munter zu erhalten, wurden, sobald es anfing dunkel zu werden, die Mauern der Stadt beleuchtet; auf allen Theilen derselben erscholl die ganze Nacht hindurch eine kriegerische Musik; Patrouillen gingen ununterbrochen hin und her; die Losungsworte wurden öfters verändert und endlich selbst die Treue und Wachsamkeit der großen mauritanischen Hunde, welche das Heer aus Afrika mitgebracht hatte, nicht unbenutzt gelassen. Der Verrätherei gab Belisarius nicht die mindeste Blöße; und einige Senatoren, welche derselben, obgleich nur von ferne verdächtig waren, mußten sogleich mit allen ihren Angehörigen die Stadt verlassen.

8. Indessen hatte Belisarius doch wirklich an den Kaiser geschrieben, demselben seine Siege und Eroberungen gemeldet, aber zugleich auch in den dringendsten Ausdrücken Geld zur Bezahlung des Heeres und eine Verstärkung an Truppen gefordert. Justinian, der gewöhnlich, wenn er ein großes Unternehmen begonnen hatte, es auch schon für vollendet hielt und daher wenig oder gar nicht mehr daran dachte, ward durch Belisars Schreiben aus seinem Schlummer geweckt. Zu Absendung des Geldes und Einschiffung neuer Truppen gab er sogleich die nöthigen Befehle; und dreitausend Isaurier und zweitausend Thracier durchsegelten jetzt wirklich schon das jonische Meer, um nächstens an den Küsten des südlichen Italiens zu landen.

9. Um einstweilen, so viel möglich, die durch Mangel an Lebensmitteln herbeigeführten Leiden der Römer zu lindern, sandte Belisar den Procopius nach

Campanien. Er gab ihm den Auftrag, alles dort vorfindliche Getraide aufzukaufen, so viele Schiffe, als er nur zusammenbringen könnte, damit zu laden, und auf denselben zugleich alle in Campanien zerstreuten Soldaten einschiffen zu lassen. Mit dieser kleinen Flotte sollte er in gröster Eile den Hafen von Ostia zu gewinnen suchen. Aber nichts beweiset Belisars Bewußtseyn seiner Ueberlegenheit über die Feinde mehr, als die unbegreifliche Kühnheit, mit welcher er, um die für die Besatzung bestimmten Vorräthe noch mehr zu schonen, sich jetzt eine Menge Detaschirungen erlaubte. Den Magnus und Sinthuas, zwei Offiziere seiner Garde, schickte er mit fünfhundert Mann nach Tivoli; den Gontharis mit einem Haufen Heruler nach Alba, den Martin und Trajan mit tausend Mann nach Terracina; und den Valerian mit allen Hunnen oberhalb der Tiber eine Meile von Rom. Wirft man einen Blick auf die Charte der Umgegend von Rom; so ergibt es sich, daß, durch diese ebenso weise als kühne Truppenvertheilung, die Gothen nun beinahe selbst in ihren Lagern belagert waren. Die ausgesandten Detaschements hatten den Befehl, die Gothen Tag und Nacht zu beunruhigen und unter der Vielheit und Heftigkeit ihrer Angriffe die eigene Schwäche ihrer Anzahl zu verbergen.

10. Aber auch in dem Heere des Vitiges herrschte seit einiger Zeit drückender Mangel an Lebensmitteln. Die ganze umliegende Gegend war durch Feuer und Schwert verwüstet. Die Zügellosigkeit der gothischen Soldaten, wie der völlige Mißmuth der Landesbewohner hatten zur Folge gehabt, daß in diesem Jahre die Aecker und Felder in dem mittlern Italien wenig oder gar nicht waren bestellt worden; und Seuchen und pestartige Krankheiten wütheten nun in den Lagern der Gothen noch ärger, als selbst in der belager-

der Stadt. Was aber den Gothen vollends allen Muth benahm, war die sichere Kunde von der Landung eines neuen kaiserlichen Heeres bei Neapel. Die von Justinian gesandten Hülfsvölker waren wirklich angekommen. Wie gewöhnlich hatte das Gerücht die Zahl und Stärke derselben übertrieben; und Vitiges, jetzt ohne Hoffnung, Rom zu erobern, und noch viel weniger, die Kaiserlichen wieder aus Italien zu vertreiben, entschloß sich abermals, mit dem römischen Feldherrn wieder neue Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Im Namen des Königs und der Nation erboten sich die gothischen Gesandten, die Insel Sicilien, Neapel und ganz Unteritalien an Justinian abzutreten, und für den ruhigen Besitz des übrigen, freilich noch ungleich größern Theils von Italien, dem Kaiser einen jährlichen Tribut zu entrichten. Belisar verwarf alle Anträge und Friedensvorschläge der Gothen*), setzte aber mit arglistiger Schlauheit hinzu, daß, wenn der Kaiser ihnen den Frieden schenken wollte, er dem Abschlusse desselben keine Schwierigkeiten entgegensetzen würde. Nach Constantinopel möchten sie also gehen, und die Entscheidung über Krieg oder Frieden aus dem Munde des Kaisers selbst vernehmen. Bis diese Entschei-

*) Ueber die von den Gothen angebotenen Länderabtretungen erlaubte sich Belisar gegen die Gesandten einen nicht ganz edelmüthigen Scherz. Da sie, sagte er ihnen, so gutmüthig wären, um dem Kaiser die Insel Sicilien abzutreten, so sey er geneigt, gegen sie nicht minder großmüthig zu seyn, und im Namen des Kaisers ihnen die noch weit größere Insel Britanien abzutreten. — Dem Stolz Hohn entgegen zu setzen, ist bisweilen erlaubt; aber einem gedemüthigten, tiefgebeugten Feinde durch höhnende Worte die Schläge des Schicksals noch schmerzhafter empfinden zu lassen, dieß ist nicht gerade sehr edel.

dung erfolgt seyn würde, sey er bereit, einen drey monatlichen Waffenstillstand eintreten zu lassen *).

11. Gerne nahmen Vitiges und seine Gothen Belisars Vorschlag an. Gesandte wurden nach Constantinopel abgeordnet und ein Waffenstillstand vom Wintersolstiz bis zur Frühlings-Nachtgleiche kam zu Stande. Aber bevor man sich noch über die Bedingungen des Waffenstillstandes verstanden und die Geisseln gegenseitig ausgeliefert hatte, waren schon Procopius mit Wein und Mehl beladene Schiffe und alle von Constantinopel zur See angekommene Verstärkungstruppen bei der Mündung der Tiber angelangt. Der Transport der angelangten Kriegsvorräthe nach Rom war indessen sehr gefährlich und mit den größten Schwierigkeiten verbunden; denn Portus und die beiden Ufer der Tiber bis nächst an die Stadt waren in der Gewalt der Feinde. Zum Glücke hielten die Gothen die angekommenen Truppen blos für den Vortrab eines Heeres; und endlich waren sie auch besorgt, durch einen unzeitigen Angriff auf die römischen Transportschiffe und Transportwägen, den Abschluß des Waffenstillstandes, dessen sie ebenfalls sehr benöthigt waren, wo nicht gänzlich zu verhindern, doch wenigstens sehr zu verzögern; sie verhielten sich daher ruhig; und Alles, Mannschaft wie Lebensmittel [illegible]

*) Belisar wollte durchaus nichts von einem Frieden mit den Gothen wissen. Er bewies dieses nachher sehr überzeugend, indem er, selbst unter der Gefahr, in die Ungnade des Kaisers zu fallen, sich der Vollziehung eines, von Justinian selbst schon abgeschlossenen und unterzeichneten Friedensvertrages widersetzte. Jetzt führte er diese Sprache blos, um die Gothen dahin zu bringen, daß sie einen Waffenstillstand begehren möchten, der ihm selbst und seinem Heere eben so nothwendig war, als den Gothen.

tel, kam glücklich in Rom und zum größten Jubel der ausgehungerten Einwohner an.

12. Sobald der Waffenstillstand geschlossen war, zog Vitiges, aus Furcht oder durch Hunger gezwungen, die Besatzungen von Alba, Porto und Centumcelli (heute zu Tage Civita Vechia) wieder an sich. Unverzüglich wurden alle diese Posten von Belisarius besetzt, auch die Besatzungen von Narni, Spoleto und Perugia verstärkt. Vitiges klagte über Verletzung des geschlossenen Waffenstillstandes. Belisar lachte dazu und ließ dem Gothenkönige sagen, daß es sonderbar von ihm wäre, dasjenige nicht verlieren zu wollen, was er doch selbst eingestehe, nicht behalten zu können. Indessen ward dadurch schon wieder der Keim zu gegenseitigem, immer wachsenden Mißtrauen gelegt. Belisar vermuthete, daß die Gothen den Waffenstillstand bald brechen würden, und die Gothen waren der Meinung, daß Belisar ihn schon gebrochen hätte.

13. Mit den aus Griechenland angelangten Verstärkungstruppen war auch des edeln, aber unglücklichen Vitalians Neffe, Johannes, angekommen. Derselbe war ein thätiger, tapferer, des Krieges kundiger, aber ungemein wilder Anführer. Die Geschichtschreiber jener Zeit bezeichnen ihn mit dem Beinamen: der Blutdürstige; wo er hinkam, folgte das Verderben ihm auf dem Fuße; denn Raub, Mord und Brand waren seine steten Begleiter. Diesen Johannes schickte Belisar mit zweitausend ausgesuchten Reitern an die Grenze von Picenum an dem adriatischen Meere. Er gab ihm den Befehl, in diese Provinz einzufallen, sobald die Feinde den Waffenstillstand gebrochen haben würden. Die Landschaft Picenum lag dem Heere des Vitiges im Rücken und

war durch die Apenninen von dem Schauplatze des Krieges getrennt. Die Gothen hatten also ihre Frauen, ihre Schätze und alle ihre Kostbarkeiten dahin gebracht und, eine solche kühne Diversion von Seite der Römer nicht erwartend, die gesammte waffenfähige Mannschaft der Provinz zu dem Hauptheere des Vitiges stoßen lassen. Der Fang war demnach leicht und die Beute unermeßlich.

14. Des Johannes wilder Ungestüm erlaubte demselben nicht, das Ende des Waffenstillstandes abzuwarten. Er fiel in Picenum ein, verheerte mit Feuer und Schwert die ganze Gegend zwischen den Apenninen und dem adriatischen Meere, schlug den Ulitheus, einen Oheim des Vitiges, in die Flucht, überrumpelte und eroberte das, nur eine Tagreise von dem Sitze des gothischen Reiches, von Ravenna nämlich, gelegene Rimini, und brachte die ganze ungeheure Beute, und alle die zahllosen Gefangenen, welche er gemacht hatte, in dieser Festung in Sicherheit.

15. Um die nämliche Zeit war auch der mailändische Bischof Dacius bei Belisarius in Rom angelangt. Er stellte dem Feldherrn vor, wie sehnlich Liguriens Einwohner längst schon gewünscht hätten, das ihnen so verhaßte Joch arianischer Herrschaft abzuwerfen; der günstigste Zeitpunkt hiezu sey jetzt eingetreten; alle Gemüther in der Provinz wären in Gährung, und es bedürfte nur einer kleinen militärischen Macht, um die Anstrengungen der Einwohner zu unterstützen, und Mailand und ganz Ligurien der römischen Herrschaft zu unterwerfen. Belisar, der die Wichtigkeit des Besitzes von Mailand einsah, schickte sogleich Tausend Isaurier und Thracier nach Ligurien. Die Einwohner der Pro-

ving griffen nun zu den Waffen. Ueberall wurden die Gothen vertrieben, und das damals schon sehr große und bevölkerte Mailand, das Bollwerk des nördlichen Italiens öffnete den Römern seine Thore.

16. Nur mit dem größten Widerwillen hatte Mathasunta ihre Hand dem Emporkömmling Vitiges gereicht. Drohungen jeder Art hatten sie dazu gezwungen; und von ganzem Herzen verabscheuete sie nun auch einen Gemahl, der mit Gewalt und unter Drohungen sich ihr aufgedrungen hatte. Vitiges ruhmloser Feldzug hatte dessen frühern Feldherrn-Ruhm völlig verdunkelt, und zu dem Haß gegen ihren Gemahl gesellte sich in Mathasuntas Herz nun auch noch Verachtung gegen den, von einer Handvoll Römer besiegten König. Sobald also die Römer im Besitz der, Ravenna so nahe gelegenen Feste Rinipi waren, ließ Mathasunta sich mit dem Johannes in ein geheimes Einverständniß ein, ermunterte ihn, sie von ihrem Tyrannen zu befreien, vor Ravenna zu rücken und sich der, bis jetzt noch nie bezwungenen, gothischen Residenz zu bemächtigen. Sie versprach, auch ihrer Seits nicht unthätig zu bleiben und zu Eroberung der Stadt ihm nach allen Kräften behülflich zu seyn. Um ihn noch mehr anzufeuern, machte sie ihm, obgleich nur noch von Ferne, die für ihn so schmeichelhafte Hoffnung, daß vielleicht die Hand von Amalasunthas erlauchter Tochter dem Eroberer Ravennas zum Lohn werden könnte.

17. In dem Lager des Vitiges kamen nun Boten über Boten mit der traurigen Nachricht an, Johannes habe alles Land zwischen den Apenninen und dem Meer mit Feuer und Schwert verheert, aus Picinum den ganzen Reichthum der Ra

lion und eine zahllose Menge Gefangener hinweg-
geschleppt, Ulitheus, den Oheim des Königs, ge-
schlagen, sich Meister von Rimini gemacht, und be-
drohe nun gar Ravenna, den Mittelpunkt der jetzt
ohnehin nur noch auf Weniges beschränkten gothi-
schen Gesammtmacht. Endlich ward Vitiges noch
gemeldet: auf seiner Gemahlin laste der Verdacht
schändlicher Treulosigkeit, und man habe Grund zu
vermuthen, daß sie mit den Römern in geheimen
Unterhandlungen stünde; nur seine schleunige Rück-
kehr könne innern Verrath und häusliche Gährun-
gen dämpfen, die bei dem gegenwärtigen Unglück
der Nation und der allgemeinen Verwirrung das
Schlimmste zur Folge haben müßten.

18. Vitiges, vom Schicksal gebeugt und von
allen Seiten von Feinden umgeben, entschloß sich
zum Abzug. Bevor er jedoch diesen Entschluß aus-
führte, wollte er noch einen und zwar den letzten
Versuch machen, Rom bei nächtlichem Ueberfall zu
erstürmen. Der Waffenstillstand war zwar noch
nicht abgelaufen, aber beide Theile hatten ihn bis-
her nicht sehr gewissenhaft beobachtet, und in jedem
Falle, dachte Vitiges, könnte sehr wohl, wenn das
Unternehmen gelänge, der glückliche Erfolg dasselbe
auch rechtfertigen. Die Gothen hatten in einer
Wasserleitung einen geheimen Durchweg entdeckt.
Durch diesen wollte Vitiges einen Theil seiner Leute
in die Stadt bringen, aber zugleich auch die, unter
dem Schutz des Waffenstillstandes, gar nicht oder
nur schwach besetzten Mauern auf der Seite des
Pincianischen Thores angreifen. Aber weder das
Eine noch das Andere wollte gelingen. Die, welche
in die Stadt durch den unterirdischen Gang ein-
dringen sollten, fanden auf der Mitte ihres Weges
denselben zugemauert und mit schweren Steinen

[illegible] unerreichbarer Dinge mußten sie also wieder zurückkehren. Demungeachtet ließ Vitiges das [illegible] Sturme [illegible]. Aber Ildiger, einer der tapfersten römischen Officiere, befehligte in dieser Nacht sämmtliche äußere Wachen. Gerade im Begriffe, die Ronde zu machen, entdeckt er den heranrückenden Feind, rafft, ohne einen Augenblick Zeit zu verlieren, so viele Leute zusammen, als in der Eile möglich ist, und wirft sich damit den Gothen entgegen. Die Dunkelheit der Nacht verbarg die schwache Anzahl der Römer, aber das Geräusch der Waffen und Geschrei der Kämpfenden verrieth allen Wachen und Posten den Anmarsch des Feindes. Die ganze Stadt gerieth jetzt in Bewegung. Belisarius und seine Veteranen eilen auf die Mauern. In einem Augenblicke sind alle Theile derselben beleuchtet, alle Balisten und furchtbare Wurfmaschinen auf den heranrückenden Feind gerichtet; und die Gothen, deren Angriff blos auf einen plötzlichen Ueberfall schwach besetzter Mauern berechnet war, ziehen, voll Unwillen über die ihnen abermal fehlgeschlagene Hoffnung, wieder in ihr Lager zurück.

19. Indessen hätte die Verrätherei zweier römischer Bürger dem Vitiges beinahe auch jetzt noch zum Herrn von Rom gemacht. Beide Verräther wohnten in dem Viertel der St. Peterskirche, nahe an der Mauer, deren Fuß die Tiber bespülte und die daher, weil der Fluß ohnehin schon jeden feindlichen Angriff erschwerte, oder beinahe unmöglich machte, auch ziemlich niedrig und noch überdieß von Thürmen entblößt war. Gewöhnlich hatte hier nur ein ganz schwaches Commando von höchstens 12 bis 15 Mann die Wache. Oft waren jene beiden Bürger bisher des Abends auf die Wache gekommen, hatten die Soldaten mit Wein regalirt und sich einige Zeit

mit ihnen unterhalten. Durch grosse Geldsummen vom Vitiges gewonnen, versprachen sie ihm, einen sehr wirksamen Schlaftrunk unter den Wein zu mischen, und die ganze Wache damit einzuschläfern. Die Gothen sollten etwas weiter oberhalb des Flusses Fahrzeuge in Bereitschaft halten, auf ein gewisses mit ihnen verabredetes Zeichen, in der größten Stille an diese Stelle der Mauer herabfahren und dann mit Hülfe der beiden erkauften Verräther mittels Strickleitern sie erklimmen. Schon war zu Ausführung dieses Planes eine dunkle, vom Monde nicht erleuchtete Nacht bestimmt. Aber bei Einem der beiden Schelme erwachte jetzt plötzlich das Gewissen. Er schauderte vor dem Gedanken zurück, so viele Tausende und abermal Tausende seiner Mitbürger in Tod und Verderben zu stürzen, ging daher zu dem Feldherrn, ward sein eigener Ankläger und entdeckte zugleich auch den Namen seines Mitverschwornen. Des freien Bekenntnisses wegen ward ihm Straflosigkeit zugesichert. Aber den Andern ließ Belisarius auf der Stelle ergreifen, ihm die Nase und Ohren abschneiden, auf einen Esel setzen und in das Lager des Vitiges hinüber führen. Hieran erkannten nun die Gothen sogleich, daß Belisarius Wachsamkeit ihnen auch diesen Plan wieder vereitelt habe und, ohne Hoffnung, so lange dieser Feldherr in Rom wäre, sich je der Stadt zu bemächtigen, dabei an Allem Mangel leidend und vom Hunger gequält, drangen sie nun unter tumultuarischem Geschrei auf schleunigen Abzug; und zwar bevor noch der Waffenstillstand völlig abgelaufen wäre, und Belisarius seine ausgeschickten Reiterhaufen wieder zusammengezogen hätte.

20. Dem ungestümen Verlangen des Heeres mußte Vitiges sich fügen. Die Belagerer verbrannten ihre Zelte; und entkräftet, traurig und muth-

los zogen sie insgesammt auf der Straße nach Tuscien ab. Aber ungestraft wollte Belisarius sie auch nicht einmal abziehen lassen. Als er von einem der Thürme Roms herab die Marschordnung des feindlichen Heeres überschaute, ließ er es ziehen, bis die Hälfte desselben über der Milpischen Brücke jenseits des Stromes war. Aber nun befahl er seinen Veteranen, zu den Waffen zu greifen, stellte sich an ihre Spitze und griff mit seinem gewöhnlichen Ungestüm den Nachtrab des feindlichen Heeres an. Das Gefecht war eines der hitzigsten. Die Gothen schlugen sich mit der Wuth der Verzweifelung. Viele Römer wurden getödtet; aber endlich entschied doch wieder der Heldenmuth der Garden des Belisarius das Schicksal des Tages. Einer derselben, Namens Mundillas, erschlug mit eigener Hand vier der vornehmsten Gothischen Anführer. Ein anderer, Namens Longinus, stürzte, gleichsam als wenn er vorsätzlich den Tod des Helden suchte, sich Mitte in das Schlachtgetümmel, tödtete eine Menge Feinde, blieb aber ebenfalls, von zahllosen Wunden ganz entstellt, auf dem Schlachtfelde. Durch die Flucht der Gothen entstand nun auf der Brücke eine solche Verwirrung, daß sie in dem Gedränge sich gegenseitig mit ihren Waffen verwundeten, und viele von der Brücke in die Tiber stürzten.

20. Roms Belagerung hatte in dem Jahre 537 in den ersten Tagen des März begonnen, und ward nun am Ende eben dieses Monats im Jahre 538 wieder aufgehoben. Mit Ausnahme der Greise, Kinder und Frauen war beinahe die ganze Nation der Ostgothen nach und nach unter den Mauern Roms versammelt gewesen, und Procopius, ein Augenzeuge aller dieser Ereignisse, versichert, daß wenigstens ein Drittel dieser ungeheuern Menschen-

masse, theils in den vielen kleinen aber stets sehr blutigen Gefechten, theils durch Hungersnoth und pestartige Krankheiten dahin gerafft ward.

22. Einigemal war Rom schon belagert und stets in kurzer Zeit von ungleich schwächern Heeren genommen worden. Eine Stadt von solchem ungeheurem Umfange, besonders bei den zweideutigen Gesinnungen des größten Theils ihrer Einwohner, mit höchstens 4 bis 5000 Veteranen ein ganzes Jahr lang gegen einen, mehr als zweimal hundert Tausend Mann starken Feind zu vertheidigen, und diesen am Ende zu einem schmählichen, einer schimpflichen Flucht ähnlichen Abzug zu zwingen, ist offenbar eine Großthat, welche man von keinem, und selbst nicht von dem talentvollsten, kühnsten und thätigsten Heerführer erwarten kann. Aber Belisars Genie, vom Glück umarmt, machte das Unwahrscheinliche wahrscheinlich, das Unmögliche möglich. Gleich dem großen Macedonier, wußte er seine Person wie seine Streitkräfte in das Unendliche zu vervielfältigen. Sein großer Geist füllte jede Lücke, gebot selbst dem Zufall und ersetzte hundertfach Alles, was ihm und seinem Heere an physischen Mitteln und Kräften gebrach; und so war es offenbar nicht sowohl Rom, sondern blos Belisarius, welchen Vitiges in Rom belagerte. Aber vor der Glückssonne des griechischen Helden erblaßte der bisher so hell leuchtende Stern der gothischen Nation, und der Ueberwinder der Vandalen fand unter den Mauern von Rom einen neuen Lorberkranz, noch unverwelklicher als jener, welchen das befreiete Afrika vor fünf Jahren ihm dankbar gereicht hatte.

23. Aber je glorreicher und ruhmvoller diese, in der Kriegsgeschichte aller Völker unerhörte

Belagerung für den Helden des Morgenlandes war; um so mehr ist es zu bejammern, daß gegen das Ende derselben, und als der für die Römer so vortheilhafte Waffenstillstand mit den Gothen schon abgeschlossen war, unseliger Weise ein Ereigniß eintreten mußte, das den gerechten Stolz des Heeres eben so sehr beugte, als es den allgemeinen Jubel verminderte, überdieß den Kaiser und das Reich eines seiner tapfersten Feldherrn beraubte, dem Belisarius auf lange die Liebe und das Zutrauen seiner Offiziere entzog und endlich seinen bisher fleckenlos erhaltenen Feldherrnruhm mit einer, seines Namens unwürdigen Bluthat besudelte. — Um jedoch diese eben so unerwartete, als traurige Catastrophe in ihrem ganzen innern Zusammenhang und besonders die dabei mitwirkenden geheimen Triebfedern kennen zu lernen, wird es nothwendig seyn, in der Geschichte des Privatlebens unsers Helden um einige Jahre zurückzugehen.

XXXIX.

1. Daß Belisars unwürdige Gattin, der schändlichen Antonina Mutter eine gemeine Theaterbuhlerin und der Vater ein verächtlicher Wagenführer in der Rennbahn von Constantinopel war; daß die Tochter, bevor sie an Belisar vermählt ward, schon einen Mann und nebst diesem eine endlose Reihe liederlicher Jünglinge als Liebhaber umarmt hatte; daß Gleichheit des Hanges zu den zügellosesten Leidenschaften sie in den verschiedenen Perioden ihres Lebens, zuerst zur Freundin und Gespielin, dann zur Dienerin und innigsten Vertrauten einer Theodora gemacht hatte und daß, wenn die Eifersucht des Lasters die beiden liederlichen Weiber von einander

trennte, sogleich ein gemeinsames, großes Verbrechen, wie z. B. die Verfolgung, Peinigung und Ermordung eines heiligen Pabstes, sie wieder aussöhnte und zu neuen Schändlichkeiten nur noch enger, als vorher verband; daß ferner Belisars Ruhm, wie jede seiner Tugenden, durch die Wollust, den Geiz und die Grausamkeit seines Weibes nicht wenig befleckt wurden; daß er selbst, der bewunderte Eroberer Afrikas und Italiens, ein willenloser Sclave aller Launen eines ausschweifenden Weibes, nicht selten der Diener oder gar das Werkzeug ihrer Grausamkeit oder himmelschreienden Ungerechtigkeiten ward, und endlich als ein Gatte ohne Ehrgefühl, der in der Liederlichkeit seiner Frau seine eigene Schmach und Schande fühlte, und doch willig sie ertrug, in den Augen jedes Edeln zu der tiefsten Stufe der Verachtung herabsank: alles dieses ist dem Leser theils schon bekannt, theils in dem Laufe dieser Geschichte, bei sich darbietender Gelegenheit, mit wenigen Worten darauf hingedeutet worden.

2. Der Buhle, den Antonina in den Feldzügen in Afrika und Italien, unter den Augen ihres Gemahles, mit sich herumschleppte, war ein thracischer Junge und hieß Theodosius. Diesen Namen hatte er in Constantinopel erhalten; denn von obscuren, der Eunomianischen Ketzerei ergebenen Eltern in Thracien geboren, war er, kurz bevor die Flotte nach Afrika absegelte, erst getauft und, da Belisarius und seine Gattin Pathenstelle vertreten hatten, in die Familie seiner neuen geistlichen Eltern an Kindesstatt aufgenommen worden. Aber Antoninens Neigung zu ihrem geistlichen Sohne saß blos in ihrem durch unreine Begierden entflammten Blute. Ihr Betragen gegen ihn schweifte bald über alle Schranken der Zucht und des Wohlstandes hinaus; und schon auf der Seereise sah

jedermann: — nur Belisarius nicht — in dem thracischen Jünglinge den beglückten und begünstigten Liebhaber der schon längst nicht mehr in der Blüthenzeit ihrer Schönheit wie ihres Alters stehenden Antonina.*) In Carthago überraschte Belisar das ehebrecherische Gesindel in einem unterirdischen Gemache, ganz allein, ziemlich erhitzt und beinahe völlig entkleidet. Alle Spuren des Zorns zeigten sich schon in dem funkelnden Auge des beleidigten Gemahls. Aber Antonina, mit der Schande zu nahe verwandt, als daß Scham ihrem Gesichte auch nur eine leichte Röthe hätte abgewinnen können, rief mit der geheuchelten Miene der Unbefangenheit ihrem Gemahle froh entgegen: „Sieh, mein Bester! mit der „Hilfe dieses treuen, uns ganz ergebenen, jungen „Mannes suche ich unsere größten Kostbarkeiten hier „in Sicherheit zu bringen und vor den Nachforschungen der Spione Justinians zu verbergen.“**) — Mehr bedurfte es nicht; und Antoninens wenige Worte wirkten mächtiger auf den gutmüthigen Ehemann, als das Zeugniß seiner sämmtlichen fünf Sinne. Er dankte seiner um ihn so besorgten Gemahlin, und belobte nicht minder die treue Anhänglichkeit des, ihm und seinem Hause so sehr ergebenen Theodosius. Ruhig legte dieser nun sein Gewand wieder an, entzog sich aber so bald als möglich, wenigstens

*) Bei einigen andern Gelegenheiten gibt Procopius Antoninens Alter ganz bestimmt an. Vergleicht man nun die verschiedenen Zeiten gegen einander; so ergibt es sich, daß Belisars Gemahlin damals fünfzig Jahre alt gewesen seyn muß.

**) Aus dieser Rede sollte man beinahe schließen, daß in Afrika Belisars und Antoninens Reichthümer nicht gerade auf ganz edelm oder erlaubtem Wege möchten vermehrt worden seyn.

für jetzt, jeder weitern Unterhaltung mit seinem Herrn.

3. Ihrer Herrschaft über das Herz wie über den Kopf ihres Gemahls bewußt, überließ sich nun Antonina ohne Scheu und Scham ihrer unzüchtigen Liebe zu dem thracischen Jüngling. Ihre Ausschweifungen gingen bald so weit, daß sie endlich selbst die nächsten Umgebungen der Buhlerin, nämlich Antoninens Gesellschafterinnen, Diener und Dienerinnen empörten. In Syrakus gab Macedonia, obgleich sie selbst mit Antonina auf so ziemlich gleicher Linie stand, dem betrogenen Gemahl zuerst einige versteckte Winke über die ehrlose Aufführung seiner Frau; da sie aber Belisarius Schwachheit gegen Antonina kannte, so entdeckte sie ihm nicht eher das ganze schändliche Gewebe von Treulosigkeit, als bis er unter einem feierlichen Eide ewige Verschwiegenheit ihr zugesichert hatte. Belisarius wirkliche oder nur dem Scheine nach angenommene Täuschung hatte nun ein Ende. Macedonia gab ihm überzeugende Beweise, und rief unter andern auch zwei von Antoninens Kämmerlingen herbei, welche in Belisars Gegenwart bekannten, daß sie selbst schon öfters Augenzeugen der unkeuschen Umarmungen Antoninens und Theodosius gewesen wären.

4. Belisar beschloß, den Verbrecher, wie er es verdiente, zu bestrafen. Einige von der Leibwache erhielten Befehl, den Theodosius zu ergreifen und hinzurichten. Aber von wohl besoldeten Spähern gut bedient, erfuhr Antonina bei Zeiten das gegen ihren Buhlen gefällte Urtheil. Der thracische Junge entwischte demnach aus dem Palaste, hielt sich ein paar Tage auf der Insel verborgen, bestieg dann ein segelfertiges Schiff und entfloh glücklich nach Ephesus.

Dem Constantinus, einem der besten und tapfersten Anführer im Heere, der das Vertrauen des Feldherrn besaß, klagte Belisarius seinen geheimen, häuslichen Gram. Mit seiner gewöhnlichen Freimüthigkeit gab Constantinus ihm zur Antwort, daß, wenn Er an seiner Stelle wäre, er nicht den Ehebrecher, sondern die Ehebrecherin bestrafen, und in dem Blute des treulosen Weibes seine eigene, befleckte Ehe wieder rein waschen würde.

5. Wie es scheint, war dem Belisarius seine Täuschung so lieb geworden, daß man höchstens nur auf einige Augenblicke ihn derselben entreißen konnte. Antoninens Thränen und Betheuerungen überzeugten ihn auf das neue wieder von der Unschuld seiner Gemahlin und der Bosheit ihrer Ankläger und, völlig mit derselben ausgesöhnt, bat Belisar seine treue Antonina des unwürdigen Verdachtes wegen um Verzeihung, den er, durch falsche Anklage bethört, einen Augenblick auf die Reinheit ihrer Tugend geworfen hätte. Aber damit war jetzt Antonina noch nicht zufrieden; sie bestand darauf, daß man die Verläumder anzeigen und deren Bestrafung ihr überlassen müßte. Seiner schuldlosen, schwer beleidigten Gattin, glaubte Belisarius, diese kleine Genugthuung schuldig zu seyn. Durch die Diener ihrer Rache ließ Antonina die Macedonia und beiden Kämmerlinge heimlich verhaften. Den Unglücklichen wurden die Zungen aus dem Halse geschnitten, alle drei hierauf erdrosselt, deren Körper in mehrere Stücken zerhackt und nahe bei Syrakus in das Meer geworfen.*) Dem Constantinus konnte

*) Auch den Theodosius selbst mußte Belisarius um Verzeihung bitten; wenigstens ihm mehrere sehr dringende Einladungsschreiben senden und ihn ersuchen, nach Italien zu kommen und als Intendant des Hauswesens in

Antonina ihren Zorn damals noch nicht fühlen lassen; aber sie schwur ihm blutige Rache, und diese zu befriedigen, führte nun leider! der hitzige ungestümme Constantinus jetzt selbst die unselige Gelegenheit herbei.

6. Nach dem, gleich im Anfange der Belagerung unternommenen, aber für die Gothen so unglücklichen Sturm auf Rom, hatte Vitiges in der ersten Aufwallung seines Zorns den Befehl gegeben, alle als Geißeln nach Ravenna gebrachte römische Senatoren zu ermorden. Der grausame Befehl ward vollzogen; und nur zwei oder drei hatten das Glück, durch schleunige Flucht dem Tode zu entgehen. Unter diesen befand sich Präsidius, ein angesehener Römer von sehr großem Vermögen, der aber den größten Theil desselben durch den Krieg und die jetzt in Italien herrschende Verwirrung verloren hatte. Auf seiner Flucht kam er zuerst nach Spoletto, und von

---

dem Palaste des Belisars seinen Dienst wieder anzutreten. Photius, Antoninens leiblicher Sohn aber, welcher sich dem Theodosius bisher ungünstig erwiesen hatte, mußte seinen Stiefvater verlassen und nach Constantinopel zurückkehren. — Verdient Antonina, als ein scham- und ehrloses Weib jetzt schon im höchsten Grade unsere Verachtung; so werden wir sie nun auch bald als ein, jeder Empfindung einer Mutter, jedem Gefühle der Natur entsagendes Ungeheuer, das seinen eigenen Sohn mit unmenschlicher Grausamkeit verfolgt, an dessen Qualen und Martern sich ergötzt und gleichsam mit lechzender Zunge das Blut eines edlen, schuldlosen Jünglings schlürft, noch ungleich mehr verabscheuen. — — So war das Weib, das, um das Maß seiner Greuel voll zu machen, nun auch in dem gleich folgenden Abschnitte, als die lügenhafte und ruchlose Anklägerin eines großen, frommen und heiligen Pabstes auftreten wird.

allen seinen Schätzen war ihm nichts übrig geblieben, als zwei in Gold eingelegte, mit einer Menge Juwelen von hohem Werthe besetzte Dolche. In Spoletto führte damals Constantinus den Oberbefehl. Er kannte den Präsidius nicht, hielt dessen Person für verdächtig, ließ ihn daher anhalten und seine Papiere und Effekten durchsuchen. Man fand die beiden so eben erwähnten Dolche, und diese gefielen dem Constantinus so ungemein wohl, daß er ohne weiters sich dieselben zueignete. Als Präsidius bald darauf seine Freiheit wieder erhalten hatte, begab er sich nach Rom, fest entschlossen, bei dem Oberfeldherrn gegen Constantinus Klage zu führen. So lange die Belagerung dauerte und Roms Erhaltung die ganze Aufmerksamkeit des Feldherrn in Anspruch nahm, wollte Präsidius ihn nicht mit einer Privatangelegenheit belästigen. Als aber der Waffenstillstand geschlossen war, ging er zu Belisarius und klagte wegen des erlittenen Verlustes und der von Constantin ihm zugefügten Beleidigung. Belisar gab seiner Klage Gehör und versprach dem Beleidigten schleunige Wiedererstattung der ihm geraubten Kostbarkeiten. Aber Constantinus achtete nicht der von Belisar ihm dieser Sache wegen gegebenen Ermahnungen. Er hielt den Kläger und dessen Klage für zu unbedeutend, als daß sie seine, wirklich nicht kleinen kriegerischen Verdienste um den Staat, auf der Wagschale der Gerechtigkeit überwiegen könnten. Präsidius, entrüstet über die lange Zögerung, war entschlossen, das Aeußerste zu wagen. Er begegnete dem Belisarius, als derselbe über das Forum ritt. In Gegenwart einer Menge Volkes fällt Präsidius dem Pferde sogleich in die Zügel, und fordert mit dem Hochsinne eines alten Römers und mit lauter Stimme von dem Feldherrn die jedem römischen Unterthan gebührende Wohlthat der bestehenden Gesetze.

7. Belisarius Ehre stand jetzt auf dem Spiele. In Gegenwart mehrerer Officiere vom ersten Range ermahnte er noch einmal, und zwar dringender als bisher, den Constantinus, zu Wiedererstattung der dem Präsidius gehörenden Kostbarkeiten. Der Verweis des Feldherrn unter den Augen so vieler Zeugen empörte den Stolz des Constantinus. Unbesonnen rief er aus, daß er beide Dolche lieber in das Meer werfen, als dem Präsidius wieder zurückgeben würde. Zorn funkelte jetzt in den Augen des Belisars, und den Uebermüthigen hart anfahrend, fragte er ihn mit der Miene und dem Tone eines mit unumschränkter Vollmacht ausgerüsteten Stellvertreters des Kaisers, ob er wohl wisse, daß er Macht und Gewalt habe, es ihm auf der Stelle zu befehlen; zu gleicher Zeit rief er seine Leibwache herein. Das Erscheinen der Trabanten hält Constantinus für ein Vorspiel seines nahen Todes, und in der Verzweiflung stürzt er sich jetzt mit gezücktem Dolche auf seinen Feldherrn. Nur durch eine schnelle Wendung hinter den neben ihm stehenden Bessas entgeht Belisar dem tödtlichen Stoß. Die beiden Feldobersten, Valerian und Ildiger, fallen dem Rasenden unter die Arme und entwinden seinen Händen den Dolch. Von der Wache vollends entwaffnet, wird er in ein entfernteres Gemach geführt und nach einer Stunde, auf das Betreiben der jetzt über ihren Feind triumphirenden Antonina, von den Trabanten des Belisars, auf dessen Befehl, mit vielen Wunden ermordet. — Unstreitig hatte Constantinus das Leben verwirkt. Aber Belisarius, wollte er ihn nicht begnadigen, mußte das Schicksal des Unglücklichen dem Spruche eines gesetzmäßig niedergesetzten Kriegsgerichtes überlassen. Forderten die römischen Kriegsgesetze den Tod des Verbrechers; so mußte er fallen als ein Opfer der öffentlichen Gerechtigkeit, aber nicht als das Schlachtopfer der blutigen Rache

eines ehrlosen, mit Schande und Schmach bedeckten Weibes.

8. Belisarius grausame Willkühr empörte alle Herzen seiner Officiere. Man vergaß das Verbrechen des Constantinus, erinnerte sich nur seiner Tapferkeit und geleisteten großen Dienste, schrieb sein Vergehen seiner Verzweiflung zu und sah in seinem Tode nicht die Bestrafung eines Verbrechens, sondern blos die Befriedigung der Rachgier eines blutdürstigen Weibes. Viele der Anführer in dem Heere hatten, gleich dem Constantinus, Manches auf nicht minder unerlaubtem Wege sich erworben. Alle diese zitterten nun vor ähnlichem Schicksale. Argwohn und Mißtrauen lagerten sich jetzt zwischen Belisarius und seinen höhern Officieren, und ein großer Theil des Heeres ward erschüttert und wankend in seiner bisherigen treuen Anhänglichkeit an den Feldherrn. Diese jetzt immer mehr zunehmende Spannung der Gemüther hatte bald den verderblichsten Einfluß auf die Angelegenheiten der Römer in Italien; und wir werden in Kurzem die Zerstörung und den Untergang einer großen und volkreichen Stadt und das grauenvolle Niedermetzeln von dreimalhunderttausend ihrer Einwohner als eine Folge dieser unseligen Spaltung zu bejammern haben.

Belisarius ahndete nicht, welche Wolken von Verdruß und Unannehmlichkeiten jene übereilte That, oder vielmehr seine sclavische Folgsamkeit gegen den Willen seines Weibes, über ihn herbeiführen würde. Er überwandt zwar alles durch seine Klugheit, Standhaftigkeit und persönliche Tapferkeit; aber durch die Grausamkeit seines Weibes war nun einmal doch seine Feldherrn-Glorie in den Augen seines Heeres auf lange Zeit verdunkelt. Indessen wäre es immer noch

ein Glück für ihn gewesen, wenn diejenige, welche die Gefährtin seines Ruhms wie seines Lebens hätte seyn können, nicht nachher auch seinen Ruhm und seine Würde als Christ, Mensch und Staatsbürger, noch ungleich mehr befleckt, noch ungleich schändlicher besudelt hätte.

XL.

1. Die Entsetzung des Afterpatriarchen Anthimius, so wie die Verbannung der vornehmsten Häupter der Eutychianischen Secte hatten den Unwillen der Kaiserin Theodora auf das höchste gereizt und ihr Zorn war um so heftiger, je mehr sie ihn vor ihrem Gemahl, dem Kaiser verbergen mußte. Gewöhnt, alles unter ihren Willen sich beugen zu sehen, dabei überzeugt, zu Ausführung jedes Frevels stets eben so taugliche als willige Werkzeuge zu finden, umfaßte ihr unsauberer Geist jeden verwegenen und ruchlosen Plan, so bald sie dadurch nur irgend einen ihrer leidenschaftlichen Zwecke erreichen konnte. Das Concilium von Chalcedon haßte Theodora von ganzem Herzen; und mit aller, den Sectenhäuptern gewöhnlich eigenen Wuth war sie den Irrthümern der Eutychianer ergeben. Aber Justinian bekannte sich zu den Beschlüssen des Chalcedonischen Conciliums und hatte die Coriphäen und Wortführer der Akephalen verbannt. Um also das Concilium von Chalcedon zu verdrängen, mußte sie auch den Glauben ihres Gemahls stürzen, und um das Eine wie das Andere zu erreichen, sah sie kein anderes Mittel, als selbst das Oberhaupt der Christenheit, den Pabst nämlich, zum Genossen und Mitschuldigen ihres boshaften Strebens zu machen. Daß dieses von dem ehrwürdigen Pabste Silverius

nicht zu erwarten sey, daran zweifelte sie keinen Augenblick; sie warf daher ihre Augen auf den Diacon Vigilius, welcher in dem Gefolge des verstorbenen Pabstes nach Constantinopel gekommen, nach Agapets Tod noch einige Zeit dort geblieben und dessen unerlaubtes, ehrgeitziges Streben nach der Päbstlichen Würde ihr schon aus frühern Zeiten bekannt war. *)

2. Eine Meisterin in allen Künsten der Verstellung, wußte Theodora den Ungestüm, mit welchem sie jede ihrer verderblichen Launen zu befriedigen suchte, stets unter ein wohlberechnetes, nie über die Grenzen des Anstandes hinausschweifendes Aeußere zu verbergen. Sie ließ also den Vigilius zu sich rufen, schmeichelte dessen Stolz, indem sie mit erkünstelter Theilnahme ihm sagte, wie tief es sie schmerze, einen Mann von seinen Verdiensten nicht auf jenem erhabenen Posten stehen zu sehen, auf welchen seine ausgezeichneten Talente ihn längst schon berufen hätten; beklagte hierauf die in der Kirche herrschende Verwirrung, bemerkte dabei, wie leicht es wäre, durch Verwerfung des Afterconciliums von Chalcedon und gemeinsames Mitwirken mit den heiligen Bischöfen Anthimus, Severus, Petrus von Apamea rc. überall Friede und Eintracht in der Kirchen wieder herzustellen, und machte dem Vigilius endlich das Anerbieten, ihn, wenn er diese Bedingungen erfüllen wollte, auf den päbstlichen Stuhl

*) Es ist dieses der nämliche Vigilius, welcher, wie wir schon in einem der vorhergehenden Abschnitte erzählt, durch List und allerlei Intriguen den Pabst Bonifacius den Zweiten, gleich in den ersten Wochen nach dessen Erhebung, zu dem falschen gesetzlosen Schritt bewogen hatte, ihn zu seinem bestimmten Nachfolger auf dem päbstlichen Stuhl zu erklären und von den anwesenden Bischöfen dafür anerkennen zu lassen.

zu erheben. Da man zu seinem Stande auch etwas Geld nothwendig habe; so versprach sie noch ferner, ihm sogleich 700 Pfund Goldes auszahlen zu lassen, und auch einen schriftlichen Befehl an Belisarius in Rom zu geben, daß dieser den Silverius seiner Würde entsetze, und Vigilius an dessen Statt auf den alsdann erledigten päbstlichen Stuhl erhebe.

Sacarell. Hist. ecc T. 11. ad ann. 537. §. 4 ex Sep.

3. Um Pabst zu werden, versprach Vigilius alles, was man nur haben wollte. Als Theodora sah, daß sie ihren Mann gefunden hatte, wollte sie, auf den Rath des Vigilius, doch erst gelindere Wege versuchen. Sie schrieb an den Pabst, er möchte zum Kaiser und zu ihr nach Constantinopel kommen, das Concilium von Chalcedon verwerfen und mit den, von Agapet verdammten Bischöfen Kirchengemeinschaft eingehen. Der schalkhafte Diakon wußte wohl, daß der Pabst von allem diesem nichts thun würde.

4. Als Silverius das Schreiben der Kaiserin erhalten hatte, rief er aus: Nun sehe ich, daß diese Sache endlich noch meinen Tod zur Folge haben wird. — Der Kaiserin antwortete der Pabst, daß er ihren Forderungen nie Genüge leisten werde. Männer, die als offenkundige, verstockte Irrlehrer rechtmäßig wären verdammt worden, könne er nicht wieder in ihre Würden einsetzen, mithin auch nicht Kirchengemeinschaft mit ihnen eingehen. — Vigilius erhielt nun die 700 Pfunde Goldes nebst dem Befehle an den Belisarius, und reiste unverzüglich nach Rom damit ab.

5. In dem Schreiben an Belisarius hatte die Kaiserin sich sehr kurz ausgedrückt: „Suche dir den Pabst vom Halse zu schaffen; ihn zu entsetzen und eiligst zu uns (nach Griechenland) zu senden, und sorge

kann dafür, daß kein anderer als Vigilius gewählt werde, welcher uns versprochen hat, den Patriarchen Anthimus wieder einzusetzen *)." — Als Belisarius der Kaiserin Brief gelesen hatte, machte er es, wie auch Pilatus es ehemals gemacht hatte. „Ich muß," sagte der knechtische Diener der schändlichen Theodora, „den erhaltenen Befehl befolgen; aber derjenige, der „an dem Tode des Pabstes Silverius Schuld seyn „wird, mag es einst vor Gott verantworten."

Ueber die Mittel, den Pabst zu unterdrücken, war Belisarius indessen sehr verlegen. Aber Antonina, welche von Theodora schon geheime Instruktionen erhalten hatte, half ihrem theuern Gemahl bald aus der Verlegenheit. Ein Advocat, Namens Marcus, mußte einen Brief des Silverius an den Gothenkönig zusammenschmieden, und Julianus, ein Officier von der Leibwache des Belisarius, vorgeben, ihn auf den Vorposten aufgefangen zu haben. In dem schändlich unterschobenen Briefe schrieb Silverius dem Vitiges, er möchte zu einer gewissen Zeit mit auserlesener Mannschaft sich vor dem Asinarischen Thor einfinden; Er, der Pabst werde ihm dann ein Thor öffnen, die Stadt sammt dem Patricier Belisarius ihm in die Hände liefern **).

---

*) Vide aliquas occasiones in Silverium Papam; depone illum et certe festinus transmitte eum ad nos. Ecce ibi habes Vigilium archidiaconum, et Apocrisiarium nostrum charissimum, qui nobis pollicitus est revocare Anthimium Patriarcham. Anast. p. 171. tom. 3.

**) Abgeschmackt und ärgerlich ist es, wenn neuere Geschichtschreiber, trotz dem einstimmigen Zeugniß aller alten Schriftsteller, diesen Vorgang als ein wahrhaftes historisches Faktum darstellen, mithin den Pabst

7. Das Oberhaupt der Kirche, der sichtbare Statthalter Jesu, erhielt Befehl, vor dem Stellvertreter des Kaisers in dem Pincischen Palaste zu erscheinen. Silverius kam. Belisarius und Antonina sagten ihm, daß eine schwere Anklage gegen ihn erhoben sey; er jedoch ein sicheres Mittel in Händen habe, der ihm drohenden Gefahr zu entgehen. Es käme nur darauf an, den Willen der Kaiserin zu erfüllen, das Concilium von Chalcedon zu verdammen und den Anthimius und die andern Bischöfe in seine Kirchengemeinschaft aufzunehmen. Silverius betheuerte seine Unschuld, ließ aber Theodorens Sachwaltern auch nicht einen Schein von Hoffnung, daß er je ihren sträflichen Foderungen sich fügen werde. Bei dem Herausgehen aus dem Palaste sagte der Pabst den ihn begleitenden Geistlichen die unerhörten Zumuthungen, die man ihm gemacht habe, und begab sich hierauf nach der, nach der heiligen Märtirin Maria Sabina genannten Kirche *). Hier kam Photius, Antoninens

---

einer wirklichen Verrätherei beschuldigen. Wenn Silverius in der That dieses Verbrechen begangen hat, warum verweigerte man denn ihm die so oft und dringend begehrte gerichtliche Untersuchung? Warum ward, als man den Brief auffieng, nicht auch der Bote, welcher den Brief überbringen mußte, verhaftet und, um den Pabst seiner Schuld zu überführen, ihm derselbe gegenübergestellt? warum wurden, als der Kaiser eine Untersuchung befohlen hatte, dessen Befehle dennoch nicht befolgt, und endlich, um dieser von Silverius Feinden so sehr gefürchteten Untersuchung auszuweichen, der Pabst sogar in seinem Gefängnisse ermordet? Wie viele Kamele muß nicht der boshafte Partheigeist verschlucken, ohne jedoch einer seiner Lügen auch nur einen entfernten Grad von Wahrscheinlichkeit geben zu können!

*) Anastasius und Liberatus ergänzen sich hier gegenseitig; und man muß beide aufmerksam vergleichen, um durch

Wohl erster Ehe zu ihm, beschied ihn abermals nach dem Palaste, und versicherte ihn mit einem Eide, daß man ihn ungekränkt zu seiner Kirche wieder werde zurückkehren lassen. Die Begleiter des Pabstes baten ihn, den Eidschwüren der Griechen nicht zu trauen; demungeachtet folgte Silverius der erhaltenen Ladung. Von Seite des Belisarius und der Antonina wieder die nämlichen Zudringlichkeiten, wie früher; von Seite des Pabstes der nämliche feste und ernste Widerstand wie das erstemal. Der eidlichen Zusage wegen, ließ man den Pabst wieder in seine Kirche zurückgehen; aber sein Untergang ward nun unwiderruflich beschlossen. Unter einem nichts sagenden Vorwand ward er schon am folgenden Tage wieder zu Belisarius gerufen. Silverius sah wohl ein, daß man ihn durch List zu fangen suche *). Inbrünstig betete er zu Gott, übergab demuthsvoll sein Schicksal in die Hand der Vorsehung und ging mit dem frohen Muthe eines heiligen Bekenners nach dem Picianischen Palast. Als er dort ankam, mußte die ihn begleitende Geistlichkeit in einem der äußersten Vorsäle zurückbleiben und der Pabst ward ganz allein und ohne alle Begleitung nach dem Gemach des kaiserlichen Feldherrn geführt.

8. Obschon Belisarius, um sich in der Gunst der Kaiserin zu erhalten, an der Kirche Jesu, deren treuer Verehrer er bisher wenigstens dem Aeußern nach gewe-

---

richtige Combinirung ihrer Angaben das ganze Detail dieser schändlichen und grausamen Farce kennen zu lernen.

*) Der Eid, welchen Photius geschworen hatte, war zweideutig abgefaßt. Man konnte denselben eben sowohl auf jedesmaliges Erscheinen des Pabstes vor dem Belisarius, als auch blos auf die eine, von Photius ihm gemachte Einladung anwenden.

sen war, nun zum schändlichen Verräther ward; so wollte er doch bei dem Bubenstück, das jetzt ausgeführt werden sollte, nicht gerade die Hauptrolle spielen; er überließ dieses seinem, durch lange Praxis, hierin zur Virtuosin gewordenen Weibe. Antonina lag auf einem prächtigen Ruhebette; demüthig saß zu ihren Füßen ihr gehorsamer Gemahl. Sobald der heilige Vater hereintrat, rief sie ihm gleich mit kreischender Stimme entgegen: „Pabst Silverius! Was haben wir Euch gethan, daß Ihr uns alle an die Gothen verrathen wollet?“ Silverius wollte antworten; aber sie ließ ihn nicht zum Worte kommen; ein Strom von Vorwürfen ergoß sich über den heiligen Vater, und während sie noch geiferte und schrie, trat Eugenius, einer ihrer in allen ihren Schlechtigkeiten eingeweiheter Bösewicht *) mit noch zwei erkauften römischen Diaconen herein, rissen dem heiligen Pabste das Pallium vom Leibe, zogen ihm sein Gewand aus, warfen ihm eine Mönchskutte über und führten ihn als einen Gefangenen in ein entferntes Gemach. Einer der beiden niederträchtigen Diacone gieng hierauf zu den Geistlichen heraus, welche den Pabst nach dem Palaste begleitet hatten, verkündete denselben, was geschehen war, sagte, Silverius sey nicht mehr Pabst, sondern gehe jetzt, in eine Mönchskutte gehüllt, seiner fernern Bestimmung entgegen. Ausser sich vor Entsetzen über eine so unerhörte Gewaltthat verließen sie eiligst einen Palast, dessen Mauern Zeugen eines beispiellosen sacrilegischen Frevels gewesen waren. Der Eine floh dahin, der Andere dorthin.

*) Fuit ille minister sceleris, quidam ex famulis, Eugenius nomine, qui commissi contra Silverium piaculi satelles fuerat. Procop. hist. arc. c. 1. D.

9. Gleich des andern Tages versammelte Beli sarius die gesammte Geistlichkeit der Kirche von Rom, erklärte, daß Silverius der päbstlichen Würde wäre entsetzt worden, mithin ein neuer Pabst müßte gewählt werden und empfahl hiezu im Namen des Kaisers den frommen, verdienstvollen Vigilius. Furcht und Staunen lähmten die Zungen der Anwesenden. Diejenigen, welche Miene machten, Widerstand leisten zu wollen, wurden durch Belisars drohende Worte eingeschüchtert, und so ward nun Vigilius, zum Aergerniß der gesammten Christenheit, zum Pabste gewählt, oder vielmehr der trauernden, ihres Gemahls beraubten, von einer gekrönten Buhldirne gehöhnten Kirche Jesu als Afterpabst aufgedrungen.

10. Der heilige Silverius ward als ein Verbannter nach Patara in Lycien geführt. Aber der Bischof des Orts, voll heiligen Eifers, mithin furchtlos vor den Blitzen der Mächtigen dieser Erde, machte sich sogleich auf den Weg nach Constantinopel, trat unerschrocken vor den Kaiser und sagte: „Herr! die furchtbaren Gerichte Gottes wirst Du über Dein Haupt herbeiführen, da Du den sichtbaren Stellvertreter des Sohnes des lebendigen Gottes so grausam hast mißhandeln lassen.“ — Der Kaiser wußte von Allem, was vorgefallen war, noch nichts. Aber die mit höherer Weihe gesprochenen Worte des Bischofes machten so tiefen Eindruck auf ihn, daß selbst Theodorens Einfluß nichts dagegen vermochte. *) Justi-

*) Ueberall, zu jeder Zeit und in jedem Jahrhundert, wie auch nur immer das Unding, das man Zeitgeist nennt, beschaffen seyn mag, würden auf die Großen dieser Erde die Worte der Bischöfe gewiß den nämlichen Eindruck machen, sobald dieselben nur einmal aufhören wollten, bloße Hofbischöfe zu seyn; es ihnen dafür besser ge-

man befahl, den Pabst Silverius sogleich wieder nach Italien zurückzubringen und über die gegen ihn erhobene Anklage eine gerichtliche Untersuchung anzustellen. Fände es sich, setzte der Kaiser hinzu, daß Silverius wirklich einen unerlaubten Briefwechsel mit den Gothen gepflogen hätte; so sollte er zwar Pabst bleiben, jedoch nicht mehr in Rom, sondern an einem andern Orte in Italien seinen Wohnsitz nehmen. Würde er aber unschuldig befunden, so sollte er mit allen ihm gebührenden Ehrenbezeugungen in seinen bischöflichen Palast in Rom wieder eingeführt werden.

11. Um Belisarius und Antonina noch mehr auf seine Seite zu ziehen, hatte Vigilius ihnen von dem von der Kaiserin erhaltenen Gelde zweihundert Pfund Goldes versprochen. Als er jetzt von Justinians gegebenem Befehle und der Rückkehr des Silverius Kunde erhielt, begab er sich sogleich zu dem edeln Paare und erklärte, daß er, wenn Silverius zurückkäme und vielleicht gar den päbstlichen Stuhl wieder besteigen sollte, auch nicht die versprochenen zweihundert Pfund Goldes bezahlen könnte. Antonina, eben so habsüchtig als grausam, wollte das wohl verdiente Blutgeld nicht entbehren. Man kam überein, den Pabst Silverius, bis dessen Sache untersucht und entschieden wäre, unter die strengste Aufsicht des Vigilius zu stellen. Sobald also der heilige Vater angekommen war, ward er sogleich einigen von Vigilius dazu ernannten Defensoren der römischen Kirche über-

---

stele, unerschrockene Hirten der ihnen von Jesu Christo anvertrauten Heerden zu seyn und sie alsdann, gleich dem großen Apostel, mit Wahrheit sagen könnten: „Suche ich den Menschen zu gefallen, so bin ich nicht Christi Knecht rc.“

gehn und von diesen gefänglich nach der Insel Palmaria gebracht.

12. Antonina, die, vermöge der erhaltenen geheimen Instruktionen, wohl wußte, daß sie alles wagen dürfte und, je grösser ihre Frevel wären, desto mehr sie auch in der Gunst ihrer gottlosen Gebieterin steigen würde, sorgte nun dafür, daß bald alle fernere Untersuchung überflüssig ward. In seinem Gefängnisse in Palmeria erfuhr der heilige Silverius anfänglich die härteste Behandlung. Aber weit erhaben über jedes Schicksal, blieb Silverius ungebeugt bei allen Verfolgungen seiner Feinde. In seinem Gefängnisse verdammte und excommunicirte er den frechen, gewissenlosen Räuber seines apostolischen Stuhles, vergaß nicht das Mindeste seiner erhabenen Würde und erhielt von vielen Bischöfen, unter andern von Amator, Bischof in Autün, die mannigfaltigsten Beweise ihrer Ehrfurcht und Bewunderung. Als seine Peiniger sahen, daß sie auf dem Wege harter Mißhandlung ihren Zweck vielleicht erst spät erreichen würden, so schritten sie zu expeditivern Mitteln. Man entzog nämlich dem Pabste alle Nahrung*) und ließ ihn, in dem strengsten Sinne des Wortes, eines grausamen Hungertodes sterben. Der Heilige verschied am 20. Julius 538. Durch mehrere am Grabe des Silverius gewirkten Wunder gab Gott dem Bekenner seines allerheiligsten Namens Zeugniß vor den Menschen. Die Kirche ordnete ihn den Heiligen bei, und verehrt auch heute zu Tage noch dessen Andenken in jedem Jahre am 20. Julius.**)

*) — — Per suos servos et *Eugenium* Antoninae sicarium, sive vi adhibita, sive inedia mori coegerunt. Sacar. t. II. p. 359.

**) Baronius, Petavius und Alexander Natalis setzen den

[illegible] Procopius berichtet, daß die dem Belisarius bisher stets so sichtbar schützende Hand der Versehung sich ihm von jetzt an öfters entzogen und, wie wir bald selbst hören werden, ihn ebenfalls den Verfolgungen seiner Feinde und sogar öffentlicher Schmach Preis gegeben habe. Aber Belisarius selbst bereuete bald den schändlichen, seinen Namen ewig befleckenden Antheil, welchen er an der blutigen Verfolgung eines heiligen Pabstes genommen hatte. Um seine Missethat zu sühnen, erbauete er in Rom eine Kirche, und die Inschrift, welche er darauf setzen ließ, beurkundete der Nachwelt viele Jahrhunderte hindurch sowohl Belisars grauenvolle Schuld, als auch dessen nachher tief darüber gefühlte Reue.

Baron. 5.18. §. 9.

Hanc Vir Patricius Vilisarius Urbis Amicus
Ob Culpae Veniam Condidit Ecclesiam
Hanc Idcirco Pedem Sacram Qui Ponis In Aedem
Ut miseretur Eum Sape Precare Deum. *)

Ibid.

Tod des heiligen Silverius in das Jahr 540. Aber daß dieß ein Irrthum ist, wird in Sagan. hist. eoc. p. 359 vollkommen befriedigend erwiesen.

**) Die von Belisarius erbauete Kirche existirt nicht mehr; aber man liest die obige, in einen Stein eingegrabene Aufschrift noch an einer Wand derjenigen Kirche, welche dem Orden der Kreuzträger zu Rom zwischen dem picianischen und quirinalischen Hügel gehört.

Baron. Ann. ibid.

Ferner sind in dieser und durch alle Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und des Elsasses um beigesetzten Preise zu haben.

Binterim, Dr. A. J., die vorzüglichsten Denkwürdigkeiten der christkatholischen Kirche, mit besonderer Rücksichtnahme der christkatholischen Kirche in Deutschland; 6 Bände, jeder Band in 2 Theilen. gr. 8. Subscriptionspreis jeden Theiles 2 fl. 24 kr. oder 1 Rth. 12 gr.
Ladenpreis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rth. 16 gr.

Bullet, Abbé, Geschichte der Gründung des Christenthums, aus jenen jüdischen und heidnischen Schriftstellern zusammengetragen, welche einen gründlichen Beweis für die Wahrhaftigkeit dieser Religion darbieten. Aus dem Französischen übertragen von P. S. Weckers. gr. 8.

Butler, Alban, Leben der Väter und Märtyrer und anderer vorzüglichen Heiligen. Aus dem Französischen, übersetzt von Dr. Räß und Dr. Weis. 20 Bde. u. 1 Bd. Universal-Register, 21r und 22r Bd. enthält die beweglichen Feste der kathol. Kirche. Jeder Band im Subscriptionspreis 2 fl. oder 1 Rth. 3 gr.

— — die beweglichen Feste der katholischen Kirche. Aus dem Französischen übersetzt von Dr. Räß und Dr. Weis. 2 Bde. gr. 8. 4 fl. 48 kr. oder 2 Rth. 16 gr.

Carron, Abbé, die Glaubensbekenner in Frankreich, am Ende des 18ten Jahrhunderts; nach bewährten Urkunden. Aus dem Französischen übersetzt und mit neuen Berichten vermehrt von Dr. A. Räß und Dr. N. Weis. 4 Bände. gr. 8. 9 fl. 36 kr. oder 5 Rth. 8 gr.
Jeder Band 2 fl. 24 kr. oder 1 Rth. 8 gr.

Chateaubriand, Fr. Aug., die Schönheiten des Christenthums, oder Religion und Gottesdienst der Katholiken. 2 fl. oder 1 Rth. 6 gr.

Die alte und neue Erzdiöcese Köln, in Dekanate eingetheilt, oder das Erzbisthum Köln mit den Stiften, Dekanaten, Pfarreien und Vikarien sammt deren Einkommen und Collatoren, wie solche 1) im vierzehnten Jahrhundert, vor Luthers Zeit; 2) im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert, nach Luthers Zeit war; 3) nebst der allerneuesten Einrichtung im neunzehnten Jahrhundert. Aus mehreren noch ungedruckten Urkunden, Dekanatsakten, Dekanatsstatuten ꝛc. historisch dargestellt und Seiner erzbischöflichen Gnaden **Ferdinand August,** Erzbischof von Köln, gewidmet von den Verfassern Dr. Ant. Jos. **Binterim,** der Theologie Doctor ꝛc., Pfarrer zu Bilk und der Vorstadt Düsseldorf, und Joh. H. **Mooren,** Pfarrer in Wachtendonk. Erster Theil oder erste Epoche, mit einer Karte der Stifts- und Pfarrkirchen. 2 Bde. in gr. 8. Der Subscriptionspreis ist für jeden Band Netto 2 fl. 42 kr. oder 1 Rth. 12 gr. sächs. (1 Rth. 17 Sgr.)

Geissel, Joh., der Dom zu Speier (genannt der Kaiserdom), eine topographisch-historische Monographie. 3 Bde. gr. 8. Mit 2 lithographirten Blättern.

5 fl. 24 kr. oder 3 Rth. 6 gr.

Gerbet, Abbé P., die philosophischen Lehren des Herrn de Bonald und des Abbé de la Mennais über die Gewißheit, betrachtet in ihrem Verhältnisse zu den Grundlagen der Theologie. Nebst einem Anhange über den Grundsatz des Christenthums: **Ausser der Kirche kein Heil.** Aus dem Französischen übersetzt von J. G. E., einem protestantischen Geistlichen. gr. 8. 1 fl. 30 kr. oder 20 gr.

Katechismus, der römische, ins Deutsche übersetzt von **Felner.** 2 Bde. Neue Auflage. 1828.

3 fl. 30 kr. oder 2 Rth.

Klein, Karl, sämmtliche hinterlassene Predigten, enthaltend: die Sonn- und Festtagspredigten, besondern Fastenpredigten; Lobreden auf die allerseligste Jungfrau und

ewigen Seligen, und Schulreden. 4r bis 2n Jahrgangs
gr. 8. 4 fl. oder 2 Rth. 4 gr.

Krautheimer, M., vollständige Erklärung des Canisischen Katechismus, oder gründliche Unterweisung in der kathol. Religion zum Gebrauche für Seelsorger. 4 Theile in 3 Bdn. 8. 6 fl. oder 3 Rth. 12 gr.

Leben der Heiligen, ein Auszug aus dem Leben der Väter rc., bearbeitet von Dr. Räß und Dr. Weis. 4 Bde. 166 Bogen in 8. 9 fl. oder 5 Rth. 16 gr.

Lehr- und Gebetbuch für katholische Christen; vierte Auflage. kl. 8. Mit einem Titelkupfer.
Druckpapier 54 kr. oder 12 gr.
Schreibpapier 1 fl. 12 kr. oder 16 gr.

Leibnitz System der Theologie, nach dem Manuscripte von Hannover, den lateinischen Text zur Seite, ins Deutsche übersetzt von Dr. A. Räß und Dr. N. Weis, mit einer Vorrede von L. Doller. Dritte, mit einer neuen Abhandlung von den beiden Hrn. Uebersetzern verm. Aufl. gr. 8.

Mennais, Abbé de la, Versuch über die Gleichgültigkeit in Religionssachen, aus dem Französischen nach der 8ten Original-Ausgabe, von Math. Jos. Müller. 1r Band 2 fl. 48 kr. oder 1 Rth. 16 gr. (diesen habe ich aus dem Schmöller'schen Verlag erkauft).

Messe, die, an allen Sonn- und Feiertagen des Jahres. Aus dem Lateinischen übersetzt, mit einem Anhange von Gebeten. 8. auf Druckpapier 1 fl. 12 kr. oder 16 gr.
auf geglättetem Velinpap. 2 fl. 24 kr. oder 1 Rth. 8 gr.

Palmzweig, himmlischer, oder Unterhaltungen der Seele mit Jesu Christo in Andachtsübungen, Lytaneien und Gebeten, mit einem Titelkupfer. 18. Druckp. 45 kr. oder 10 gr.
Velinp. 1 fl. oder 14 gr.
geglätt. Velinp. 1 fl. 48 kr. oder 1 Rth.

[Ueber den Geist und die Folgen der Refor]mation. Ein Seitenstück zu Villers Darstellung der Reformation Luthers. gr. 8. Neue Auflage.

2 fl. 24 kr. oder 1 Rth. 8 gr.

Wanker, Ferdinand, (Professor und designirter Erzbischof zu Freiburg) Vorlesungen über Religion nach Vernunft und Offenbarung, für Akademiker und gebildete Christen. (Opus posthumum.) gr. 8. 1928. 2 fl. oder 1 Rth. 4 gr.

Werner, Fr., der Dom von Mainz und seine Denkmäler, nebst Darstellung der Schicksale der Stadt und der Geschichte der Erzbischöfe bis zur Erlöschung des Kurthums. 2 Bände. gr. 8. Mit Titelkupfer.

Jeder Band kostet: auf groß Velinp. 9 fl. od. 5 Rth. 12 gr.
auf fein weiß Druckp. 6 „ „ 3 „ 16 „
„ weiß Med. Druckp. 4 „ „ 2 „ 9 „

Abbildungen der Denkmäler mit lateinischer, deutscher und französischer Textbegleitung, kl. Fol., jedes Heft mit 6 Abbildungen und Textbegleitung 1 fl. 30 kr. od. 20 gr.



